



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

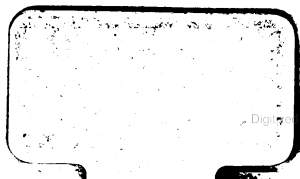
We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

36. a. 11













**W. Hauff's**

**s ä m m t l i c h e W e r k e .**

---

**Erster Band.**



**Wilhelm Hauff's**  
**sämmtliche Werke**

mit des Dichters Leben

von

**Gustav Schwab.**

---

**Fünfte Gesamtausgabe.**

**Erster Band.**

**Zweiter Abdruck.**

---

**Stuttgart:**  
**Nieger'sche Verlagsbuchhandlung.**

**1853.**



Druck der Krieger'schen Offizin in Stuttgart.

# Wilhelm Hauff's Leben

von

Gustav Schwab.





**W**ilhelm Hauff ward zu Stuttgart, wo sein Vater, August  
 Friedrich Hauff, damals als Regierungsekretär lebte, am 20. November  
 1802 geboren. Er war erst vier Jahre alt, als sein Vater die Sekre-  
 tärstelle bei dem königlichen Oberappellationstribunal erhielt, wel-  
 ches damals seinen Sitz in Tübingen hatte. Der Sohn folgte den  
 Eltern in diese Stadt, wo sein zwei Jahre älterer Bruder Hermann  
 schon seit einigen Jahren im Hause seines mütterlichen Großvaters, des  
 Obertribunalsrats Eißler, erzogen wurde. Im Jahre 1808 zog die  
 Familie wieder nach Stuttgart, wo der Vater zum Geheimen Sekretär  
 beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten befördert worden  
 war. Nach dem frühen Tode des Vaters (1809) blieb der ältere  
 Sohn im Hause des genannten Großvaters zu Tübingen, Wilhelm aber  
 bei der Mutter, die gleichfalls nach Tübingen gezogen war. Diese  
 vortreffliche Frau, eine geistliche und verständige Mutter, beaufsichtigte  
 in stiller Hingabe die Erziehung des Knaben. Sie hatte einen wohl-  
 thätigen Einfluß auf sein weiches, empfängliches Gemüth; auch sein  
 Talent, zu erzählen, bildete sich im häuslichen Kreise unter Mutter und  
 Schwestern fröhlich aus, ohne daß jedoch außerhalb des Hauses Jemand  
 etwas davon geahnet hätte. Vielmehr galt Wilhelm Hauff von der Zeit  
 an, wo man an den Geist des Kindes Ansehen macht, nur für einen  
 fleißigen, sanften, aber keineswegs für einen talentvollen Knaben.  
 Seine Kenntnisse durch die Klassen der „Schola anatomica“\* zu Tübingen

\* Der für Nichttübinger unverständliche Name dieser Schule kommt  
 von ihrer Lage auf einem in der Stadt selbst befindlichen Vorhügel des  
 benachbarten Degerberges, den unsere Lateiniker den ober vielmehr  
 großförenden Vorkern den Mons. anatomios nannten.

war durchaus nicht glänzend, und er verlor in dieser Periode, besonders durch die Vergleichung mit dem älteren Bruder, der Sprachtalent und Gedächtniß vor ihm voraus hatte. So kam es, daß, während Jener seinen klassischen Schulsack schon beinahe gefüllt hatte, er mit ziemlich mittelmäßigen Kenntnissen in die Klosterschule zu Blaubeuern aufgenommen wurde. Sehr bezeichnend für die Richtung, die sein Geist schon frühe genommen hatte, erscheint das Zeugniß, das der Rektor seiner Schule, ein sehr eifriger Schulmann, der. manchen trefflichen Lateiner gebildet hatte, und überhaupt die Geistesgaben seiner Schüler in dieser Beziehung herauszuleuchten und zu wecken wußte, unserem Hauff in das sogenannte Landexamen, wo die zum Studium der Theologie bestimmten Jünglinge, die in eines der niederen theologischen Landes-seminarien aufgenommen werden wollen, geprüft werden — an die Oberbehörde nach Stuttgart mitgab. In literis, besonders in der lingua hebraica, war Wilhelm sehr mittelmäßig prädicirt; dagegen machte der Rektor auf das überraschende Declamir-Talent des Knaben aufmerksam, damit der Arme doch auch Etwas für sich hätte, das ihn als vereinzigten geistlichen Redner empfehle. Eine schöne Anlage zur Mathematik und Musik zeigte sich erst in den spätern Jahren. Viel hatte jedoch zu jener Vernachlässigung der klassischen Studien eine zarte Constitution und periodische Kränklichkeit beigetragen, und erst in dem felsigen Albthale von Blaubeuern, an dem in Schwaben berühmten Blautopf (der sehr romantisch gelegenen tiefen Quelle des Blausäßchens) fing sein Körper mit der Entwicklung zu erstarren an. Hat nun die gleichsam öffentliche Laufbahn des Knaben nichts Merkwürdiges, so ist die freie Ausbildung seines Geistes desto interessanter. Von früher Jugend an war eine rege Aufmerksamkeit auf Alles, ein glückliches Auffassungsvermögen, und die Gabe, das Aufgefaßte gut wieder zu erzählen, an demselben auffallend, und wenn dieses schöne Talent weniger gewürdigt und gepflegt wurde, als dasselbe verdient hätte, so trug zum Theil unser Erziehungssystem die Schuld, welches das positive Lernen, namentlich der alten Sprachen, zur Hauptsache macht.

Eine unbegrenzte Wissbegierde, die sich vorzüglich durch das Verschlingen von Büchern jeder Art äußerte, theilte er mit dem ältern Bruder; dessen Beispiel ihn wohl noch früher dazu verführt haben mag, als er von selbst darauf gekommen wäre. Auffallend aber war schon im zehnten und elften Jahre sein Hang zu den Gebilden der Phantasie. Während die meisten Knaben in diesem Alter sich zu Geographie, Reisebeschreibungen, Technologie und dergleichen hingezogen fühlen, war ihm alles dies Nebensache, und er schwelgte am liebsten in leichten Historienbüchern und Romanen. Mit sehr vieler Lanne hat er später im ersten Bande seiner Memoiren des Saten diese Neigung dargestellt, und uns ein komisches Bild von seinem eigenen poetischen Treiben in der Schule unter fremdem Namen gegeben. Eine reiche Quelle eröffnete jenem Gange der große Büchersaal des alten Großvaters, eines gelehrten Juristen. Dieses Zimmer war überhaupt für die beiden Brüder recht eigentlich der Schauplatz ihrer Selbstbildung. Es befanden sich in ihm, außer juristischen, sehr schätzbaren historischen Werken und den alten Klassikern, die deutschen Klassiker der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und in ziemlicher Zahl die Romane von Smollet, Fiedling, Goldsmith und Andern. Die neue Literatur wurde einzig und allein durch Goethe und Schiller repräsentirt. Alles dies war vor dem vierzehnten Jahre gelesen und wieder gelesen. Daß eine so wunderliche, ja gefährliche Selbsterziehung die Brüder nicht verdorben, ist ein großes Glück zu nennen; daß sie bei Wilhelm so schöne Früchte getragen, ist ein Beweis für die gesunde Konstitution seines Kopfes, macht aber jene Methode, die jugendlichen Gehirn mit Bildern zu schwängern, um nichts empfehlenswerther.

Inzwischen war diese Leselust nichts weniger als ein behändiges Vertieftsein in die Bücher; die Lust zu spielen war vielleicht nie lebendiger in einer Kinderbrust, aber auch sie bezog sich auf jene herrschende Neigung. In den eigentlichen lärmenden Übungsspielen der Knaben im Freien hatte Wilhelm nie große Lust gehabt, aber dafür war wieder

jenes geliebte Wägenzimmer der Lummelpflanz, wo die Brüder häufig in mannigfaltigem Spiele darstellten, was sie gelesen oder gesehen hatten; denn jene langen Foliantenreihen waren reich an Bildern, groß und fein, gut und schlecht, aus allen Zeitaltern, und so bildete sich in den Köpfen der Knaben eine freilich sehr lächerhafte Geschichte in Bildern; namentlich aber prägte sich ihnen das Mittelalter und die Zeit seines Uebergangs in die neuere Geschichte gar lebhaft ein, weil dazu des Großvaters Folianten den meisten Stoff boten, und jene Periode wurde dadurch in der Phantasie der Brüder eine Art Lieblingsperiode. Sie, die Obz und Egmont und Wallenstein anwendig wußten, waren entzückt, in Hardlebers „Ursachen des deutschen Krieges“ die eisernen Fürsten und Herren, die Lanzenknechte mit ungeheuern Hosen und Partisanen, die Belagerungen und Feldschlachten, und alle jene lehrreichen Kupfer zu finden, wo z. B. links Kaiser Karl bei Mühlberg mit dem Heere über die Elbe setzt, in der Mitte den Churfürsten von Sachsen schlägt, und rechts der arme Friedrich vor dem beleidigten Kaiser kniet.

Auch die neueste Geschichte ging nicht leer aus; und hier waren die Gespräche des Großvaters mit seinen Freunden, denen die Knaben unbemerkt hinter dem Ofen lauschten, ein unschätzbare Commentar zu ihrem Moniteur und ihrer einzigen historischen Quelle, dem schwäbischen Merkur. Sie bauten Arsenale und Schanzen aus den bekandten Folianten für ihre papiernen Heere, schlugen Schlachten, haranguirten die Truppen, und in mancher Rede des kleinen Wilhelm würde, wenn sie aufbehalten wäre, der Keim zu seinem eigenthümlichen Talente sichtbar sein. Wenn eine aus den „Acta pacis westphalicas“ gebaute Schanze zusammenfiel, so wußte der vierzehnjährige Knabe, daß sie das Schicksal des Gebäudes theile, das die Herren zu Münster und Dona-brück gezimmert, und freute sich darüber. Wenn die Armeen der feindlichen Brüder einander lange genug den Sieg streitig gemacht hatten, entschied denselben oft ein ernster Zweikampf zwischen den Heersführern selbst, und überhaupt entspann sich oft zwischen den Brüdern ein leiden-

**schafflicher Streit, nicht wegen des Eigenthums, sondern über Vorzüge und Handhabung des Geistes in ihren kriegerischen Spielen.**

Auf diesem Wege schuf sich der jugendliche Geist aus den mannigfaltigen Bildern ein Bild der Natur und des Menschen, dessen Umrisse immer bestimmter und fester wurden; er gewöhnte sich frühe daran, jene Bilder mit Sicherheit im Gespräche zu handhaben, und legte dadurch den Grund zu der Darstellungsgabe, die später sein Hauptverdienst war. Jene aus Büchern erlernte, traditionelle Menschen- und Naturkenntniß brachte ihn beim Eintritt ins jugendliche Alter über manche Klippe hinweg, an welcher der jugendliche Geist so leicht zu scheitern Gefahr läuft. Unsere beiden größten Dichter wußte er auswendig, ehe er sie verstand, und als sich ihm später das Verständniß öffnete, hatte er den ersten Eindruck schon weg, und konnte sich nicht mehr enthußiasmiren, und es ist bekannt, auf welche Abwege dieser jugendliche Enthußiasmus für die größten Geister, so edel und schön er sein mag, nicht selten führt. Ob aber nicht dieser Bildungsgang auf der andern Seite auch nachtheilig auf das Talent des Jünglings wirkte — die Beantwortung dieser Frage überläßt der Biograph billig dem Anspruche der Kritik. Genug, der so frühzeitig auf eigenthümlichem Wege gebildete Jüngling sah sich, da sein Glaubensbekenntniß über Gott und die Welt — es mochte vielleicht etwas leicht und leichtsinnig sein — fertig war, ruhig in Literatur und Kunst um, und war, als er die Universität bezog, vielleicht ein weit schlechterer Philolog als seine Kameraden, aber ein weit reiferer Mensch.

Bis hierher reichen die Mittheilungen von Wilhelm Hauff's älterem Bruder, Doktor Hermann Hauff, dem ich großentheils wörtlich nachgezählt habe. Ueber Wilhelms Universitätsleben schließen sich diesem Gewährsmann die Berichte seiner Jugendfreunde an. Sie erzählen, daß ihr Freund auch anfangs noch in Tübingen eine sehr schwankende Gesundheit gehabt und ihnen oft bange gemacht habe, jedoch unerwartet schnell erkrankt, und zu völligem Wohlfsein gekommen

sei. Nur großen körperlichen Anstrengungen war er nie gewachsen, und zu den ritterlichen Fertigkeiten des Burschenlebens zeigte er wenig Geschick. Nichts desto weniger nahm sein Geist lebendigen Antheil an Allem, was jugendliche Gemüther in jener Periode begeistert, und er that sich unter den Dichtern und Rednern der damals mit dem Jugendstandnisse der Behörden blühenden Burschenschaft hervor, ohne daß darum seine Altersgenossen den künftigen Schriftsteller in ihm geahnt hätten. Den engern Kreis seiner Freunde ergözte er durch seine glücklichen Einfälle, seine Gesprächigkeit und Munterkeit, seine Extravaganz und dabei seine Besonnenheit im Zustande hürschiloser und geselliger Exaltation. Obgleich jugendlich eitel, reizbar und empfindlich, hörte er doch mit seinem Humor nicht, wie so viele Humoristen, an sich selbst auf, sondern er war der Erste, der seine eigenen kleinen Schwächen zu bespötteln, und in ihrer Beharrlichkeit als Karrikatur an sich selbst darzustellen kein Bedenken trug. Zuweilen warf er seine Einfälle aufs Papier mit seltener Leichtigkeit und Gewandtheit, weder eigene noch fremde Schwäche scheuend. Ueberbleibsel solcher schriftstellerischen Vorübungen, die aber seine Freunde keineswegs als solche erkannten, liegen vor mir in „Briefen eines auf der Universität zu Tübingen befindlichen Mädchens an eine gute Freundin in Stuttgart,“ und in einer „Phantastie für den September 1850, vorgelesen bei dem am 11. Februar 1825 in der Post zu Waldenbuch gefeierten Compagnielesse.“ Beide Aufsätze sind zu sächtig hingeworfen, und zu sehr mit Persönlichkeiten angefüllt, als daß sie unter seinen Werken einen Platz einnehmen könnten; aber doch finden sich in ihnen schon alle Elemente seiner später vollkommener ausgebildeten Auffassungs- und Darstellungsweise des Menschenlebens, und seines, bei großer Nachlässigkeit im Einzelnen, doch im Ganzen so leichten, fließenden und gerundeten Styles. In dem letzten Aufsätze fährt er seine besten Freunde in einer Correspondenz nach fünf- undzwanzig Jahren, und sich selbst als armen, aber glücklichen Pastor auf, der seinen Sohn „Wilhelm“ auf die Universität liefert. Von diesem fugirten Filius berichtet er hier an einen Freund: „Ueber Wilhelm

„Schreibe ich dir nichts, du magst ihn selbst präsen. Man will große Aehnlichkeit mit mir in ihm finden; du kannst selbst darüber entscheiden. Wahr ist es, sein lustiger, leichter Sinn, der hie und da an die Grenzen von Leichtfinn streift, nöthigt mir oft ein Lächeln ab. Ich war einst auch so, und du, mein Freund, würdest wohl schwerlich in mir den wieder erkennen, der dir durch so manchen schlechten Spas ein Lächeln abzunöthigen suchte. Die Zeiten ändern sich und wir mit den Zeiten.“ Der Freund, den Hauff zum Professor hat avanciren lassen, erwidert: „Ich finde, daß er (der Sohn) dir gleicht; auch P. . . und R. . . fanden dies im ersten Augenblick, nur meint R. . . ., er habe keine krumme Nase, wie der Herr Vater, und sehe auch nicht so naseweis aus.“

So scherzte er gutmüthig über sich und Andere, zeigte sich dabei in allen Verhältnissen als warmen und treuen Freund seiner Freunde, war immer fröhlich bei beschränkten Umständen, und redlich darauf bedacht, seiner zärtlichen Mutter keine unnöthige Sorge zu den nöthigen zu verursachen. Was er producirt, theilte er gerne mit. Es war inzwischen Weniges und ohne weitere Absicht Niedergeschriebenes, als sich und seine nächsten Freunde zu erfreuen. In lyrischen Gedichten, die mehr von der Gelegenheit, als von der Stimmung eingegeben wurden, hatte er sich fröhe versucht, und schon auf der Schule krönten ihn, während der ältere Bruder lateinische Verse mit Leichtigkeit zimmerte, die deutschen Verse zu, die aber dem Lehrer wenig behagten. Von dem, was er zu Blaubauern dichtete, zeichnet sich das Lied „der Kranke“ durch Ahnung frühen Todes aus. In Läßingen begeisterten ihn die Freiheitsideen des neuesten Burschenlebens. Eine Auswahl seiner lyrischen Versuche findet der Leser in dieser Sammlung.

Nachdem Hauff, mehr der Mutter zu Gefallen, als nach eigener Neigung, im Seminar zu Läßingen das Studium der Philologie, Philosophie und Theologie in den Jahren 1820—1824 absolvirt hatte, fand er in dem Hause des damaligen Kriegsrathspräsidenten, spätern Kriegsministers, Freiherrn von Hügel zu Stuttgart, eine Anstellung

als Hauslehrer, und begleitete diese Stelle, die ihm Zeit zum Beginnen seiner schriftstellerischen Laufbahn ließ, bis ins Jahr 1828. In dieser liebenswürdigen Familie lernte er die Formen des höheren geselligen Lebens in der Nähe kennen, der heitere, natürliche Ton des Hauses erlaubte ihm, manches schöne frische Bild aus dem Leben selbst aufzufassen, und solche lebendige Eindrücke blühten unmittelbar, nachdem er sie empfangen hatte, als irgend eine anmuthige Schilderung in seinen Dichtungen wieder auf.

Das erste kleine Werk, mit welchem er öffentlich auftrat, ist der „Märchenalmanach auf das Jahr 1826 für Söhne und Töchter gebildeter Stände.“ Er erschien für das Jahr 1826 bei Metzler, und ist jetzt der Gesamtausgabe seiner Schriften einverleibt. Die meisten Leser werden diese früheste Schrift Hauffs hier zum erstenmale kennen lernen, denn sie ist nicht sehr verbreitet, und für den Augenblick durch seine spätern, glänzenden Arbeiten verdunkelt worden. Jetzt, wo man Gelegenheit hat, die Leistungen seines Talentes mit einem einzigen Ueberblicke zu überschauen, wird diese kleine Sammlung nach ihrem wahren Werthe gewürdigt werden, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß Hauffs eigentliches Dichtertalent in seiner spätern Produktion sich so rein, und von Fremdartigem und Zufälligem so ungetrübt ausgesprochen hat; daß er nirgends der Poesie mit denjenigen Mitteln, die ihm dazu verliehen waren, so auf die rechte Spur gekommen, wie in diesen Märchen, deren ursprünglicher Stoff zwar größtentheils nicht ihm selbst angehört, die jedoch mit so freiem Phantasiespiele behandelt, und dabei doch so schön abgerundet sind, daß sie auch in dieser Beziehung unter seinen Werken obenan stehen.

Unmittelbar auf diesen ersten Märchenalmanach folgen die „Mittheilungen aus den Memoiren des Satan“ (Stuttgart 1826), ein mehr fragmentarisches Werk, als jene künstlerisch abgeschlossenen Märchen, das jedoch ebenfalls reich an den schönsten Proben jener hellen Phantasie, jener glücklichen Auffassungs- und Darstellungsgabe ist, die sein Haupttalent ausmachte, und in dem sich überdies der



Schertz, soweit das äußerlich Pöberliche seinen Gegenstand anmacht, schon höchstlicher zeigte. Die barocke Studentenwelt, von deren Anschauung der junge Mann eben erst herkam, gab ihm hier vielfache Gelegenheit, sein Talent zu üben; auch ließ sich hier die phantastische Idealität, mit welcher der Verfasser in den Märchen so glücklich gewesen war, noch ohne Gefahr für die Poesie mit der Realität verschmelzen. Weniger gelang dem noch allzu unerfahrenen Jünglinge in jener Schrift die Verflüchtigung des übrigen geselligen Lebens, und einen sehr ungründlichen Angriff auf Goethe und seinen Faust nahm der junge Mann, dem es nichts kostete, Fehler, die er eingesehen, auch eingesehen, später, so viel er konnte, sogar öffentlich zurück. Inzwischen ist eben diese Scene, durch das Burleske der äußern Darstellung, so eigenthümlich komisch, daß sie, obgleich der Verfasser selbst sie gewissermaßen verdammt hat, dem Publikum, dessen Eigenthum sie einmal ist, doch nicht mehr entzogen werden durfte. Etwas Anderes ist es mit verschiedenen kleineren Ausbrüchen des jugendlichen Muthwillens in diesem Werke und den folgenden. Solche hat der verewigte Verfasser zum Theile selbst in den zweiten Auflagen mit richtigem Gefühl und erstarrtem sittlichem Takte zu unterdrücken angefangen, und ich habe, als Ordner seiner Werke, das Geschäft, das er selbst einmal in dieser Beziehung begonnen hatte, im Einverständnisse mit den vertrautesten Freunden des Verewigten in seinem Sinne fortgesetzt, und jene äpyigen Ranken eines ursprünglich launern und in seinem Kerne gesunden Geistes im Interesse des Verewigten eben so sehr, als dem des Publikums mit aller Schonung des Besessenen auszuscheiden keinen Anstand genommen.

Jene Satandmemoiren verschafften dem Verfasser schnell einen ausgedehnten Ruf, der Beifall setzte seine Feder in raschere Bewegung, das gesellige Leben, das sich vor seinen Blicken kürzlich in weiterer Ausdehnung eröffnet hatte, forderte ihn zu leichteren und bequemerem Darstellungen auf, die seiner Beobachtungsgabe und seinem seltenen Talente für den modernen Styl so leicht wurden. Das Wunder, daß

er aus seiner idealen Märchen- und Poffenwelt in die realere des Conversationslebens überging, und auf einen Stoff zu denken anfing, der aus diesem letztern unmittelbar gegriffen war?

Die Ausführung seines Entschlusses erlitt jedoch unter der Arbeit selbst, theils durch das eigene Gefühl des Verfassers, theils durch den Fingerzeig einiger Freunde, eine bedeutende Modifikation, und was vielleicht ursprünglich ein Originalroman hatte werden wollen, wurde eine Parikatur der bekannten Manier von G. Claren, und erschien in dieser Gestalt unter dem Namen „der Mann im Monde.“ Die Geschichte dieses Romans gehört nicht in unsere kurze Biographie. Daß die Form mit vieler Leichtigkeit gehandhabt, die Erfindung voll Mannigfaltigkeit, die Entwicklung der Fabel rasch, die gewöhnlichen, stehenden Charaktere des modernen Romans mit Reizheit und Grazie ausgeführt sind, wird auch Der zugeben, der dieses Produkt für keine Satire auf G. Claren halten kann. Auch wirkten diese unläugbaren Vorzüge auf das Publikum wie mit einem Zauberschlage, und machten es sehr nachsichtig in seinen kritischen und ästhetischen Anforderungen an dieses merkwürdige Buch, welches eine verkehrte und verwerfliche Manier mehr durch Uebertreibung, als durch Spott und Verhöhnung derselben bekämpfen zu wollen schien.

Wilhelm Hauff fühlte jedoch, was er sich gegenüber von Denjenigen schuldig war, die ernstere Rechenenschaft von dem Schriftsteller fordern; er griff den Segner in seiner durch Gesinnung und Ausdruck nicht minder, als durch heisenden Witz und ächten Humor ausgezeichneten „Controverspredigt“ auf eine gründlichere und entschiedener Weise an; es war beinahe, als wollte er die Zweideutigkeit des ersten Angriffs durch den Ernst des zweiten in Vergessenheit bringen. Doch greifen wir unsern Lesern mit keinem Urtheile vor. Sie finden beide Schriften in unserer Sammlung zusammengestellt.

Der Ruhm, den Hauff bei dem großen Publikum durch seinen „Mann im Monde“ besonders dadurch erhalten hatte; daß ihm die

Schilderung des geselligen Lebens und der Erzählerton des Tages in so hohem Grade gelungen war, führte ihn immer mehr den Darstellungen der modernen Welt und dem eigentlichen Conversationston in der Novelle und dem Romane zu. So entstand der zweite Band seiner Satansmemoiren, und eine Reihe von Erzählungen, in welchen mehr oder weniger, mit Verbannung des Phantastischen, das neueste Leben geschildert wird. Die jüngste dieser Arbeiten, „das Bild des Kaisers,“ ist übrigens eine Erzählung, in welcher so viel historische und poetische Wahrheit zugleich enthalten, und die Darstellung so ganz von der eigenthümlichen Grazie des Verfassers beseelt ist, daß man sie gewiß unter die gelungensten Hervorbringungen seines dichtenden Geistes zählen darf.

Neben jener Richtung auf das rein Moderne verfolgte aber Wilhelm Hauff seit einiger Zeit auch eine andere Bahn, auf welche ihn ebenfalls der Zeitgeist leitete, in der er jedoch mit richtigem Gefühl ein Gegenmittel gegen die Verküchtigung seines Talents durch die immer wiederholte Darstellung des conventionellen Lebens suchte; er betrat die, längst von Walter Scott angebahnte, und seitdem vielbewandelte Straße des historischen Romans.

Sein „Lichtenstein, romantische Sage aus der württembergischen Geschichte“ ward in unglaublich kurzer Zeit entworfen und ausgeführt. Er fand die günstigste Aufnahme in ganz Deutschland, und verdiente sie auch. Daß der anmuthige Stoff keine Sage, sondern reine Erfindung des Verfassers ist, die sich wie Ephen hinaufkraut an dem alten Felsenschloßchen Lichtenstein, das kann in den Augen des poetischen Lesers kein Vorwurf sein: die geschickte Benützung der Zeitbegebenheiten, und das großentheils wohlgetroffene Costüm, das uns Schwaben besonders anheimeln muß, bringen die aus den Scottischen Romanen so beliebte Täuschung hervor, die macht, daß man nicht mehr weiß, was Historie und was Dichtung an der Erzählung ist. Ueberhaupt aber hat dieser Roman bei allen Mängeln der Anlage und Charakterzeichnung, und manchen Verstoßen gegen die Zeit, die er darstellen will,

doch so große Schönheiten im Einzelnen, es ist der Reiz zu so vielem Guten darin, daß dieses Werk zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, und wir in einem zweiten Romane dieser Art gewiß schon etwas Vollkommenes erhalten haben würden, zumal, da er in dieser zweiten Arbeit (über deren Entwurf er gestorben ist), wo er den Schauplatz seiner Mähre im Tyrol und dessen neuester Heldengeschichte aufschlagen wollte, sich immer mehr von dem verführerischen Jargon der höheren geselligen Welt zu entfernen, und bei Volkscharakteren und kräftigen Naturen in die Lehre zu gehen entschlossen war.

Zu räumen ist auch, daß Hauff immer wieder zu seinen Märchen zurückkehrte; und so mitten unter jenen vom Publikum so günstig aufgenommenen Darstellungen des geselligen Lebens sich zu den Gebilden einer freieren Phantasie zurückkehrte. Als Früchte dieser Sehnsucht sind die beiden spätern Jahrgänge des Märchenalmanachs zu betrachten.

Nach Vollendung seines Lichtensteins verließ Hauff seine bisherigen Verhältnisse. Der Ertrag seiner literarischen Arbeiten erlaubte ihm eine Reise durch Deutschland und nach Frankreich.

Seine Lebenswürdigkeit erwarb ihm auf diesen Wanderungen allenthalben, besonders in Dresden, Berlin und den Hansestädten persönliche Freunde unter allen Klassen der Gesellschaft.

Der Direktor Hitzig von Berlin, der edle Freund alles Schönen und Guten, hielt sich im Herbst 1826 Amtsgeschäfte halber in Hamburg auf. Dort hörte er von Hauff's Anwesenheit, gewann Interesse für ihn durch das, was ihm berichtet wurde, und suchte Hauff im Gasthose, den jener bewohnte, auf. Diese Bekanntschaft trug ihre Früchte in Berlin, wohin Hauff bald ging, und Hitzig nach vollendeten Geschäften zurückkehrte. Der Letztere bemühte sich, dem jungen lebenswürdigen Würtemberger den Aufenthalt in der preussischen Hauptstadt so angenehm als möglich zu machen, namentlich dadurch, daß er ihn mit ausgezeichneten Männern in Verbindung brachte. Wie dankbar und

mit rührender Liebe dies der heitere Hauff erkannte, geht aus den folgenden Zeilen, die er bei seinem Scheiden von Berlin dem Direktor Hitzig zurückschickte, hervor:

„Sehr verehrter Freund!

Nehme ein andrer Abschied von einem theuren Mann, nur nicht der, dem das Herz überfließt! Als ich Sie zum erstenmal in Hamburg sah, rechnete ich Sie unter die, von welchen ich mich niemals löse. Darum dieses schriftliche Ade! und baldiges fröhliches Wiedersehen. Meinen innigsten Dank für all Ihre unendliche Güte.

Berlin. (ohne Datum.)

Ihr

Dr. Wilhelm Hauff.“

Bis an sein Ende blieb er mit dem älteren Freunde in unangesehmem Briefwechsel. Diese Briefe gehen aber zu sehr ins Einzelne über Spezialitäten, als daß der Empfänger nicht Bedenken tragen mußte, sie zur Veröffentlichung mitzutheilen.

Für die Poesie trugen Wilhelm's Reisen, außer Wenigem, was Fragment geblieben ist, und als solches von uns gegeben werden wird, nur eine zur vollen Reife gekommene Frucht, in den „Phantasten im Bremer Rathhause“, mit welchen er noch im Herbst 1827, wenige Wochen vor seinem Tode, „Freunden des Weins“ ein Geschenk machte, und welche sich, was Erfindung und Darstellung betrifft, unstreitig dem Besten anreihen, was aus seiner Feder geflossen ist.

In das Vaterland zurückgekehrt, übernahm Hauff die Redaktion des Morgenblatts, und verheirathete sich im Februar des Jahres 1827 mit einer Cousine seines Namens, dem Gegenstande längst gehegter Jugendneigung. Seine Freunde erzählen heitere Geschichten von dem Bestreben des jungen Mannes, diese Liebe, die den Verhältnissen gemäß den allergeradebesten Gang hätte nehmen müssen, ins Gebiet des Phantastischen und selbst der Intrigue hinüberzagieren, so sehr war ihm Romanenverwicklung auch im täglichen Leben Bedürfnis, und er suchte

das Bäckchen, zu dessen Herzen und Hand ihm der Weg offen stand, heimlich wie ein Spartaner zu erobern. Dieser Bund schien übrigens sein Lebensglück dauerhaft zu begründen, und noch in demselben Jahre schenkte ihm seine Frau eine Tochter. Aber die Freude fand ihn schon durch Unpäßlichkeit gedrückt. Trotz dieser that er noch am Kranken- und Sterbebette eines durch einen Sturz verunglückten theuern Freundes angestrengte Dienste. Endlich beschlich ein tödtliches Nervenfieber den Widerstrebenden, der gewaltsam zur gewohnten und ihm so lieben Arbeit zurückkehren wollte. Wenige Stunden, erzählt uns sein Bruder, bevor das Fieber seine Sinne in wilden Tanmel riß, belebte die Freude zum letztenmal seine Jüge bei der Kunde von der Seeschlacht bei Navarin. Das Ereigniß, das so viele Dichter zu politisch-poetischen Ergußnissen begeisterte, konnte er nicht mehr besingen, er konnte sich nur darüber freuen, er nahm die Freude hinüber in des Fiebers Bahnsinn, und es war rührend zu hören, wie er, sich für den Schlachtboden nach Jenseits haltend, mehr als einmal rief: „Laßt mich, ich muß hin, ich muß es Müller sagen!“ denn kaum vor zwei Monaten hatte er in Stuttgart den Sänger der Griechenlieder persönlich kennen gelernt, und seit wenigen Wochen seinen jähen Tod betrauert.

Wilhelm Häuff entschlief sanft, indem er Gott „seinen unsterblichen Geist“ empfahl, am 18. November 1827. Die Theilnahme an seinem frühen Tode war allgemein, und sie sprach sich in Stuttgart durch eine sehr zahlreiche Begleitung zum Grabe laut und rührend aus. Seine Mitarbeiter in der Post wetteiferten, ihn mit ihrem Nachrufe zu feiern. Carl Gräneisen, sein Vetter und Jugendfreund, hielt eine Rede in der Kirche, der Verfasser dieses Lebensabrißes sprach einige Strophen am Grabe, und Ludwig Uhland griff einen edlen Akkord auf seiner lange verknümmten Leier.\* Die sämmtlichen Freunde besorgten durch den Bildhauer Bagnet, einen ausgezeichneten Künstler, Dannsteders Schüler, die Däse des Verewigten, die in jeder Hinsicht gelungen zu nennen ist.

\* Gebichte und Rede finden sich in den nächstfolgenden Blättern.

I.

Gedichte zu Wilhelm Hauff's Andenken.

---

1.

Im Namen der Freunde

gedichtet und am Grabe gesprochen

von

G. S c h w a b.

O heller Tage dunkles Ende, Tod!  
Den Schleier wirfst du über viel' Gestalten,  
Die reich an Leben und von Jugend roth  
Vor diesem Auge, das du schloßest, wallten;  
Ach! was die Welt im Keim von Bildern bot,  
Das wußt' er schnell und glänzend zu entfalten,  
Das wandelt noch vor unsern Blicken her,  
Nur der es schuf, der schauet es nicht mehr.

Aus Lust und Laune muß' er bald heraus,  
Und kurze Frist ward ihm zum Ernst gegeben;  
Die Liebe führt ihn in des Freundes Haus,  
Dem jäher Sturz zerschmetterte das Leben,

Da ward vertraut er mit des Grabes Grans  
 Und neue Bilder sah er um sich schweben;  
 Den Blick verfeukt' er in den schwarzen Schlund:  
 Laßt mich zum Freunde: sprach sein traurer Mund.

Und Weis, und Kind, und Ruhm — bescheeret kaum —  
 Schon schwand's vor ihm, und immer ward er kummer;  
 Vom Traum des Dichters ging's in Fiebertraum,  
 Vom banten Fiebertraum in tiefen Schlummer,  
 Und so, im Schlummer in den engen Raum,  
 In den er stukt zu seiner Freunde Kummer;  
 Uns bleibt von seines Hauptes Jugendglanz  
 Nichts, als der frühe, grüne Lorbeertrauz.

Doch weinet ihr um den entflohenen Geist  
 In hoffnungsloser Trauer nicht, ihr Lieben!  
 Uns ist, was uns der Wahrheit Wort verheißt,  
 Mit Flammenschrift in uns're Brust geschrieben:  
 Die Kraft, die schöpferisch den Schöpfer preist,  
 Die denkt und dichtet, sie kann nicht verflieuen;  
 Sie schwindet nicht hinüber in das Nichts,  
 Sie schaffet droben in dem Reich des Lichts.



## Auf Wilhelm Hauff's frühes Hinscheiden

von E. Uhl and.

Dem jungen, frischen, farbenhellen Leben,  
Dem reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben,  
Ihm laffet uns zum Todtenopfer zollen  
Den abgetrockneten Zweig — den blüthenvollen!

Noch eben war von dieses Frühlings Scheine  
Das Vaterland beglänzt. — Auf schroffem Steine,  
Dem man die Burg gebrochen, hob sich neu  
Ein Bollenschloß, ein zauberhaft Gebäu.  
Doch in der Höhle, wo die stille Kraft  
Des Erdgeist's — räthselhafte Formen schafft,  
Am Fadellicht der Phantasie entfaltet,  
Sah'n wir zu Heldebildern sie gestaltet;  
Und jeder Hall in Spalt und Kluft verflocht,  
Ward zum beseeelten Menschenwort erweckt.

Mit Heldefahrten und mit Festeständen,  
Mit Satyrnarven und mit Blumentränzen  
Umkleidete das Alterthum den Sarg,  
Der heiter die verglähete Asche barg:  
So hat auch er, dem unsre Thräne thaut,  
Aus Lebensbildern sich den Sarg erbaut.

Die Asche ruht — der Geist entflengt auf Bahnen  
Des Lebens, dessen Fülle wir nur ahnen,  
Wo auch die Kunst ihr himmlisch Ziel erreicht  
Und vor dem Urbild jedes Bild erleicht.

---

## II.

# N e d e

nach

## Wilhelm Hauffs Beerdigung.

am einundzwanzigsten November 1827

gesprochen

von

Hofkaplan Gräneisen.

Wir haben sie vollbracht, die letzte und schwerste Pflicht, die wir dem Bruder und Freunde schuldig waren. Noch sträubt sich unser Gefühl vor dem Gedanken, daß es wahr sei, was wir gesehen; und die Liebe, die seines heitern Lebens Fälle anschauend mitgenos, kann sich noch immer nicht in den bittern Glauben finden, daß wir ihn verloren, daß er draußen liegt bei seinen und unsern Todten.

Zwei Mütter weinen um ihren Sohn, Bruder und Schwester um ihren Liebling; und, die vor wenigen Tagen erst ihm den süßen Vaternamen geschenkt, die Mutter seines Kindes blickt thränenlos zu dem Unersforschlichen empor, der seinen Frieden in das erschütterte Herz ihr senken wolle! Uns aber, seiner Jugend Genossen und Freunde, soll bei der Rückkehr von dem Grabe des Theuern, unter den Gedanken des Todes, unter den Gefühlen der Trennung das Bild seines Lebens zurückkehren. Die lieblichen Züge und klaren Farben seiner kurzen und deshalb

nur um so geliebteren Erscheinung sollen in frischer Kraft vor unserm Geiste sich bewegen. Indem wir sie festhalten, wird sich an diesen Bildern unser Glaube beleben und stärken, daß er uns nur entschwandern, nicht verloren sei; und in solcher Betrachtung wird uns die Stunde seines Lobes der freundliche Schlüssel werden, um die Bedeutung seines kurzen Lebens und schönen reichen Wirkens zu errathen.

Wenn wir uns um den ersten Eindruck befragen, welchen bei jeder neuen Berührung der Heimgegangene auf uns hervorgebracht, welchen, ein Spiegel seines inneren Lebens, seine Schriften in Jedem erzeugen müssen; ist es da nicht seine Heiterkeit, sein reger Lebensmuth, die Würze alles Daseins und Genusses, die muntere Laune, die jeder Erscheinung, jedem Ereigniß die frohere Seite abgewann, und überall bei arglosen Herzen Anklang suchte und fand; der frische Sinn, womit er Natur und Leben erfaßte, Natur und Leben wiedergab? In diesem heiteren Geiße aber ruhte ein sinnendes Gemüth, ohne welches er sich selbst und uns verächtigt worden wäre, aufmerkamen Auges auf die Gestalten seiner Umgebungen, wie auf die Regungen der eigenen Brust; ein sinnendes Gemüth, welches in Blumen und Menschenaugen, in Thaten und Worten den hohen Sinn, die zarten Kelme, die rebliche Abßicht, wie den schlimmen Willen, die unreine Neigung, den versteckten Frevel las; welches mit der gewohnten Lebendigkeit in Blick und Rede das Edle, Keine, Göttliche zu preisen, zumal die heiligen Triebe seines Innern zu entfalten, aber auch mit schnellem treffendem Biß das Verlehrte zu tadeln, das Gemeine und Giftige mit crasser Rüge zu züchtigen verstand. Sein Biß, floß aus einem edeln Herzen, sein Zorn sprührte von einer für das Wahre, Schöne und Rechte begeisterten Zunge. Nie hat sein Spott das Heilige dort oben berührt, nie des Herzens reine Gefühle, nie des Lebens zärtlere Verhältnisse besleckt. Denn Wohlwollen und Güte bezeichnen jeden seiner Schritte. Wer unter uns, ist von ihm gegangen und hätte sich dieser Güte nicht erfreut? Wer ist seinem Leben näher gestanden und hat sich von der Liebe nicht überzengen müssen, welche, von einem tugendhaften Vater auf den frühe

Verwaifeten übergegangen, unter der anopfernden Pflege einer rasklos sorgenden Mutter genährt, auf alle Kreise seines Umgangs, auf alle Beziehungen seiner Thätigkeit sich erstreckte? Uns Allen und so Vielen nahe und ferne, denen Freund er gewesen im schönsten Sinne des Wortes, unvergesslich wird uns bleiben das treue, brüderliche Herz, das mit offener Liebe den Genossen einst erklärte, sein innerstes Geseß, sein ganzes Wesen fordere, daß er sich anschließe, wo er Frohsinn, Heiterkeit und Herzlichkeit finde; das die Tage der Jugend, und vornehmlich des akademischen Lebens in voller Hingebung an reine Geselligkeit zubrachte; das seine Begeisterung für die Wissenschaft, seine Liebe zur Kunst an die heiligen Bande der Freundschaft knüpfte, und in der Freundschaft nur dann Genüge fand, wenn es sich ganz, ohne Rückhalt, mit allen den kleinsten und größten Wünschen, welche sich in ihm bewegten, ja selbst mit all' den Mängeln, die es an sich selbst entdecken und belächeln zu müssen glaubte, angeschlossen. Ungeschwächt wird des Satten Bild vor der Seele des liebenden Weibes stehen, deren Liebe sein reines Jünglingsherz entflammte, nach deren frühem Besiß er so sehnend rang, für die er einen so freundlichen Heerd erbaut, und deren Leben er mit Gesangesgaben so reich geschmückt und geehrt hatte! An jedem künftigen Morgen wird unter Thränen seine Mutter, durch deren Brust so manches Schwert schon gedrungen ist, die zarte Anhänglichkeit und das kindliche Vertrauen segnen, womit sie der Sohn immerdar, am glänzendsten in seiner letzten Stunde, umschlang.

Mit diesem heitern Wesen, diesem sinnigen Geiste, dieser offenen, treuen Liebe, trat er der Welt entgegen, und sein Leben ward glücklich, weil er mit glücklichem Sinn es nahm und bildete. O Bonnezeit voll holder Träume: rief er jüngst beim Rückblick auf das Morgenroth seiner Kindheit. \* Eine Bonnezeit, ein Frühlingsmorgen war sein ganzes Dasein auf der Erde. Innige Sorge der Mutter und der Geschwister; reiche Liebe der Braut und Gattin; Besiß waderer Genossen, treuer Freunde; Achtung aller Umgebungen, und für die Schöpfungen

\* Phantasten im Bremer Rathskeller. S. 1827.

seines Geistes ein Beifall, der seine bescheidenen Wünsche weit übertraf, und seine Kraft zu neuen Anstrengungen reizte; ein Beifall, wie er selten einem der aufstrebenden Jünger der Kunst zu Theil geworden ist; die Befreundung mit den ausgezeichnetsten Geistern Deutschlands, die er zum Theil unter ihrem Dache aufgesucht, zum Theil an seinem Herde aufgenommen; der Eintritt in einen seinen Neigungen und seiner wissenschaftlichen Richtung so ganz entsprechenden Wirkungskreis, und die schönsten Hoffnungen häuslichen Glücks und einer ehrenvollen Laufbahn unter seinen Zeitgenossen: dies Alles war ihm aufgebläht; mitten aus diesem Garten seiner Freuden und Genüsse, von dieser Wiege großer Ahnungen und Entwürfe hat ihn der Tod hinweggenommen. Die heitere Lebensflamme ist erloschen. Vor wenigen Wochen hat er an dem Grabe eines Freundes geweint; drauf den andern zur Ruhe getragen; nicht ahnend, daß er sich selbst sein Bett bestelle, daß zu dem Kranz der Ehre nun bald der Todtenkranz um die bleiche Stirne sich winden werde.

Freunde! sollte dieses Leben voll Anmuth und Liebe todt, sollte mit den lieben blauen Augen seines Antlitzes auch das Auge seines Geistes geschlossen sein? Ihr habt es gehört, wie er, der Worte des Erlösers eingedenk, in seines Vaters Hände seinen unsterblichen Geist befaß, wie seine Seele in den letzten Stunden seines Verweilens unter uns schon einer höheren Welt angehörte, und mit dem demüthigen Gefühle, daß er Mensch gewesen, vor das Gericht der ewigen Liebe sich stellte! Ihr dürft den Glauben, der die Brust des Sterbenden über den Kampf der Trennung emporhob, nicht von euch weisen, wenn jemals ener Geist dem seinigen sich befreundet anschloß. In seinem Tode müßet ihr mit heiligen Zügen die Wahrheit geschrieben lesen, daß es keinen Tod gibt, und daß, wenn es einen Tod gäbe, Glaube und Liebe ihn überwinden!

Ja! wir müssen diesem Tode, der so überraschend hereinbrach, und unsere Gemüther erschütterte, nicht nur seine drohende Außenseite nehmen, sondern auch die höhere Bedeutung desselben auffuchen; wir müssen, indem wir durch ihn das Leben des Entschwundenen zu ent-

räthseln beginnen, in die Fährungen des geheimnißvollen Seelles, der die Geschicke des Daseins alle väterlich ordnet, mit christlich weiser Ergebung uns fügen lernen. War es nicht, als ob der Theure die Kränze seines Bleibens unter uns vorans empfunden hätte, da er so schnell und so mit ganzer Seele die Freuden des Lebens hinnahm? als ob er mit einem vollen Zuge den Becher des harmlosen Genusses leeren wollte; als ob er auf der kleinen Strecke seiner Lebensbahn eine größere Liebe empfangen und schenken müßte, als Andere nach mühsamer Reife durch die Welt sich deren rühmen dürfen; als ob es ihm Bedürfniß wäre, deshalb so frühe die Geliebte heimzuführen, im Kreise der Freunde goldene Feierstunden hinzubringen, mit jener überall bewunderten Thätigkeit und Vielseitigkeit dem Zuge seiner Kunst zu folgen, mit jugendlichem Feuer den verderbten Geschmack der Zeit in die Schranken zu rufen, hier für das Panier wahrer Kunst und sittlicher Würde zu streiten, und seinem Namen einen gewichtigen Klang auf deutschen Lippen zu geben? War es nicht, als ob er im Gefühl des nahen Scheidens in den Kreis weniger Stunden und Tage den Werth und das Glück eines ganzen, langen Menschenlebens zu fesseln suchte? Es ist ihm geworden; sein Leben ist der schönsten Gedichte eines, die er uns gesungen. Es ward ihm geschenkt mit allen seinen Bildern und Träumen, Genüssen und Bonnen von der ewigen Liebe! Es mußte, wenn es diese ungetrübte Klarheit vor unsern Blicken, diesen vollen Werth für ihn selbst behalten sollte, schnell vorüber gehen, nach dem Gesetze der Natur, wornach die seltensten und schönsten Blumen die Erscheinung nur weniger Stunden sind. Es mußte bewahrt werden das Herz, das noch keine Wunde gefühlt, der heitere Muth, den noch kein Sturm gebrochen hatte. Wir danken Dir, heiliger Gott, für dieses Leben unseres Freundes. Wir ahnen und preisen Deinen Rathschluß bei seinem Tode. Droben im Vaterlande der Geister, über die Gegensätze dieses irdischen Lebens erhaben, dem höchsten und ewigen Berufe hingegeben, lebt er und sieht lächelnd herab auf unsere Liebe, und Du trocknest durch stilles Andenken an ihn die Thränen Derer, die seinem Herzen die Nächsten sind, und

lässest über der dunkeln Gegenwart die Wolken sich zertheilen, und gibst Deinen Frieden der Wittwe, die, den verwaifeten Liebling an ihr banges Herz drückend, von Dir allein, der Du die Liebe bist und alles Lebens Quelle, ihren Trost erseht!

Laßt uns denn hingehen mit einer stillen Trauer, mit einer Ergebung, seiner Liebe und unseres Glaubens werth! Und so oft wir künftig des Freundes gedenken, so oft an seinem Hügel die Sehnsucht nach seinem theuern Anblick sich heftiger in uns regt, laßt uns die Worte, die er selbst\* am Grabe seines Vaters uns vorsprach, nie vergessen:

Sei ruhig! Auch er schlummert nur ein Weilschen! Amen.

\* Phantasten im Bremer Rathskeller. S. 1827.



# Gedichte.



## Der Schwester Traum.

Sie schläft. — Es ist die letzte Nacht des Jahres  
Und wenn die Morgenglocken wieder tönen,  
Erkält eine neue Zeit das holde Kind.

Man sagt, in dieser letzten Mitternacht  
Entsteigen ihren Gräbern manche Schatten,  
Die Seelen schweben von dem Himmel nieder  
Die Heimath und die Freunde zu besuchen.  
Auch sie gedachte dieser alten Sage,  
Als sie im stillen, einsamen Gemach  
Die Ruhe suchte, und den schönen Augen  
Entströmten Thränen. Doch nicht kind'sche Angst  
Vor der geheimnißvollen Wiederkehr  
Geschied'ner Geister trübte ihre Blicke;  
Nein, die Erinnerung an geliebte Schatten,  
Die Wehmuth um so manches theure Grab  
Senkte sich nieder in die stille Seele;  
Sie hat für sie gebetet und geweint.

Sie schlummert und es mahen die Verstorbenen,  
Die schönen Todten, ihrem stillen Lager,  
Die Schwestern ihrer Jugend stehen auf  
Von einer Welt, wo keine Blüthe stirbt.

Erkennst du sie? Du siehst sie nimmer wieder  
Als blühende, als irdische Gestalten;  
Nicht wie sie Blumen pflückten, Kränze banden,

Nicht wie sie um den trauten Winterheerd  
 Die schaurig schönen Märchen dir erzählten,  
 Nicht wie du ihnen unter Lust und Scherz  
 Zum Valentag die schönen Haare stießest: —  
 Dies Alles blieb in ihrem frühen Grab.  
 Sie nahen dir mit geisterhaftem Schimmer,  
 Umstrahlt von heiligem, überird'ischem Glanz.  
 Doch, sind die Blütenkränze abgestreift,  
 Ist ihrer Jugend Schmuck im Sarg zerfallen,  
 Sie bringen doch die alte Liebe mit,  
 Und sanfter als in ihrer Erdenhülle,  
 Und weicher und zärtlicher wie der Lampe Licht,  
 Das deine milden Züge still umschwebt,  
 Sind sie genahet, und deinem geist'gen Blick  
 Begegnen grüßend ihre lichten Augen,  
 Von Strahlen der Unsterblichkeit gefüllt.

Sie segnen dich; von ihren heil'gen Lippen  
 Erddut es wie der Aeolsharfe Ton,  
 Wenn lieblich flüsternd durch die feinen Saiten  
 Der Hauch des Abends weht: „Geliebte Schwester,  
 Wir denken deiner und wir sind dir nah',  
 Und segnend schweben wir um deine Tritte,  
 So oft dein Aug' im schönen Morgenroth,  
 Im heiteren Blau des Mittags sich erhebt,  
 Trifft uns dein Blick; kehst du den Wolkchen nach,  
 Die in dem Meer der Abendröthe segeln,  
 Dort schiffen wir; und auf des Nordes Strahl,  
 Der mild und freundlich in dein Fenster fällt,  
 Entschweben wir von deinem stillen Lager:  
 Mit deinen Thränen nach den sel'gen Hohn.“

So flütern sie und neigen sich herab,  
 Die Stirn der theuern Schlafenden zu küssen  
 Und dann befügelt, eh' sie schnell erwacht,  
 Eh' ihre Augen die Schwärzung fassen,  
 Im milden Strahl des Mondes aufzuschweben  
 Nach sel'gen Höhen. Ja dort, wo anders Hände  
 Die Schwesterliebe ihre ew'ge Sehnung?  
 So kärmisch nicht, nicht so voll hoher Worte,  
 Wie Bruderliebe, doch nicht minder tief,  
 Gleich sie dem Bergsee, der in hell'ger Stille  
 Den Himmel und die friedlichen Gestade  
 Getreuer widerspiegelt, als der Bergstrom,  
 Der Bild und Ufer in sein Bett begräbt.

Ja, tief und sel'ig ist die Schwesterliebe  
 Und zarter, ruhender erschelut sie kaum;  
 Als wenn sie über Gräbern noch sich findet,  
 Und Todte leben in der Schwester Traum.

## Mutterliebe.

Mutterliebe!

Allerheiligstes der Liebe!

Ach! die Erbensprache ist so arm,  
 O! vernähm' ich jener Engel Ehre,  
 Hört ich ihrer Labe heilig klingen,  
 Worte der Begeißrung wollt ich singen:  
 „Heilig, heilig ist die Mutterliebe!“

Wie die Sonne geht sie lieblich auf,  
 Blickt herab den Blick voll süßen Frieden,  
 Lächelt freundlich ihrer jungen Blüthen —  
 Und die Pflanze sproßt zum Licht hinauf.  
 Raube Stürme ziehen durch die Flur,  
 Und die junge Pflanze bebet,  
 Doch die Sonne blickt durch die Natur  
 Und die junge Pflanze lebet,  
 Neu erwärmt von ihrem Blick, und strebet  
 Höher noch zu ihrer Sonne auf.

Mutterliebe! Du, du bist die Sonne!  
 O wie leuchtest du der Blüthe doch so warm!  
 O wie heilig ist die Mutterwonne,  
 Wenn das Kind umschlingt der trene Arm!  
 So am Abend, so am Morgen,  
 Nie ermattet sie,  
 Wacht in Freuden, wacht in Sorgen  
 Spät und früh.

Sie begießt mit Mutterthränen  
 Ihrer Augen Lust,  
 Wärmet sie mit stillen Sehnen  
 An der treuen Brust.  
 Säge Hoffnung schwellt die Mutterbrust,  
 Daß die Blüthe werd' zur Knospe keimen,  
 Früchte reißt sie in den süßen Ähren,  
 Heil'ge, reine Mutterliebe,  
 Daß sich nie dein stiller Himmel trübe!

Mutterliebe!

Allerheiligstes der Liebe

Dir erkanteten jener Engel Chöre:

Als der Herr zur Erde niederstieg,

Bollt' er an der Mutterlieb' erwarmen

Und erwachte in der Mutter Armen.

Sinket nieder,

Schweftern, Brüder,

Fleht zu dem, der Mutterlieb' gekannt,

Der sie schuf, sein reinstes Seelenband,

Fleht mit uns, ihr Geister unsrer Lieben,

Tragt es aufwärts unser kindlich Flehn,

Tragt's hinauf zu jenen Sternenhöhn,

Berst euch nieder vor des Vaters Thron,

Fallet nieder vor der Mutter Sohn,

Daß auf uns er seine Gnade sende,

Und den süßen Trost uns immer schenke —

Das segensvolle Heiligthum der Liebe,

Der Mutterliebe!

## An die Freiheit.

Was mir so kette einst die Braut durchwebte,  
 Als ich zuerst zum Jüngling war erwacht,  
 Was sich so hold in meine Träume webte,  
 Ein lieblich Bild aus mancher Frühlingsnacht;  
 Und was am Morgen klar noch in mir lebte,  
 Was dann, zur lichten Flamme angefaßt,  
 Mit kühner Ahnung meine Seele füllte —  
 Es wären nur der Täuschung Luftgebilde?

Was ich geschaut im großen Buch der Zeiten,  
 Wenn ich der Völker Schicksal überlas,  
 Was ich erkannt, wenn ich die Sternenweiten  
 Der Schöpfung mit dem trunk'nen Auge wuß,  
 Was ich gefühlt bei meines Volkes Leiden,  
 Wenn stummend ich am stillen Hügel saß —  
 Ich fühlte es an meines Herzens Gläßen,  
 Es war kein Traumbild eitler Phantasieen!

Du, stille Nacht, und du, o meine Lante!  
 Nur euch, ihr Tranten, hab' ich es gesagt;  
 Erbit'et noch einmal, was ich euch vertrante,  
 Erzähl't dem Abendhauch, was ich gellagt,  
 O sag't ihm, was ich fühlte, was ich schaute,  
 Und was mein ahnend Herz zu hoffen wagt;  
 O Freiheit, Freiheit! dich hab ich gesungen,  
 Und meiner Ahnung Lied hat dir geklungen!



Die milde Sonne ist hinabgegangen,  
 Der Abendschein am Horizont zerrinnt,  
 Doch du, o Freiheit, spielst um meine Wangen,  
 Steigst du herrlicher mit dem Abendwind?  
 Nach dir, nach dir ringt heißer mein Verlangen,  
 Ich fühl's, du schwebst um mich, so mild so lind —  
 O weile hier, wirf ab die Adlersfügel!  
 Du schweigst? Du meidest ewig Deutschlands Hügel?

Wohl lange ist's, seit du so gerne wohntest  
 Bei unsern Ahnen in dem düstern Hain:  
 Dänkt dir, wie geru du auf den Bergen throntest  
 Vom eis'gen Belt bis an den alten Rhein?  
 Mit Eichenkränzen deine Söhne lohntest?  
 Das schöne Land soll ganz vergessen sein?  
 Noch denkst du sein; es wird dich wiedersehen,  
 Wird auch dein Geist dann längst mein Grab umwehen.

## Nur Feier des 18. Junius.

### I.

Seid mir gegrüßt im grünen Lindenhain,  
 Seid mir gegrüßt, ihr meine deutschen Brüder;  
 Auf! sammelt euch in festlich frohen Reih'n,  
 Stimmt fröhlich an des Sieges Jubellieder,  
 Daß heut der stolze Adler niedersank,  
 Daß sich mein Volk einlöste mit dem Schwerte  
 Sein Heldenthum, der Freiheit Ruhm, die deutsche Erde,  
 Trug's zu den Wolken donnernder Gesang!

Trübt auch die Wolke unsers Festes Glanz,  
 Sind auch zer schlagen schon des Siegs Altäre,  
 Die hängt noch, in dem jungen Siegertranz,  
 Der Deutsche weichte seines Volkes Ehre:  
 Mdg' Arglist auch und Trug mit finst'rem Bann  
 Dem Siegevölker noch die Zunge binden!  
 Begeisterung, des Jünglings Dank, soll's laut verkünden:  
 „Wer dort gekämpft, fiel nicht für einen Wahn!“

Denn auferstehen soll ein neu Geschlecht,  
 Wir fühlen Kraft in uns, uns dran zu wagen,  
 Zu kämpfen für die Wahrheit und das Recht,  
 Um deutsch zu sein, wie in der Vorzeit Tagen!  
 Ein hoher Sinn stieg auf aus blut'gem Streit,  
 Es lebt der bied're Geist der Väter wieder,  
 Und stolzer stehn in deutscher Kraft und frei, o Brüder,  
 Wir auf den Trümmern der vergangenen Zeit!

Drum tretet muthig in die Kämpferbahn,  
 Noch gilt es ja, das Ziel uns zu erringen!  
 Fürs liebe Vaterland hinan! hinan!  
 Doch nur von innen kann das Werk gelingen,  
 Und nicht durch Völkerverzweif, durch Waffenruhm,  
 Rein, unser Weg geht durch Minerva's Hallen;  
 Laßt uns vereint zum Ideal, zum höchsten wallen,  
 Erschaffen uns ein ächtes Bürgerthum!

Ja, so ersteht ein freies Vaterland,  
 O Bruderbund, dies hast du dir erkoren!  
 Hebt in die Lüfte auf die treue Hand,  
 Dem Vaterlande sei es fest geschworen!  
 O schöne Saat! Der junge Stamm erblüht,  
 Und schätzend ragt er auf, wie Deutschlands Eichen,  
 Blüh', schöner Stamm, die Sonne kommt, die Schatten weichen,  
 Und fern dahin die dunkle Wolke zieht.

---

## II.

1823.

Ferne in der fremden Erde  
 Rufet ihr bei euerm Schwerte  
 In des Todes sich'rer Gut:  
 Heil'ger Frieden  
 Lohnt euch Mäden,  
 Nach des Tages heißer Blut.

Frankreichs Adler saht ihr fallen,  
 Hörtet Siegesdonner schallen,  
 Als der Tod das Auge brach:  
 Heißt euch Lieben,  
 Träumtet dräben  
 Von der Freiheit gold'nem Tag.

Selig preis ich eure Loose  
 In der Erde kühlern Schooße.  
 Ach, ihr saht der Freiheit Licht,  
 Saht sie steigen  
 Ueber Leichen —  
 Doch sie stunken saht ihr nicht.

Fern von eurem Siegesthale  
 Denken wir beim Todeswahlte  
 Innig eurer Siegerschaar,  
 Und wir giesen,  
 Euch zu gräßen,  
 Ihr ädnen auf den Festaltar.

## III.

1824.

So naßt du wieder, holde Siegesfeier:  
 Die unsre Brust mit süßen Träumen füllt,  
 Die mit der Freude dichtgewebtem Schleier  
 Das trübe Bild der Gegenwart verhüllt:  
 Du naßt — und alle Herzen schlagen freier,  
 Gesang und Jubel tönet durch's Gefild,  
 Und meiner Brüder hohe Stimme sagen:  
 „Es war mein Volk, das diese Schlacht geschlagen!“

Es war mein Volk, und nicht die frohen Binden  
 Von Eichlaub sollten schmücken das Gelag;  
 Wohl sollten wir Cypressenstränze winden  
 Um mancher Hoffnung frühen Sarkophag;  
 Doch — den Gefallnen laßt uns Kränze winden,  
 Und einmal noch am frohen Siegestag,  
 Beil rings um uns des Sieges Früchte wessen,  
 Laßt uns in der Erinnerung Träumen schweben.

Drum gräß ich dich, du Feld, wo sie gefallen,  
 Wo froh ihr Aug' im Siegesdonner brach!  
 Drum gräß ich euch in euren Wollenhallen,  
 Ihr Tapfern, die ihr tilgdet unsre Schmach!  
 Euch, tapfern Sängern, euch, ihr Helden allen,  
 Euch thnen unsre Liebesgräße nach,  
 Und euch, die ihr dem Auge schnell entschwunden,  
 Der jungen Freiheit kurze Frühlingstunden!

Und hätte man den Denkstein auch zer schlagen  
Und eure Kränze in den Staub gedrückt;  
Die Blumen haben in des Frühlings Tagen  
Der Helden Grab mit neuem Grün geschmückt.  
So keimt auch unsre Hoffnung unter Klagen;  
Denn ob der Sturm sie Blatt für Blatt zerstückt,  
Neu sproßt sie aus dem Hügel eurer Leichen,  
Und Gott wird wachen über ihren Zweigen.

---

## IV.

1824.

Wo eine Glut die Herzen bindet,  
 Wo Aug' dem Auge nur verthundet,  
 Was Sehnsucht in dem Herzen spricht;  
 Wo, wenn der Sturm die Form zerspaltet,  
 Die Gottheit in den Trümmern waltet,  
 Kennt man der Liebe Trennung nicht.

Heran, ihr Brüder! Nord und Süden,  
 Ob euch des Herrschers Wint' geschieden,  
 Laßt uns ein Volk von Brüdern sein;  
 Schließt ja in Eödnbunds weiten Auen  
 Von allen Strömen, allen Samen,  
 Ein Rasen unsrer Brüder ein.

Wohl ist der Sieg'gesang verklungen,  
 Ganz anders wird jetzt vorgesungen,  
 Ganz andre Weisen spielt man vor;  
 Doch tönt, von Behmuth fortgetragen,  
 Ein Ton noch aus den bessern Tagen,  
 Und schlägt an manch' empfänglich Ohr.

Hört ihr auf Frühlings leichten Schwingen  
 Den alten Ton herüber klingen  
 Von unsrer Brüder Schlachtgefild?  
 Der Eirllaug ist's von tausend Tönen,  
 Der mächtig in Germania's Södhnen  
 Zu der Begeist'rung Wogen schwillt.

## Turnerluft.

Was zieht dort unten das Thal entlang?  
 Eine Schaar im weißen Gewand; —  
 Wie muthig brauset der volle Gesang!  
 Die Löhne sind mir bekannt.  
 Sie singen von Freiheit und Vaterland;  
 Ich kenne die Schaaren im weißen Gewand.  
 Hurrah! Hurrah! Hurrah!  
 Die Turner ziehen aus.

Die Turner ziehen ins grüne Feld  
 Hinans zur mahnlichen Luft;  
 Daß Uebung kräftig die Glieder stählt,  
 Mit Muth sie füllet die Brust:  
 Drum schreiten die Turner das Thal entlang,  
 Drum tönet ihr muthiger froher Gesang.  
 Hurrah! Hurrah! Hurrah!  
 Du frohliche Turnerluft!

Doch, wie läßt sich der Blick erhebt,  
 Wenn der Arm den Gegner ergreift!  
 Und froh, wie der Har durch die Lüste schwebt,  
 Fliegt auf der Turner am Mast;  
 Dort schaut er weit in die Thäler hinans,  
 Dort ruft er's froh in die Lüste hinans:  
 Hurrah! Hurrah! Hurrah!  
 Du frohliche Turnerluft!



Es ist kein Graben zu tief, zu breit,  
 Hinüber mit flüchtigem Fuß;  
 Und trennt die Ufer der Strom so weit,  
 Hinein in den tosenden Fluß!  
 Er theilt mit dem Arm der Fluten Gewalt,  
 Und aus den Wogen ein Ruf noch schallt:  
 Hurrah! Hurrah! Hurrah!  
 Du fröhliche Turnerlust!

Er schwingt das Schwert in der starken Hand,  
 Im Kampfe spürt er den Arm;  
 O dürft er's ziehen für's Vaterland!  
 Es wallt das Herz ihm so warm.  
 Und sollte sie kommen, die herrliche Zeit,  
 Sie fände den tapfern Turner bereit.  
 Hurrah! Hurrah! Hurrah!  
 Wie ging's dann muthig in Feind!

So wirbt der Turner um Kraft und Muth  
 Mit Frühroths freundlichem Strahl,  
 Bis spät sich senket der Sonne Glut  
 Und Nacht sich bettet im Thal;  
 Und klingt der Abendglodentlang,  
 Dann ziehn wir nach Haus mit fröhlichem Sang:  
 Hurrah! Hurrah! Hurrah!  
 Du fröhliche Turnerlust!

## Das Burschenthum.

Wenn die Becher fröhlich kreisen,  
 Wenn in vollen Sangesweisen  
 Tönt so manches Helden Ruhm,  
 Ja, da muß man dich auch singen,  
 Muß auch dir die Becher schwingen,  
 Dir, du altes Burschenthum!

Fragt ihr, wo die Freiheit wohne?  
 Auf Europa's weiter Zone  
 Habt ihr nimmer sie geseh'n;  
 Nur bei alter treuer Sitte,  
 In der Burschen froher Mitte  
 Mag ihr Tempel noch besteh'n.

Froh und frei, wie's unsre Alten  
 Einst zu ihrer Zeit gehalten,  
 Leben wir, so lang es gilt;  
 Freuen uns — mit leerer Tasche,  
 Wenn uns nur aus voller Flasche  
 Klar der braune Nektar quillt.

Nicht in marmornen Tropfäen  
 Kann die späte Nachwelt sehen,  
 Was wir Brüder hier gethan!  
 Doch zum Denkstein unsern Siegen  
 Häufen wir aus leeren Krügen  
 Hohe Pyramiden an.

Mit dem Gumpen in der Linken  
Wollen wir dein Wohlsein trinken,  
Altes, frohes Burschenthum :  
Mit dem Hieber in der Rechten  
Wollen wir dich lähn verfechten,  
Freies, tapfres Burschenthum !

---

## Crinklied.

Der seines Leibes Alter zählet  
 Nach Nächten, die er froh durchwacht,  
 Wer, ob ihm auch der Lbaler fehlet,  
 Sich um den Groschen lustig macht,  
 Der findet in uns seine Leute,  
 Der sei uns brüderlich gegrüßt,  
 Weil ihn, wie uns, der Gott der Freude  
 In seine sanften Arme schließt.

Wenn von dem Tanze sanft gewieget,  
 Von Klidentönen sanft verauscht,  
 Sein Liebchen sich im Arme schmieget,  
 Und Blick um Liebesblick sich tauscht;  
 Da haben wir im Flug genossen  
 Und schnell den Augenblick erhascht,  
 Und Herz an Herzen festgeschlossen  
 Der Lippen süßen Gruß genascht.

Den Wein kannst du mit Gold bezahlen,  
 Doch ist sein Feuer bald verrauchet,  
 Wenn nicht der Gott in seine Strahlen,  
 In seine Geißerglut dich taucht;  
 Uns, die wir seine Hymnen singen,  
 Uns leuchtet seine Flamme vor,  
 Und auf der Löwe freien Schwingen  
 Steigt unser Geist zum Geist empor.

Drum, die ihr frohe Freundesworte  
Zum würdigen Gesang erhebt,  
Euch gräß' ich, wogende Akkorde,  
Daß ihr zu uns herntederschwebt!  
Sie tauchen auf — sie schweben nieder,  
Im Bollton rauschet der Gesang,  
Und lieblich hallt in unsre Lieder  
Der vollen Gläser Feierklang.

So haben's immer wir gehalten  
Und bleiben fester auch dabei,  
Und mag die Welt um uns veralten,  
Wir bleiben ewig jung und neu.  
Denn, wird einmal der Geist uns trübe,  
Wir haben ihn im alten Wein,  
Und geben mit Gesang und Liebe  
In unsern Freudenhimmel ein.

---

## Reiters Morgengefang.

(Nach einem schwäbischen Volkslied.)

Morgenroth,  
Leuchtest mir zum frühen Tod?  
Bald wird die Trompete blasen,  
Dann muß ich mein Leben lassen,  
Ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht,  
War der Lust ein End gemacht.  
Gestern noch auf stolzen Rossen,  
Heute durch die Braß geschossen,  
Morgen in das kühle Grab!

Ah, wie bald  
Schwindet Schönheit und Gestalt!  
Lhust du stolz mit deinen Wangen, (✓  
Die mit Milch und Purpur prangen?  
Ah! die Rosen welken all'!

Darum still,  
Füg' ich mich, wie Gott es will.  
Nun, so will ich wacker streiten,  
Und sollt' ich den Tod erleiden,  
Stirbt ein braver Reitermann.

oder: Leuchtest mir gleich mit  
deinen Wangen

## Soldatenmuth.

Soldatenmuth siegt überall,  
 Im Frieden und im Krieg,  
 Bei Fldten und Kanonenschall  
 Erkämpft er sich den Sieg:  
 Sei's um ein Köpchen mit der Maid,  
 Sei's mit dem Feind um Blut,  
 Da ist er schnell zum Kampf bereit,  
 Da siegt Soldatenmuth!  
 Hurrah!  
 Da siegt Soldatenmuth!

Wenn sich der Lanz im Wirbel schwingt  
 Und Aug' in Auge blüht,  
 Der Arm sich um die Hüfte schlingt  
 Und Hand in Hand sich drückt,  
 Da ist die Maid in kurzer Frist  
 Dem schlanken Burschen gut,  
 Wer lange fragt, hat nie geküßt,  
 Da siegt Soldatenmuth:  
 Hurrah!  
 Da siegt Soldatenmuth!

Und wenn am heißen Sommertag  
 Den Marsch die Hitze drückt,  
 Und wenn das rasche Ross erlag  
 Und müd zur Erd' sich bäckt,

Hat der Soldat sich angerafft,  
 Er singet wohlgenuth,  
 Wirbt durch Gesang sich neue Kraft;  
 So siegt Soldatenmuth;  
 Hurrah!  
 So siegt Soldatenmuth!

Und wenn im Thal die Banner weh'n  
 Und Heer an Heer sich schließt,  
 Und uns von den Batt'rienhöhn  
 Kanonen Donner grüßt:  
 Da reißt uns durch den Waffenplan  
 Des Kampfes wilde Glut,  
 Da mit dem Schwert, Mann gegen Mann,  
 Da siegt Soldatenmuth:  
 Hurrah!  
 Da siegt Soldatenmuth.

Und wenn mein Ständlein kommen sollt',  
 So bin ich frisch zur Hand;  
 Ich sterb' ja nicht für eitles Gold,  
 Ich fall' fürs Vaterland.  
 Was ich gesollt, hab ich gethan,  
 Und hab's gelodt mit Blut:  
 So lebt, so stirbt für seine Fah'n',  
 So siegt Soldatenmuth:  
 Hurrah!  
 So siegt Soldatenmuth!



## Prinz Wilhelm.

Prinz Wilhelm, der edle Ritter,  
 Ritt hinaus ins Schlachtgewitter  
 Ritt mit aus in\*blut'gen Strauß;  
 Denn als man die Trommel rührte  
 Und nach Frankreich abmarschirte,  
 Blieb der Kronprinz nicht zu Haus.

Durch des Rheines wilde Bogen  
 Ist er schnell hindurchgezogen,  
 Siehet weiter ohne Ruß.  
 Auf die Feinde durch die Wälder,  
 Durch die eisbedeckten Felder,  
 Auf die Feinde eilt er zu.

Bei Brienne, im dunkeln Walde  
 Unser Jägerhorn erschallte,  
 Unfre Trommeln wirbeln drein:  
 In den Feind durch Sumpf und Graben  
 Stürmt der Prinz mit seinen Schwaben,  
 Daß der Sieg muß unser sein.

Und bei Montereau's blut'ger Brücken,  
 Als der Feind wollt schier erdrücken  
 Unfre kleine; treue Schaar,  
 Hat er gegen Sturmsgewalten  
 Ritterlich den Paß gehalten,  
 Bis sein Volk gerettet war.

An der Aube, am Marnestrande,  
 An der Seine weitem Lande  
 Kennt man Wilhelm und sein Schwert;  
 Ebnal auf blutigen Wegen,  
 Troye's heißer Kugelregen  
 Haben seinen Stamm bewährt.

Ja, wo treue Schwaben stricken,  
 War auch in des Kampfes Mitten  
 Unser Kronprinz stets dabei:  
 Ja, so tritt im Schlachtgewitter  
 Prinz Wilhelm der edle Ritter,  
 Furchtlos, wie sein Wort, und treu.

Schlaget ein, ihr Kameraden!  
 Wenn zum Krieg die Trommeln laden,  
 Strömen freudig wir herbei;  
 Denn als König zieht der Ritter  
 Nun voraus ins Schlachtgewitter,  
 Furchtlos, wie sein Wort, und treu.

## Soldatentreue.

Wohl dem, der geschworen  
Zur Fahne den Eid,  
Der sich zum Schwur ertoren  
Des Königs Waffentleib!

Sei Treue verrathen,  
Sei Ehre verbannt,  
Doch gehn mit dem Soldaten  
Sie beide Hand in Hand.

Es grüßt ja zur Seite  
Sein Säbel ihm zu,  
Und ruft ihm aus der Scheide,  
„So treu wie Stahl feist du!“

Die Büchse, sie winket  
So freundlich und rein;  
So rein als wie sie blinket,  
Soll seine Ehre sein.

Das tönt ihm so süße,  
Das schwellt ihm den Arm  
Das macht, wie Liebchens Kisse,  
Soldatenherz so warm!

Drum auf! Es erdnen  
Trompeten voll Muth!  
In Vaterlandesöhnen  
Walt treues Heldenblut!

Die Welt mag zerreißen  
Die Schwüre wie Spreu;  
Ich weiß ein Wort wie Eisen,  
Es heißt: Soldatentreu'.

---

## Soldatenliebe.

Steh' ich in finst'rer Mitternacht  
 So einsam auf der fern'n Wacht,  
 So denk' ich an mein' fernes Lieb,  
 Ob mir's auch treu und hold verblieb?

Als ich zur Fahne fortgemüßt,  
 Hat sie so herzlich mich geküßt,  
 Mit Bändern meinen Hut geschmückt  
 Und weinend mich ans Herz gedrückt!

Sie liebt mich noch, sie ist mir gut,  
 Drum bin ich froh und wohlgemuth;  
 Mein Herz schlägt warm in kalter Nacht,  
 Wenn es ans treue Lieb gedacht.

Jetzt bei der Lampe mildem Schein  
 Gehst du wohl in dein Kämmerlein,  
 Und schickst dein Nachtgebet zum Herrn  
 Auch für den Liebsten in der Fern!

Doch, wenn du traurig bist und weinst,  
 Mich von Gefahr umrungen weinst!  
 Sei ruhig, bin in Gottes Hut,  
 Er liebt ein treu Soldatenblut.

Die Glocke schlägt, bald naht die Rund'  
 Und löst mich ab zu dieser Stund';  
 Schlaf' wohl im stillen Kämmerlein  
 Und denk' in deinen Träumen mein.

## Hans Hutten's Ende.

Laut rufet Herr Ulrich, der Herzog, und sagt:  
 „Hans Hutten reite mit auf die Jagd,  
 Im Schönbuch weiß ich ein Mutterschwein,  
 Wir schießen es für die Liebste mein.“

Und im Forst sich der Herzog zum Junter wandt:  
 „Hans Hutten, was kimmert an deiner Hand?“  
 „Herr Herzog, es ist halt ein Ringelein  
 Ich hab es von meiner Herzliebsten fein.“

„Herr Hans, du bist ja ein stattlicher Mann,  
 Hast gar auch ein goldenes Kettlein an.“  
 „Das hat mir mein herziger Schatz geschenkt  
 Zum Zeichen, daß sie noch meiner gedenkt.“

Und der Herzog blicket ihn schrecklich an:  
 „So? das hat Alles dein Schatz getan?  
 Der Trauring ist es von meinem Weib,  
 Das Kettlein hing ich ihr selbst um den Leib.“

O Hutten, gib deinem Rappen den Sporn,  
 Schon rollet des Herzogs Auge im Horn!  
 Flieh', Hutten! es ist die höchste Zeit,  
 Schon reißt er das blinkende Schwert aus der Scheid'!

„Dein Schwert 'raus, Buhler, mich dörstet sehr,  
 Zu sähen mit Blut meines Bettes Ehr!“  
 Flugs, Junker, ein Stoßgebellein sprich,  
 Wenn Ulrich hant, hant er stärkerlich.

Es trachen die Rippen, es bricht das Herz;  
 Ruhig wischet Ulrich das blutige Erz,  
 Ruhig nimmt er des ledigen Pferdes Zaum,  
 Und hänget die Leich' an den nächsten Baum.

Es steht eine Eiche im Schdubuchwald,  
 Gar breit in den Kesten und hochgestalt;  
 Zum Zeichen wird sie Jahrhunderte stahn,  
 Hier hing der Herzog den Junker dran.

Und wenn man den Herzog vom Lande jagt,  
 Sein Nam' bleibt ihm, sein Schwert; er sagt:  
 „Mein Nam' er verdorret ja nimmermehr,  
 Und gerächet hab' ich des Hauses Ehr.“

## Entschuldigung.

Kam einst ein englischer Kapitan  
 Zu Stambul in dem Hafen an,  
 Der wollte nach der langen Fahrt  
 Sich gütlich thun nach seiner Art,  
 Und in Stambuls krummen Gassen  
 Vor den Leuten sich sehen lassen.  
 Hatte auch weit und breit gebört,  
 Wie die Türken so schöne Pferd',  
 Reiche Geschirr' und Sättel haben;  
 Wollte auch wie ein Türke traben,  
 Und bestellt auf Abends um Vier  
 Ein recht feurig, arabisch Thier,  
 Ziehet sich an im höchsten Staat,  
 Rothem Rod mit Gold auf der Naht,  
 Schwärzt den Bart um Wange und Maul  
 Und steigt Punkt vier Uhr auf den Gaul.  
 Drauf, als er reitet durch das Thor,  
 Kam es den Türken komisch vor,  
 Hatten noch keinen Reiter geseh'n  
 Wie den englischen Kapitan:  
 Die Knie hatt' er hinaufgezogen  
 Und seinen Rücken krumm gebogen,  
 Die Brust mit den Treffen eingedrückt,  
 Auch den Kopf tief herabgebückt;  
 Saß zu Pferd wie ein armer Schneider.  
 Doch der Schiffskapitan ritt weiter,



Glaupte getroßt, die Türken lachen  
 Aus lauter Bewund'ring in ihrer Sprachen.  
 So ritt er bis zum großen Platz,  
 Da machte der Araber einen Satz  
 Und steigt; der englische Kapitän  
 Ergreift des Arabers lange Mäh'n',  
 Gibt ihm verzweiflungsvoll die Sporen  
 Und schreit ihm auf Englisch in die Ohren;  
 Das Roß den Reiter nicht verstand,  
 Setzt wieder und wirft ihn in den Sand.  
 Die Türken den Rothrod sehr bellagen,  
 Haben ihn auch zu Schiff getragen,  
 Und seinem Dragoman, einem Scioten,  
 Haben sie hoch und streng verboten,  
 Er darf's nimmer wieder leiden,  
 Daß der Herr den Araber thät reiten.  
 Als sie verlassen den Kapitän,  
 Befiehlt er gleich dem Dragoman,  
 Ihm auf Englisch auszudenten,  
 Was er gehört von diesen Leuten.  
 Der Grieche spricht: „Es ist nichts weiter,  
 Sie glauben, Ihr seid ein schlechter Reiter,  
 Wollen, Ihr sollt in Stambuls Gassen  
 Nimmer zu Pferd Euch sehen lassen.“  
 Des hat sich der Kapitän gedrämt  
 Und vor den Türken sehr geschämt.  
 Spricht zum Dragoman: „Geh' hinein  
 Und sage den Türken: es kommt vom Wein;  
 Der Herr ist sonst ein guter Reiter,  
 Aber heut an der Tafel, leider,  
 Hat er sich ziemlich in Selt betrunken,  
 Da ist er im Rausche vom Pferd gesunken.“

Der Grieche ging zum Hasenthor  
 Und trug den Lärten die Sache vor.  
 Doch diese hören ihn schändernd an:  
 „Wir glaubten Gutes vom rothen Mann,  
 Und dachten, er s'he schlecht zu Pferd',  
 Weil's ihn sein Vater nicht besser gelehrt;  
 Aber wie, von Wein betrunken,  
 Ist er im Rausche vom Pferd gesunken?  
 Pfui dem Giantz und seinem Glas,  
 Allah thue ihm dies und das!“  
 Da sprach ein alter Muselman:  
 „Glaub't nicht, Leute, höret mich an,  
 Nicht, weil der Franz' zu viel getrunken,  
 Ist er schmäblich vom Ross gesunken.  
 Hab' gleich gedacht, es wird so geh'n,  
 Als ich ihn habe reiten seh'n,  
 Die Knie' hoch hinaufgezogen,  
 Den Rücken krumm und schief gebogen,  
 Die Brust mit Kressen eingedrückt,  
 Kopf und Nacken niedergebückt,  
 Denk' ich, wenn sein Köhlein scheut,  
 Ihn sein Kotten gewiß gerent.  
 Aber nein, ich will Euch sagen,  
 Warum er wollte den Wein verklagen,  
 Und stellte sich lieber als Käufer gar  
 Denn als ein schlechter Reiter dar;  
 Das macht des Menschen Eitelkeit,  
 Die ihn zu Trug und Eng verleit.  
 Will Mancher lieber ein Laster haben,  
 Gätt' er nur andere glänzende Gaben;  
 Und Mancher lieber eine Sünd' gesteht,  
 Ob' er eine Lächerlichkeit verrät;

Ein Dritter will gar zur Hölle fahren,  
Um sich ein falsch' Erdröthen zu sparen.  
So auch der fränkische Kapitän,  
Schämt sich und lügt uns lieber an,  
Will lieber Säufer sich lassen schelten,  
Als für einen schlechten Reiter gelten."

---

## Jesuitenbeichte.

(Nach dem Französischen.)

Ich liebte zwanzig Mädchen nach der Reihe,  
 Und jeder war mein ganzes Herz geweiht,  
 Und jede schwur mir heute ew'ge Treue  
 Und brach schon morgen ihren heil'gen Eid.  
 Da schwur und flucht' ich, keinem Weib zu trauen.  
 „Mein Sohn, wer flucht, der sündigt. Allein  
 Die Schuld liegt diesmal wirklich an den Frauen;  
 Du sollst versöhnet und entschuldigt sein.“

Weil ich Bestechung haßte wie die Hölle,  
 Sand mein Minister mich zu ungeschickt,  
 Und einem feilen Kerl gab er die Stelle,  
 Der sich vor seinem Kammerdiener bückt;  
 Da wünschte ich Herrn E.... zum Teufel.  
 „Mein Sohn, welch' rohe Leidenschaft! Allein  
 Bei kaltem Blut berenst du ohne Zweifel;  
 Du sollst entschuldigt und versöhnet sein.“

Mit schönen Worten, blendendem Versprechen  
 Hat ein bekaufter Herr mich arm gemacht,  
 Und um mich für die Tausende zu rächen,  
 Um die mich der Verräther hat gebracht,

Schalt ich Herrn B . . . einen Beutelschneider.  
 „Mein Sohn, das Wort war freilich grob. Allein  
 Die Welt nennt ihn mit diesem Namen, leider;  
 Du sollst entschuldigt und veröhnet sein.“

Das Sacrileg, ich will's gestehen, nannte  
 Ich ein Gesetz für Sklaven nur gemacht;  
 Der Menschheit Schmach und des Jahrhunderts Schande,  
 Und B . . . , ihn, der es ausgedacht,  
 Schalt ich den Mörder aller freien Seelen.  
 „Mein Sohn, das war ein verderblicher Schimpf. Allein  
 Du irrtest menschlich, irren heißt nicht fehlen;  
 Du sollst entschuldigt und veröhnet sein.“

Und als ich diese arme Welt bedachte,  
 Und sah, wie Alles schief und irrig geht,  
 Wie man die Tugend und das Recht verlachte,  
 Und wie jetzt Trug und Laster oben steht,  
 Da — hielt ich Gott für einen leeren Namen.  
 „Mein Sohn, du hast dich schwer verfehlt. Allein  
 Gott ist barmherzig gegen Sünder, Amen;  
 Du sollst entschuldigt und veröhnet sein.“

Ich liebte Eintracht in Palast und Hütten,  
 Doch als ich schleichend wiederkehren sah  
 Die Zwietracht an der Hand der Jesuiten,  
 Da schwur ich ew'gen Haß Sanct Loyola,  
 Und ew'gen Haß und Rache seinen Söhnen!  
 „Mein Sohn, ich bin die Langmuth selbst. Allein  
 Das heißt fürwahr das Heiligste veröhnen;  
 Vor uns und Gott kannst du nicht schuldlos sein!“

## Regel für Kranke.

Hast du mit dem Apotheker Streit,  
 Es dem Arzt zu Klagen vermeid';  
 Hast du über den Arzt zu Klagen,  
 Sollst du's nicht dem Apotheker sagen;  
 Denn sind sie auch Feinde immerdar,  
 So werden sie Freund' am neuen Jahr,  
 Verkünden: der hat dies gesagt!  
 Und mir hat er von dir geklagt.  
 Wirft du nun krank in den ersten Wochen,  
 Die Arznei sie zusammenlochen:

„Recipe: was er uns gethan,  
 Rühren wir ihm jetzt doppelt an;  
 Zwanzig Drachmen von seinen Klagen  
 Mit Assa foetida für den Magen.  
 Misceatur, detur, nebst uns'rem Groll,  
 Alle Stunden zwei Löffel voll.“

Und stirbst du nicht in der Blüthezeit  
 Ihrer neuen Herzinnigkeit,  
 Lassen sie dich so lange liegen,  
 Bis sie selbst wieder Handel kriegen.

\* \* \*

Merke: zweier Gegner Klagen  
 Mußt du nicht hin und wieder tragen;  
 Weißt nicht, ob, die geschieden scheinen,  
 Sich nachmals gegen dich vereinen.

## Schriftsteller.

Es ist kein Autor so gering und klein,  
Der nicht dächt' etwas Recht's zu sein;  
Und wär' er noch so ein armer Wicht,  
Seht er doch stolz und aufgericht,  
Daß man glaubt, der leere Gut  
Noch zu dem Kleinen gehdren thut.  
Auch kein Autor auf den andern baut;  
Denn sei ein Paar noch so vertraut,  
Darfst heut' den einen heruntersetzen,  
Wißt du den andern höher schätzen,  
Und morgen auf des zweiten Kösten,  
Läßt sich der erste nennen den Besten.

---

## Lehre aus Erfahrung.

Hat dir ein Autor Geld gelieh'n,  
 Und kommt und will den Wechsel zieh'n,  
 Und kannst doch nicht sogleich bezahlen,  
 Ihm auch keinen andern Trug vormalen,  
 So sprich getrost: „Jetzt weiß ich schon,  
 's war als die treffliche Recension,  
 Wie ener letztes Werk gelungen,  
 Stund in den Literaturzeitungen;  
 Baret gelobt über'n Schellenkönig,  
 Und dennoch, dünkt es mir, zu wenig.  
 Aber könntet ihr nicht noch borgen  
 Einige Zeit?“ — „Seid ohne Sorgen,  
 Der Autor drauß ganz freundlich spricht,  
 „Nach meinem Geld verlangt mich nicht,  
 Bleibet mein Freund; 's hat kein' Gefahr,  
 Kömmt mich bezahlen bis über's Jahr.“

---



## Amor der Räuber.

(Nach dem Italientischen.)

Die Unschuld saß in grüner Laube,  
 Sie hielt ein Läubchen in dem Schoß;  
 Und Amor kam: Gib mir die Laube,  
 Ein Weillchen nur gib deins Laube.  
 Die Unschuld ließ sie lächelnd los,  
 Doch hielt sie Läubchen an dem Band,  
 Das sich um Läubchens Flügel wand.

Doch kaum hat er die weiße Laube,  
 So schneidet er den Faden ab;  
 Und höhniſch lachend mit dem Raube  
 Entflieht der Räuber aus der Laube  
 Und nimmer lehrt der lose Knab':  
 Und als ihr Läubchen nimmer kam,  
 Ward sie dem Räuber ewig gram.

## Stille Liebe.

O dürst' ich fragen, was aus ihrem Auge  
 Oft so entzündend mir entgegenstrahlt,  
 Was, wenn ich schnell mich ihrer Seite nahe,  
 Die Wangen ihr mit hoher Röthe malt!  
 Ahnt sie, was meine Lippen ihr verschweigen,  
 Was meine Brust mit stiller Sehnsucht fällt?  
 Hoff' ich zu lähn? Ist es der Strahl der Liebe,  
 Der so entzündend ihrem Blick entquillt?

Warum hat doch ihr Händchen so gezittert,  
 Als ich ihr gestern guten Abend bot,  
 Und als ich ihr recht tief ins Auge schaute,  
 Was machte sie auf einmal doch so roth?  
 Sie hat die Rose, die ich ihr gegeben,  
 So sorgsam ins Gebetbüch eingelegt;  
 Warum wohl? da sie sonst so gerne Rosen  
 Am Busen und am Sommerhütchen trägt.

Warum schwieg sie auf einmal heute stille  
 Und wußte nicht mehr, was ich sie gefragt?  
 Hat sie gemerkt, was ich ihr gerne sagte?  
 Ich hab' ihr's doch mit keinem Wort gesagt,  
 O häß' ich Muth! dürst' ich Luise'n sagen,  
 Was mich so still, was mich so tief beglückt!  
 O dürst' ich fragen, was aus ihrem Auge  
 Oft so entzündend mir entgegen blickt!

## Trost.

Die Mißgunst lauscht auf allen Wegen,  
 Daß sie der Liebe Glück verräth,  
 Doch treue, zarte Liebe geht  
 Auf tausend unbewachten Stegen;  
 Ein Druck der Hand, ein sücht'ger Blick,  
 Sagt mir der Liebe süßes Glück.

Und zog ich auch in weite Ferne,  
 Es zog mit mir mein stilles Glück,  
 Denn schau' ich nicht der Liebe Blick,  
 So blick' ich auf zum Abendsterne;  
 Wie ihres Auges stille Glut  
 Strahlt er ins Herz getrossen Muth.

Und wallen meine Tage träber  
 Und bringt kein Trost von ihr zu mir,  
 Und dringt mein Sehnen nicht zu ihr,  
 Kein Wort von ihr zu mir herüber;  
 Mein stilles Glück ist nicht getrübt,  
 Ich weiß ja doch, daß sie mich liebt.

Drum klag' ich nicht in weiter Ferne,  
 Weil Neid der Liebe Weg belauscht,  
 Wenn auch nicht Wort mit Wort sich tauscht,  
 Mir strahlt ein Trost im Abendsterne;  
 Aus seinen milden Strahlen quillt  
 Mir meiner Liebe trantes Bild.

## Schussucht.

Die Sonne gräßt Lubinga's Höh'n,  
 Der Berge Morgennebel fallen,  
 Und leichte Frühlingslüfte weh'n,  
 Im Thal die Heerdenglocken schallen,  
 Des Nektars sanfte Belle quillt  
 An der Gestade Rebenhügel,  
 Es taucht die alte Burg ihr Bild  
 In seinen silberreinen Spiegel.  
 Wie wär' der Morgen doch so schön,  
 Könnt' ich mit dir mich da ergeh'n!

Und reger wogt's am Ufer hin,  
 Wenn Mittag zu den Schatten ladet,  
 Wenn sich durch frisches Blättergrün  
 Die Sonne in dem Strome badet;  
 Der Hirte zieht den Linden zu,  
 Der Winzer steigt vom Berge nieder,  
 Und in des kühlen Strandes Ruh  
 Erwachen ihre Kräfte wieder;  
 Am Nektarstrand ruht' ich so gerne,  
 Wär' nicht Luise in der Ferne.

Der Abend senket seinen Strahl,  
 Die Heerden ziehen von den Weiden,  
 Und fernhin durch das holde Thal  
 Die Dörfer zu der Ruhe läuten;

Da kommen Mädchen Hand in Hand  
 Den Wiesenplan heraufgezogen;  
 Es wölbt für sie am grünen Strand  
 Der Lindengang die hohen Bogen;  
 Doch jenen Linden fehlt das eine,  
 Ich wandle ohne sie — alleine!

Auf geht des Mondes Silberstrahl,  
 Er malt den Berg mit salbem Glanze,  
 Er ruft die Geister in das Thal,  
 Er leuchtet ihrem Reigentanze;  
 Ihr Berge all' von Duft umhüllt,  
 Du Thal am Strome auf und nieder,  
 Du wärst so hold, du wärst so mild,  
 Dir weißt' ich meine frohesten Lieder —  
 Du wärst so schön im Abendscheine,  
 Schick sie ihr Aug' hin in das meine.

---

## Ihr Auge.

Ich weiß wo einen Brunnen  
 Voll hellem Himmelstau,  
 Es glänzt der Strahl der Sonnen  
 Aus seines Spiegels Blau;  
 Er ladet klar und helle  
 In süßer Wonne ein,  
 Es winkt aus seiner Quelle  
 Der Sonne milder Schein.

Mir war, als sollte drunten  
 In seiner klaren Flut  
 Das arme Herz gefunden  
 Von seinem bangen Muth.  
 Ich tauchte freudig nieder,  
 Ins klare Blau hinab,  
 Mein Herz, das kam nicht wieder,  
 Fand in dem Quell sein Grab.

Kennst du den süßen Brunnen  
 So klar und silberhell?  
 Kennst du den Strahl der Sonnen  
 Aus seinem blauen Quell?  
 Das ist des Liebchens Auge,  
 Ihr süßer Silberblick, —  
 Aus seiner Liebe tauche  
 Ich nie zum Licht zurück.

## Serenade.

Wenn vom Berg mit leisem Schritte  
 Luna wandelt durch die Nacht,  
 Eil' ich zu des Liebchens Hütte,  
 Lausche, ob die Holbe wacht.  
 Seh' ich dort die Lampe glähen  
 In dem stillen Kämmerlein,  
 Möcht' ich, wie der Lampe milder Schein,  
 Spielend um die zarten Wangen ziehen.

Mit des Lichtes schönsten Strahlen  
 Bög' ich nun mein liebes Kind,  
 Farben wollt' ich um sie malen,  
 Wie sie nur am Himmel find;  
 Sänke Schlummer ihr aufs Auge,  
 Löscht' sie des Lämpchens Schein,  
 Wär' ihr letzter, süßer Blick noch mein,  
 Und ich färbe sauft in ihrem Sauche.

Nimmer darf ich um sie weben,  
 Wie der Lampe milder Schein,  
 Doch mein Lied darf zu ihr schweben,  
 Darf der Liebe Bote sein.  
 Schwebt denn, Lübe meiner Laute,  
 In des Liebchens Kämmerlein,  
 Wieget sie in süße Träume ein,  
 Und dann flüster: „Deute mein, du Traute!“

## Die Freundinnen an der Freundin Hochzeitstage.

In deines Festes fröhliche Gesänge  
 Mischt sich ein traurer Ton aus alter Zeit,  
 Es lockt dich aus dem jubelnden Gedränge  
 Zurück noch einmal zur Vergangenheit?  
 Die Freundschaft ist's, es sind der Schwestern Tritte  
 Sie pochen schwächtern an der Pforte an,  
 Sie nahen dir, sie flüstern ihre Bitte  
 Und fragen freundlich: Denkst du noch daran?

Denkst du daran, wie wir uns einst gefunden  
 In unsrer Kindheit holder Blumenwelt?  
 Es waren unsres Lebens Morgenstunden,  
 Vom Frühroth reiner Freuden schön erhellt;  
 Der Schule Mähen, alle frohen Spiele  
 Und aller Jubel von der Kindheit Bahn,  
 Sie steigen auf in freudigem Gewähle  
 Und fragen mit uns: Denkst du noch daran?

Denkst du daran, wie an der Kindheit Grängen  
 Uns eine schön're Freudenwelt empfing?  
 Wie uns ein Leben, voll Gesang und Längen,  
 Gefaßt in seinen wundervollen Ring?  
 Und wie auch ernste deutungsvolle Tage  
 Des Lebens Ernst und Bänge zeigten an?  
 Es war der Jugend Frühlingstag; o sage,  
 Die Schwestern bitten: Denkst du noch daran?



Wohl trittst du jetzt in ernster Frauen Kreise,  
 Die Nprrthe schmückt zum letztenmal dein Haar,  
 Du tändelst nicht mehr nach der Mädchen Weise,  
 Du nimmst jetzt Abschied von der Jungfran'n Schaar:  
 Doch blickst du künftig ernst in unsern Reigen,  
 Schilt unsre Freuden dann nicht leeren Bahn;  
 Denn die Erin'rung wird dir Bilder zeigen  
 Und lächelnd sagen: Denkst du noch daran?

Du denkst daran: und zum Gedächtnismale,  
 Als eine reine, jungfräuliche Zier  
 Nimm von den Schwestern die krystall'ne Schale,  
 Wir reichen sie mit frommen Wünschen dir.  
 So werden wir in deinem Herzen leben,  
 Denn siehst du einmal diese Schale an,  
 Dann wird dich die Erinnerung umschweben  
 Und freundlich sagst du: „Ja, ich denk daran.“

## An Emilie.

Zum Garten ging ich früh hinaus,  
 Ob ich vielleicht ein Sträußchen finde?  
 Nach manchem Blümchen schaut' ich aus,  
 Ich wollt's für dich zum Angebinde;  
 Umsonst hatt' ich mich hindemüht,  
 Vergebens war mein freudig Hoffen;  
 Das Weibchen war schon abgeblüht,  
 Von andern Blümchen keines offen.

Und trauernd späht' ich her und hin,  
 Da thöte zu mir leise, leise,  
 Ein Flüstern aus der Zweige Grün,  
 Gesang nach seel'ger Geister Weise;  
 Und lieblich, wie des Morgens Licht  
 Des Thales Nebelhüllen scheidet,  
 Ein Köstchen aus der Knospe bricht,  
 Das seine Blätter schnell verbreitet.

„Du suchst ein Blümchen!“ spricht's zu mir,  
 „So nimm mich hin mit meinen Zweigen,  
 Bring' mich zum Angebinde ihr,  
 Ich bin der wahren Freude Zeißen.  
 Ob auch mein Glanz vergänglich sei,  
 Es treibt aus ihrem treuen Schooße  
 Die Erde meine Knospen neu,  
 Drum unvergänglich ist die Rose.

Und wie mein Leben ewig quillt  
Und Knosp' um Knospe sich erschließet,  
Wenn mich die Sonne sanft und mild  
Mit ihrem Feuertuß begräset,  
So deine Freundin ewig blüht,  
Beseelt vom Geiste ihrer Lieben,  
Denn ob der Rose Schmelz verglüh't —  
Der Rose Leben ist geliebet."

---

## Der Kranke.

Zitternd auf der Berge Säume  
 Fällt der Sonne letzter Strahl,  
 Eingewiegt in düstre Träume  
 Blickt der Kranke in das Thal,  
 Sieht der Wolken schnelles Jagen  
 Durch das trübe Dämmerlicht —  
 Ach, des Busens stille Klagen  
 Tragen ihn zur Heimath nicht!  
 Und mit glänzendem Gefieder  
 Zog die Schwalbe durch die Luft,  
 Nach der Heimath zog sie wieder,  
 Wo ein milder Himmel ruft;  
 Und er hört ihr fröhlich Singen,  
 Sehnsucht füllt des Armen Blick,  
 Ach, er sah sie auf sich schwingen,  
 Und sein Kummer bleibt zurück.  
 Schöner Fluß mit blauem Spiegel,  
 Hörst du seine Klagen nicht?  
 Sag' es seiner Heimath Hügel,  
 Daß des Kranken Busen bricht.  
 Aber kalt rauscht er vom Strande  
 Und entrollt ins stille Thal,  
 Schweiget in der Heimath Lande  
 Von des Kranken stiller Qual.  
 Und der Arme stützt die Hände  
 An das mähr, trübe Haupt;  
 Eins ist noch, wohin sich wende  
 Der, dem aller Trost geraubt;

Schlägt das blaue Auge wieder  
Muthig auf zum Horizont,  
Immer stieg ja Trost hernieder  
Dorther, wo die Liebe wohnt.  
Und es nezt die blassen Wangen  
Heil'ger Sehnsucht stiller Quell,  
Und es schweigt das Erdverlangen,  
Und das Auge wird ihm hell:  
Nach der ewigen Heimath Lande  
Strebt sein Sehnen kühn hinauf,  
Sehnsucht sprengt der Erde Bande,  
Psyche schwingt zum Licht sich auf.

## Grabgesang.

Vor des Friedhofs dunkler Pforte  
 Bleiben Leid und Schmerzen stehn,  
 Dringen nicht zum heil'gen Orte,  
 Wo die sel'gen Geister geh'n,  
 Wo nach heißer Tage Glut  
 Unser Freund im Frieden ruht.

In des Himmels Bollenthoren  
 Schwang die Seele sich hinan,  
 Fern von Schmerzen, neu geboren,  
 Geht sie auf — die Sternenbahn;  
 Auch vor jenen heil'gen Höh'n  
 Bleiben Leid und Schmerzen steh'n.

Sehnsucht gleißet ihre Zähren  
 Auf den Hügel, wo er ruht;  
 Doch ein Hauch aus jenen Sphären  
 Füllt das Herz mit neuem Muth;  
 Nicht zur Gruft hinab — hinan,  
 Aufwärts ging des Freundes Bahn.

Drum auf des Gesanges Schwingen  
 Steigen wir zu ihm empor,  
 Unsr' Trauertöne dringen  
 Aufwärts zu der Seel'gen Chor,  
 Tragen ihm in stille Ruh'  
 Unsr' letzten Grüße zu.

## Aus dem Stammbuche eines Freundes.

Und wird dir einst die Nachricht zugesandt,  
Daß zu den Vätern ich versammelt wäre,  
So trink' und sprich: „ich hab' ihn auch gekannt,“  
Mach' hier ein Kreuz — und gib' mir eine Zähre.

---

## Logograph.

Kennst du das Wort, das Herzen mächtig bindet?  
 Kennst du der Liebe trauliches Symbol;  
 Das feste Band, das sich um Freunde windet,  
 Des Fürsten Heil, des Vaterlandes Wohl?

An Stärke muß ihm Stahl und Eisen weichen;  
 Doch hat es einen mächt'gen stillen Feind;  
 Streichst du des hohen Wortes erstes Zeichen,  
 Hast du die finstre Nacht, die ich gemeint.

So lang die Welt steht, liegen diese beiden  
 Im Kampf um höchstes Leid und höchste Lust;  
 Halt fest am Ganzen, laß sie nimmer streiten  
 In deiner stillen und zufriednen Brust.



## Räthsel.

1.

Es ist ein Wort, dreideutig dem Germanen;  
 Einst war das erste fürchtbar seinen Ahnen;  
 Der schwere Zeiger der Geschichte rückt,  
 Der Deutsche erbt das Scepter; ihr erblickt,  
 Wie dem erwählten deutschen Sohne  
 Im zweiten die gewicht'ge Krone  
 Der Bischof auf die Stirne drückt.  
 Es kreist im hoch gewölbten Saale  
 Das dritte bei dem Ordnungsmahle.

1) Wort = Romanze  
 2) Wort = Romanze - Scepter  
 3) Wort = Romanze - Scepter  
 4) Wort = Romanze - Scepter

## 2.

Noch sitzt auf halberfall'nem Throne,  
Noch hält die längst besitt'ne Krone  
Die alte Königin der Welt.  
Ob sie wohl je vom Throne fällt?  
Vielleicht; doch liest du sie von hinten,  
So wirst du einen König finden,  
Der herrscht, seitdem die Welt besteht,  
Des Reichs nur mit der Welt vergeht;  
Sie schießt nicht ew'ge Donnerkeile,  
Doch ewig treffen seine Pfeile.

## 3.

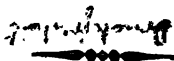
Einst hieß man mich die schönste aller Frauen,  
 Selbst Könige entzweite meine Macht.  
 Zehntausend Krieger aus Europa's Ganen,  
 Von Asiens Landen schlugen manche Schlacht,  
 Und eher nicht war ihres Kampfes Ziel,  
 Als bis erschlagen alle Heldensöhne  
 Und bis ein stolzes Königshaus zerfiel;  
 Und dennoch pries man die unsel'ge Schöne.

Und wieder tönte jüngst mein alter Namen,  
 Doch bin ich häßlich und verlassen nun,  
 Von Allen, die des Weges zu mir kamen,  
 Will Keiner lang an meiner Seite ruh'n;  
 Nur Einer kam, der erste, dem nicht graut,  
 An meinem Heerd für immer still zu liegen,  
 Der lange mir ins blasse Antlitz schaut,  
 Und bitter lacht ob meinen düstern Zügen.

„Ach, darum ~~off~~“, sprach er, „läßt du feiern  
 Dein unheilvoll Gedächtniß bis auf heut,  
 Damit du reich'test zu den alten Freiern  
 Auch einen Heros aus der neuen Zeit?  
 Doch lockst du mich mit keinem Erdentand,  
 Denn Zeus zerschlug dein Ilium in Scherben;  
 Wohlan! auch meine Trojer deckt der Sand,  
 So laß mich denn in deinen Armen sterben.“

## Charade.

Der ersten Sylb' entströmen Wein und Lieder,  
 Und was du einsam denkst, macht sie bekannt,  
 Oft geht sie mit dem Zwang auch Hand in Hand,  
 Schlägt selbst in Fesseln deine freien Glieder!  
 Doch gibt das zweite Paar dir Hoffnung wieder,  
 Sein Feuerathem weht von Land zu Land,  
 Sprengt deines Rexters festgetürmte Wand,  
 Wirft deine Häfcher, deine Fesseln nieder.  
 Scheint zwei mit eins sich nimmer zu vertragen,  
 So ist das Ganze doch ein hohes Wort,  
 Woran man nur den Widerspruch getadelt;  
 Doch hat sein Widerspruch manch' großen Geist geadelt!  
 Fürwahr! es starb des Letzten letzter Hört,  
 Wär' es gestorben längst in unsern Tagen.



# Novellen.



# Vertrauliches Schreiben

an

Herrn W. A. Spöttlich,

Vicebataillonschirurgen a. D. und Mauthbeamten in Tempelhof bei Berlin.

Sie werden mich verbinden, verehrter Herr, wenn Sie diese Vorrede lesen, welche ich einer kleinen Sammlung von Novellen vordrucken lasse. Ich ergreife nämlich diesen Weg, Einiges mit Ihnen zu besprechen, theils weil mir nach sechs unbeantwortet gebliebenen Briefen das Porto bis Tempelhof zu theuer dünkte, theils aber auch, weil Sie vielleicht nicht begreifen, warum ich diese Novellen gerade so geschrieben habe und nicht anders.

Sie werden nämlich nach Ihrer bekannten Weise, wenn Sie „Novellen“ auf dem Titel lesen, die kleinen Augen noch ein wenig zudrücken, auf geheimnißvolle Weise lächeln, und, sollte er gerade zugegen sein, Herrn Amtmann Kohlhaupt versichern: „Ich kenne den Mann, es ist Alles erlogen, was er schreibt;“ und doch würden Sie sich gerade bei diesen Novellen sehr irren. Die besten und berühmtesten Novellendichter: Lopez de Vega, Boccac, Goethe, Calderon, Tieck, Scott, Cervantes und auch ein Tempelhofer haben freilich aus einem unerschöpflichen Schatz der Phantasie ihre Dichtungen hervorgebracht, und die unverwelklichen Blumensträuße, die sie gebunden, waren nicht in Nachbars Garten gepflückt, sondern sie stammten aus dem ewig grünenden Paradies der Poesie, wozu nach der Sage Feen ihren Lieblingen den unsichtbaren Schlüssel in die Wiege legen. Daher kommt es auch, daß

durch eine geheimnißvolle Kraft Alles, was sie gelogen haben, zur schönsten Wahrheit geworden ist.

Geringere Sterbliche, welchen jene magische Sprungwurzel, die nicht nur die unsichtbaren Wege der Phantasie erschließt, sondern auch die festen und undurchdringlichen Pforten der menschlichen Brust aufreißt, nicht zu Theil wurde, müssen zu allerlei Nothbehelf ihre Zuflucht nehmen, wenn sie — Novellen schreiben wollen. Denn das eben ist das Aergerliche an der Sache, daß oft ihre Wahrheit als schlecht erfundene Lüge erscheint; während die Dichtung jener Feenkinder für treue, unverfälschte Wahrheit gilt.

So bleibt oft uns geringen Burschen nichts übrig, als nach einer Novelle zu spioniren. Kaffeehäuser, Restaurationen, italienische Keller und dergleichen sind für diesen Zweck nicht sehr zu empfehlen. Gewöhnlich trifft man dort nur Männer, und Sie wissen selbst, wie schlecht die Restaurationsmenschen erzählen. Da wird nur dieses oder jenes Faktum schnell und flüchtig hingeworfen; reine Nebenbemerkungen, nichts Malerisches; ich möchte sagen, sie geben ihren Geschichten kein Fleisch, und wie oft habe ich mich geärgert, wenn man von einer Hinrichtung sprach, und Dieser oder Jener nur hinwarf: „geßpßt“, „hingerichtet,“ statt daß man, wie bei ordentlichen Erzählungen gebräuchlich, den armen Sünder, seinen Beichtvater, den rothen Mantel des Scharfrichters, sein blinkendes Schwert sieht, ja selbst die Luft pfeifen hört, wenn sein nerviger Arm den Streich führt.

Es gibt gewisse Weinstuben, wo sich ältere Herren versammeln und nicht gerne einen „Jungen“, einen „Fremden“ unter sich sehen. Diese pflegen schon besser zu erzählen; dadurch, daß sie diesen oder jenen Straßenraub, die geheimnißvolle, unerklärliche Flucht eines vornehmen Herrn, einen plötzlichen Sterbefall, wobei man „allerlei gemunkelt“ habe, schon fünfzigmal erzählten, haben ihre Geschichten einen Schmuck, ein stattliches Kleid bekommen, und schreiten ehrbar farder, während die Geschichten der Restaurationsmenschen wie Schatten hingleiten. Solche Herren haben auch eine Art von historischer Gründlichkeit, und es ge-



reicht mir immer zu hoher Freude, wenn einer spricht: „Da bringen Sie mich auf einen sonderbaren Vorfall,“ sich noch eine halbe Flasche geben läßt und dann anhebt: „In den sieb'ziger Jahrgängen lebte in meiner Vaterstadt ein Cavalier von geheimnißvollem Wesen.“ — Solche Herren trifft man allenthalben, und sie werden von mehreren unserer neueren Novellisten stark benützt. Der bekannte \* \* versicherte mich, daß er einen ganzen Band seiner Novellen solchen alten Nachsaltern verdanke, und erst aus diesem Geständniß konnte ich mir erklären, warum seine Novellen so steif und trocken waren; sie kamen mir nachher allesamt vor, wie alte, verweltete Junggesellen, die sich ihre Liebesabenteuer erzählen, welche sämmtlich anfangen: „Zu meiner Zeit.“

Die ergiebigste Quelle aber für Novellisten unserer Art sind Frauen, die das fünfundschzigste hinter sich haben. Die Welt nennt *Médisance*, was eigentlich nur eine treffliche Weise zu erzählen ist; junge Mädchen von sechzehn, achtzehn pflegen mit solchen Frauen gut zu stehen und sich wohl in Acht zu nehmen, daß sie ihnen keine Bisse geben, die sie in den Mund der alten Novellistinnen bringen könnte; Frauen von dreißig und ihre Hausfreunde gehen lieber eine Elle weiter, um nicht ihren Gesichtskreis zu passiren, oder wenn sie der Zufall mit der Jugendfreundin ihrer seligen Großmutter zusammenfährt, pflegen sie das gute Aussehen der Alten zu preisen und hören geduldig ein beißendes Lob der alten Zeiten an, das regelmäßig ein sanftes Exordium, drei Theile über Hauswesen, Kleidung und Kinderzucht, eine Nutzenanwendung, nebst einem frommen Amen enthält. Solche ältere Frauen pflegen gegen jüngere Männer, die ihnen einige Aufmerksamkeit schenken, einen gewissen geheimnißvoll zutraulichen Ton anzunehmen. Sie haben für junge Mädchen und schöne Frauen, die jetzt dieselbe Stufe in der Gesellschaft bekleiden, welche sie einst selbst behauptet hatten, keine und bezeichnende Spitznamen, und erzählen den Herren, die ihnen ein Ohr leihen, allerlei „kuriose“ Sachen von dem „Eichhörnlein und seiner Mutter,“ auch „wie es in diesem oder jenem Hause zugeht,“ „galante Abenteuer von jenem Altklischen, gesetzten Herrn, der nicht immer so gewesen,“ und sind

ſie nur erſt in dem abenteuerlichen Gebiet geheimer Hofgeſchichten und ſchlechter Ehen, ſo ſpinnen ſie mit zitternder Stimme, ſeinem Lächeln und den theuerſten Verſicherungen Geſchichten aus, die man (natürlich mit veränderten Namen) ſogleich in jeden Almanach könnte drucken laſſen.

Niemand weiß ſo trefflich wie ſie das Coſtüm, das Geſpräch, die Sitten „vor fünfzig Jahren“ wieder zu geben; ich glaubte einſt bei einer ſolchen Unterhaltung die Reifröcke rauſchen, die hohen Stelzſchuhe klappern, die franzöſiſchen Broden ſchnurren zu hören, die ganze Erzählung roch nach Ambra und Puder, wie die alten Damen ſelbſt. Und ſo friſch und lebhaft iſt ihr Gedächtniß und Mienenſpiel, daß ich einmal, als mir eine dieſer Damen von einer längſt verſtorbenen Frau-Ministerin erzählte und ihren Gang und ihren ſchnarrenden Ton nachahmte, unwillkürlich mich erinnerte, daß ich dieſe Frau als Kind gekannt, daß ſie mir mit derſelben ſchnarrenden Stimme ein Zuderbrod geſchenkt habe. Mehrere Novellen, die ich aufgeſchrieben, beziehen ſich auf geheime Familiengeſchichten, oder ſonderbare, abenteuerliche Vorfälle, deren wahre Urſachen wenig ins Publikum kamen, und ich kann verſichern, daß ich ſie alle, theils in Berlin, theils in Hannover, Caſſel, Carlsruhe, ſelbſt in Dresden eben von ſolchen alten Frauen, den Chroniken ihrer Umgebung, gehört und oft wörtlich wieder erzählt habe.

Nur ſo iſt es möglich, daß wir, auch ohne jenen Schlüssel zum Feenreich, gegenwärtig in Deutschland eine ſo bedeutende Menge Novellen zu Tage fördern. Die wundervolle Märchenwelt findet kein empfängliches Publikum mehr, die lyriſche Poeſie ſcheint nur noch von wenigen geheiligten Lippen tönen zu wollen, und vom alten Drama ſind uns, ſagt man, nur die Dramaturgen geblieben. In einer ſolchen miſerablen Zeit, Verehrter, iſt die Novelle ein ganz bequemes Ding. Den Titel haben wir, wie eine Maſke, von den großen Novelliſten entlehnt, und Gott und ſeine lieben Kritiker mögen wiſſen, ob die nachſtehenden Geſchichten wirkliche und gerechte Novellen ſind.

Ich habe, mein werther Herr, dies Alles geſagt, um Ihnen darzuthun, wie ich eigentlich dazu kam, Novellen zu ſchreiben, wie man

beim Novellenschreiben zu Werk gehe, und — daß Alles getreue Wahrheit sei, wenn auch keine poetische, was ich niedergeschrieben. Sie werden sich noch der guten Frau von Welterlohn erinnern, die immer ein Kleid von verblüthenem gelbem Sammet trug, das nur eine weiße Fortsetzung ihrer harten, gelben Züge schien? Von ihr habe ich die Geschichte, „Dibello“ betitelt. Sie war viel zu distret, um Namen und die Residenz zu nennen, wo diese sonderbaren Scenen vorfielen, aber wenn ich bedenke, daß sie zur selben Zeit Hofdame in Scherau war, als Jean Paul dort lebte, so kann ich nicht anders glauben, als die Geschichte sei an jenem Hofe vorgefallen. Die zweite Novelle habe ich aus dem Mund der alten Gräfin Nestenroth; man hält sie allgemein für eine böse Frau, aber ich kann versichern, daß ich sie über Josephens Schicksal Thränen vergießen sah. Man will zwar behaupten, daß sie oft in Gesellschaften weinerliche Geschichten erzähle, weil ihr vor zwanzig Jahren ein Maler versicherte, sie habe etwas von einer Mater dolorosa; aber so viel ist gewiß, daß sie mehrere Personen des Stücks gekannt haben will, und die Frau, bei welcher Herr v. Fröben in S. gewohnt hat, erzählte mir manche Sonderbarkeiten von ihm. Ich und viele Leute in S., welchen ich die Geschichte wieder erzählte, gaben sich vergebliche Mühe über Herrn v. Fröben und die Personen, mit welchen er in Berührung kam, etwas Näheres zu erfragen. Wir erfuhren nur, daß das Bild der Dame nach dem Gemälde in der Boissière'schen Gallerie von Strizner lithographirt worden sei. In Ostende, wo ich durch mehrere Briefe nachforschte, konnte ich nichts erfahren, als daß allerdings ein englisches Schiff, die Luna, Kapitän Wardwood, im August Passagiere nach Portugal an Bord genommen habe, und daß sich im Register des Hafendirektors ein Don Pedro de Montanjo nebst Niichte und Dienerschaft befinde. Am Rhein, wo ich mich nach Herrn von Faldner und seiner Familie erkundigte, und erzählte, warum ich nachfrage, erklärte man mir Alles für Erfindung, denn es gäbe am ganzen Rhein hinab nur gestittete Landwirthhe, die mit ihren Frauen wie die Engel im Himmel leben.

Sie sehen, ich habe keine Mühe gescheut, die Geschichten, die ich erzähle, so glaubwürdig als möglich zu machen. Es gibt freilich Leute, die mir dieser historischen Wahrheit wegen gram sind und behaupten, der ächte Dichter müsse keine Straße, keine Stadt, keine bekannten Namen und Gegenstände nennen; Alles und Jedes müsse rein erdichtet sein, nicht durch äußern Schmuck, sondern von Innen Wahrheit gewinnen, und wie Prometheus Sarg, müsse es in der schönen, lieben, blauen Luft zwischen Himmel und Erde schweben. Andere halten es vielleicht auch für „eine rechtswidrige Täuschung des Publikums,“ und können mich darüber belangen wollen, daß ich behaupte, Dies und Jenes habe sich da und dort zugetragen, und ich könne doch keine stadtgerichtlichen Zeugnisse beibringen. Aber ist denn hier von ächter Poesie, von ächten Dichtern die Rede? Man lege doch nie an die Erzählungen einiger alten Damen diesen erhabenen Maßstab! Goethe erzählte in Dichtung und Wahrheit, er habe in der Frankfurter Stadtmauer eine Thüre und einen wunderschönen Garten gesehen. Noch heute laufen alle Fremde hin (ich selbst war dort) und beschauen die Mauer und wundern sich, daß man nicht wenigstens die Reparatur schauen könne, wenn gleich das Loch nur geträumt und nie in der Mauer war. Solchen poetischen Frevel gegen ein gesetztes Publikum mag man einem Goethe vorrücken, armen Menschen, ohne den Kammerherrnschlüssel der Poesie, der die Mauern aufschließt, wenn sie auch keine Thüren haben, muß man solche Freiheiten zu gut halten.

Darum lesen Sie, verehrter Herr, diese Geschichten, so abenteuerlich sie sein mögen, als reine, treue Wahrheit; es wird Sie weniger ärgern, als wenn Sie Dichtungen vor sich zu haben meinten, und Ihr scharfes Auge ein wirres Gewebe unwahrscheinlicher Lügen fände.

W. G.



**I u d S ü ß.**



## 1.

Der Karneval war nie in Stuttgart mit so großem Glanz und Pomp gefeiert worden, als im Jahr 1737. Wenn ein Fremder in die ungeheuern Säle trat, die zu diesem Zwecke aufgebaut und prachtvoll decorirt waren, wenn er die Tausende von glänzenden und fröhlichen Masken überschaute, das Lachen und Singen der Menge hörte, wie es die zahlreichen Fanfaren der Musikköppe überdönte, da glaubte er wohl nicht in Württemberg zu sein; in diesem strengen, ernsten Württemberg, streng geworden durch einen eifrigen, oft ascetischen Protestantismus, der Lustbarkeiten dieser Art als Ueberbleibsel einer andern Religionspartei haßte; ernst, beinahe finster und trübe durch die bedenkliche Lage, durch Elend und Armuth, worein es die systematischen Kunstgriffe eines allgewaltigen Ministers gebracht hatten.

Der prachtvollste dieser Freudentage war wohl der zwölfte Februar, an welchem der Stifter und Erfinder dieser Lustbarkeiten und so vieles Andern, was nicht gerade zur Lust reizte, der Fürst, Kabinettsminister und Finanzdirektor, seinen Geburtstag feierte. Der Herzog hatte ihm Geschenke aller Art am Morgen dieses Tages zugesandt; das Angenehmste aber für den Kabinettsminister war wohl ein Edikt, welches das Datum dieses Freudentages trug, ein Edikt, das ihn auf ewig von aller Verantwortung wegen Vergangenheit und Zukunft freisprach. Tene unzähligen Kreaturen jeden Standes, Glaubens und Alters, die er an die Stelle besserer Männer gepflanzt hatte, belagerten seine Treppen und Vorzimmer, um ihm Glück zu wünschen, und manchen ehrliebenden, biedern Beamten trieb an diesem Tage die Furcht, durch Troß seine Familie unglücklich zu machen, zum Handfuß in das Haus des Fürsten.

Dieselben Motive füllten auch Abends die Karnevalsfeier. Seinen Anhängern und Freunden war es ein Freudenfest, das sie noch oft zu begehren gedachten; Männer, die ihn im Stillen haßten und öffentlich verehren mußten, hüllten sich zähneknirschend in ihre Dominos und zogen mit Weib und Kindern zu der prachtvollen Versammlung der Thorheit, überzeugt, daß ihre Namen gar wohl ins Register eingetragen und die Läden schwer geahndet würden; das Volk aber sah diese Tage als Traumbstunden an, wo sie im Rausch der Sinne ihr drückendes Elend vergessen könnten; sie berechneten nicht, daß die hohen Eintrittsgelder nur eine neue indirekte Steuer waren, die sie dem Juden entrichteten.

Der Glanzpunkt dieses Abends war der Moment, als die Flügelthüren aufstiegen, eine erwartungsvolle Stille über der Versammlung lag, und endlich ein Mann von etwa vierzig Jahren, mit auffallenden, martirten Zügen, mit glänzenden, funkelnden Augen, die lebhaft und lauernd durch die Reihen liefen, in den Saal trat. Er trug einen weißen Domino, einen weißen Hut mit purpurrothen Federn, auf welchen er die schwarze Maske nachlässig gestedt hatte; es war nichts Prachtvolles an ihm, als ein ungewöhnlich großer Solitär, welcher am Hals die purpurrothe Bajate von Seidenflor, die über den Domino herabsiel, zusammenhielt. Er führte eine schlanke, zartgebaute Dame, die in ein mit Gold und Steinen überladenes, orientalisches Costüm gekleidet, Aller Augen auf sich zog.

„Der Herr Finanzdirektor, der Herr Minister,“ küßerte die Menge, als er vornehm grüßend durch die Reihen ging, die sich ihm willig öffneten; und als er in der Mitte des Hauptsaales angekommen war, begrüßten ihn Trompeten und Pauken, und ein nicht unbeträchtlicher Theil der Masken klatschte ihm Beifall, während man andere wie von einem unzüchtigen Schauspiel sich abwenden sah. Aber allgemein schien die Theilnahme, womit man die schöne Orientalin betrachtete, die mit dem Minister gekommen war. Seine Lebensweise war zu bekannt, als daß nicht die Meisten unter der Larve der reich geschmückten Dame eine seiner Freundinnen geahndet hätten; nur darüber schien man uneinig,



welcher von diesen solche Auszeichnung zu Theil geworden sei; die eine schien zu klein für diese Figur, die andere zu korpulent für diese zierliche Taille, die dritte zu schwerfällig, um so leicht und beinahe schwebend über den Boden zu gleiten, und einer vierten, bei welcher man endlich stille stehen wollte, konnte nicht dieses glänzend schwarze Haar, das in reichen Locken um den stolzen Nacken fiel, nicht dieses herrliche, dunkle Auge gehören, das man aus der Maske hervorleuchten sah.

Die Menge pflegt, wenn ihre Neugier nicht sogleich befriedigt wird, bei Gelegenheiten von so glänzender und rauschender Art, wie dieser Karneval war, nicht lange bei einem Gegenstande stille zu stehen. „Wenn sie die Maske abnimmt, wird man ja sehen,“ sprach man, ohne der Dame noch längere Aufmerksamkeit zu schenken, als nöthig war, um zu bemerken, wie sie zum Menuett antrat. Aber drei junge Männer, die mäßig hinter den Reihen der Tanzenden standen, schienen diese Erscheinung noch immer unablässig zu verfolgen.

„Wer sie nur sein mag!“ rief der eine ungeduldig. „Ich wollte gern dem verzweifeltsten Juden fünfzig Eintrittskarten ablaufen, wenn er mir sagte, woher dieses Mädchen kommt, das er wie eine Fürstin in den Saal führte.“

„Herr Bruder,“ erwiderte der zweite, indem er unter dem Sprechen sein Auge von der Orientalin abwandte: „Herr Bruder, Parole d'honneur! Diese Widersprüche kann ich nicht vereinigen, und wenn ich bei Cartesius selbst die Logik, sammt dem „cogito, ergo sum“ studirt hätte; eine so ungewöhnlich feine Gestalt, diese Haltung, diese nach den neuesten und vornehmsten Regeln abgemessene Bewegung, diese Art, das Handgelenk rund und spielend zu bewegen, wie ich sie nur in den bedeutendsten Birkeln zu Wien und Paris sah, dieser Anstand, womit sie den Nacken trägt“ —

„Gott verdamme mich, Du hast Recht, Herr Bruder,“ unterbrach ihn der dritte. „Dieses Alles und — mit Säß auf den Ball zu kommen! Nein, ein solcher Contrast ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen!“

„Aus unserer Bekanntschaft,“ fuhr der erste fort, „aus unsern Kreisen kann sie nicht sein; denn wenn es auch wahr ist, was man flüstert, daß schon mancher elende Kerl von einem Vater seine Tochter mit einer Bittschrift zum Juden schickte, so laut läßt keiner seine Schande werden, daß er sein leibliches Kind mit dieser Mazette auf den Ball schickt!“

„Bitte Dich ums Himmelswillen, Herr Bruder, nicht so laut, er hat überall seine Spione, und uns ist er ohnedies nicht grün; denk an Deine Familie, willst Du Dich unglücklich machen? Aber wahr ist's, es kann kein Mädchen aus bessern Ständen sein, und doch ist ihr Wesen für eine Bürgerstochter zu anständig. Doch halt, wer ist der Sarazene, der dort auf uns zukommt? Die Farbe seines Turbans ist ja dieselbe, wie ihn die Charmante des Juden hat!“

Die jungen Männer wandten sich um und sahen einen schlanken, schön gewachsenen Mann, der, als Sarazene gekleidet, sich durch die einfache Pracht seines Kostüms, wie durch Gang und Haltung vor gemeineren Mästen auszeichnete. Auch er schien die jungen Männer ins Auge gefaßt zu haben, denn er ging langsam an sie heran und zögerte, an ihnen vorüber zu schreiten.

„Was ist Deine Parole?“ fragte der eine der jungen Männer, der in der Maske einen Freund zu erkennen glaubte. „Hast Du nur Dein Allah zum Feldgeschrei, oder weißt Du sonst ein Sprächlein?“

„Gaudemus igitur, juvenes dum sumus,“ erwiderte der Sarazene, indem er stille stand.

„Er ist's, er ist's,“ riefen zwei dieser jungen Herrn, und schüttelten die Hand des Sarazenen. „Gut, daß wir die Parole gaben, ich hätte sonst kein Erkennungszeichen für Dich gehabt, denn ich war meiner Sache so gewiß, Du seiest als Bauer hier, daß ich mit dem Kapitän eine Flasche gewettet habe, Du müßtest ein Bauer sein!“

„Laßt uns ans Bisset treten,“ sagte der zweite, „ich habe Dir hier Jemand vorzustellen, Bruder Gustav, der sich auf Deine Bekanntschaft freut, und Du weißt, in Larven kennt man sich schlecht.“

„Freund,“ erwiderte Gustav, „ich nehme die Larve nicht ab, ich habe Gründe; so angenehm mir die Bekanntschaft dieses Herrn wäre, so muß ich sie doch bis morgen versparen.“

„Und wenn es nun Pinassa wäre, nach welchem Du so oft gefragt?“ antwortete Jener.

„Pinassa? Mit dem Du Dich geschlagen? Nein, das ändert die Sache, den will ich sehen und begrüßen; aber — meine Maske nehme ich nur auf zwei Augenblicke und im fernsten Winkel des Speisesaals ab.“

„Wir sind's zufrieden, Bruder Sarazene,“ antwortete der Kapitän. „Aber laß uns nur erst an die zweite Flasche kommen, dann sollst Du auch die Gründe beichten, warum Du Dein Angesicht nicht leuchten lassen willst vor den Freunden!“

## 2.

In dem Speisesaal, welchen sie wählten, waren nur wenige Menschen, denn man verkaufte hier nur ausgesuchte Weine, feine Früchte und warme Getränke, während die größeren Trinkstuben, wo Landweih, Bier und derbere Speisen zu haben waren, die größere Menge an sich zogen. In einer Ecke des Zimmers war ein Tischchen leer, wo der Sarazene, wenn er dem übrigen Theil des Saales den Rückenehrte, ohne Gefahr erkannt zu werden, die Maske abnehmen konnte. Sie wählten diesen Platz, und als die vollen Römer vor ihnen standen, legten die zwei jungen Krieger die Masken ab, und der Kapitän begann: „Herr Bruder, ich habe die Ehre, Dir hier den unvergleichlichen Cavalier Pinassa vorzustellen, den berühmtesten Fechter seiner Zeit; denn es gelang ihm, durch eine unbesieglige Terz-Quart-Terz, mich, bedente mich, den Senior des Anticistenordens, in Leipzigs unvergeßlichem Rosenthal hors de combat zu machen. Er hat gleich mir die Musen verlassen, hat gesungen: ‚Will mich Minerva nicht, so mag Bellona raten,‘ und hat den alten Hieber und sein ungeheures Stichblatt, worauf er sein Frühstück zu verzehren pflegte, mit dem Paradebege eines herzoglich württembergischen Lieutenants vertauscht.“

„Der Lausß ist nicht übel, Herr von Pinassa, und mein Vaterland kann sich dazu Glück wünschen,“ sagte der Sarazene, indem er sich vor dem neuen Lieutenant verbogte. „Bolltet Ihr einmal in unsern Dienst treten, so war diese Laufbahn die angenehmste. Der Civilist hat zu dieser Zeit wenig Aussicht, wenn er nicht ein Amt für fünftausend Gulden, oder für sein Gewissen und ehrlichen Namen beim Juden kaufen will. Doch diese dünnen Bretterwände haben Ohren — stille davon, es ist doch nicht zu ändern. Wie anders sind Eure Verhältnisse! Der Herzog ist ein tapferer Herr, dem ich einen Staat von zweimalhunderttausend Kriegern gönnen möchte; für uns — ist er zu groß. Der Krieg ist sein Vergnügen, ein Regiment im Waffenglanz seine Freude; leider fällt für uns Andere selten eine müßige Stunde ab, und daher kommt es, daß diese Juden und Judenchristen das Scepter führen. Er gilt für einen großen General, er hat mit Prinz Eugen schöne Waffenthaten verrichtet, und ein schlanker, junger Mann mit einer Narbe auf der Stirne, Muth in den Blicken, wie Ihr, Herr von Pinassa, ist ihm jeder Zeit in seinem Heere willkommen.“

„Was der Sarazene allflug sprechen kann über Juden und Christen!“ sprach der Capitän. „Doch öffne Dein Bistir und zeige Deine Farben, mein Kamerad soll nun auch wissen, mit wem er spricht: Das ist der umsichtige, rechtskundige, fürtreffliche Herr Juris utriusque Doktor Lanbel, leiblicher Sohn des berühmten Landschaftsconsulenten Lanbel, welchem er als Actuarius substituirt ist; ein trefflicher Junge, Parole d'honneur! wenn er sich nicht neuerer Zeit hin und wieder durch sonderbare Melancholei prostituirte, noch trefflicher, wenn ihm der Herr auch einen Sinn für das schöne Geschlecht eingepflanzt hätte.“

Lanbel nahm bei diesen Worten die Maske ab und zeigte dem neuen Bekannten ein erröthendes Gesicht von hoher Schönheit. Unter dem Turban saßen sich gelbe Locken hervor und umwallten kunstlos und ungeputzt die Stirne. Eine kühn gebogene Nase und dunkle, tiefblaue Augen gaben seinem Gesicht einen Ausdruck von unternehmender Kraft und einen tiefen Ernst, der mit den weichen Haaren und ihrer

sanften Farbe in überraschendem Widersprache war. Doch das Strenge dieser Züge und dieser Augen milderte ein angenehmer Zug um den Mund, als er antwortete: „Ich öffne mein Bistur und zeige Euch ein Gesicht, das Euch recht herzlich bei uns willkommen heißt. Ich trinke auf Euer Wohl dieses Glas, dann aber werdet Ihr entschuldigen, wenn ich aufbreche.“

„Pro poena trinkst Du zwei,“ rief der Kapitän mit komischem Pathos, indem er einen ungeheuern Hausschlüssel aus der Tasche nahm und ihn als Scepter gegen den Sarazenen senkte. „Hast Du so wenig Ehrfurcht vor Deinem Senior, daß Du Dich erreckst, in loco Gläser zu trinken, ohne daß sie Dir ordentlich vom Präses distillirt sind? O tempora; o mores! Wo ist Zucht und Sitte dieser Fächse hin? Pinassa! In unserer Zeit war es doch anders!“

Die jungen Männer lachten über diese klägliche Reminiscenz des ehemaligen Amicisten-seniors; der Kapitän aber saßte Lanbel schärfer ins Auge und sagte: „Herr Bruder, nimm mir's nicht übel, aber in Dir steckte schon lang etwas, wie ein Fieber, und heute Abend ist die Krisis; ich setze meine verlorene Flasche, davon geht nichts ab, aber ich wette zehn neue; sei ehrlich Gustav — Du warst heute Abend schon als Bauer hier und Dein Alter weiß nichts vom Sarazenen.“

Gustav erröthete, reichte dem Freunde die Hand und winkte ihm ein Ja zu.

„Alle Tausend!“ rief der Kapitän. „Junge, was treibst Du? Wer hätte das hinter dem stillen Actuarius gesucht? Auf dem Carneval das Costüm zu ändern! Und so ängstlich, so geheimnißvoll, so abgebrochen; willst Du etwa dem Juden zu Leibe gehen?“

Der Gefragte erröthete noch tiefer und nahm schnell die Maske vor; ehe er noch antworten konnte, sagte Keelzingen: „Herr Bruder, Du bringst mich auf die rechte Fährte. Wo habt ihr beide, Du und die Orientalin, die der Finanzdirektor führte, das Zeug zu euern Turbanen gekauft? Gustav, Gustav!“ — setzte er, mit einem Finger drohend, hinzu. — „Du wohnst dem Juden gegenüber, ich wette, Du weißt, wer die stolze Donna ist, die er fährt.“

„Was weiß ich!“ murmelte Lanbel unter seiner Larve.

„Nicht von der Stelle, bis Du es sagst,“ rief der Kapitän; „und wenn Du auf Deinem Troß beharrst, so schleiche ich mich an die Orientalin und flüstere ihr ins Ohr, der Sarazene habe mich in sein Geheimniß eingeweiht.“

„Das wirst Du nicht thun, wenn ich Dich ernstlich bitte, es zu unterlassen,“ erwiderte der junge Mann, wie es schien, sehr ernst; „wenn ich übrigens Vermuthungen trauen darf, so ist es Lea Oppenheimer, des Ministers Schwester. Und nun Adieu! Wenn Ihr mir im Saal begegnen solltet, kennt Ihr mich nicht, und Keelzingen, wenn mein Vater fragt —“

„So weiß ich nichts von Dir, versteht sich,“ erwiderte Dieser. Der Sarazene erhob sich und ging. Die Freunde aber sahen einander an, und keiner schien zu wissen, ob er recht gehört habe, oder wie er dies Alles deuten solle. „Hat denn der Jude eine Schwester?“ fragte Pinassa.

„Man sprach vor einiger Zeit davon, daß er eine Schwester zu sich genommen habe, doch hielt man sie für noch ganz jung, weil sie sich nirgends sehen läßt;“ erwiderte Keelzingen nachdenklich. „Und wie er erdöthete, Herr Bruder, Du wirst sehen, da läßt auch einmal wieder der Satan einen vernünftigen Jungen einen dummen Streich machen.“

### 3.

Lanbel irrte, als er die Freunde verlassen hatte, in den Sälen umher; seine Blicke gleiteten unruhig über die Menge hin, sein Gesicht glühte unter der Larve, und mühsam mußte er oft nach Athem suchen, so drückend war die Luft in dem Saale, und so schwer lag Erwartung, Sehnsucht und Angst auf seinem Herzen. Dichter und Räthmischer drängte sich die Menge, als er in die Mitte des zweiten Saales kam; mit Mühe schob er sich noch eine Zeit lang durch, aber endlich riß ihn unwillkürlich der Strom fort, der sich nach einer Seite hin drängte, und ehe er sich dessen versah, stand er an einem Spieltisch, wo Säß mit einigen seiner Finanzräthe Karten spielte. Große

Haufen Goldes lagen auf dem Tische, und die neugierige Menge beobachtete den berühmtesten Mann ihres Landes und theilte sich flüsternd und murmelnd Bemerkungen mit über die ungeheuern Summen, die er, ohne eine Miene zu verändern, hingab oder gewann.

Gustav hatte den Gewaltigen noch nie so in der Nähe beobachtet, wie jetzt, da er, festgehalten durch die Menge, die wie eine Mauer um ihn stand, zum unwillkürlichen Beobachter wurde. Er gestand sich, daß das Gesicht dieses Mannes von Natur schön und edel geformt sei, daß sogar seine Stirne, sein Auge, durch Gewohnheit zu herrschen, etwas Impontrendes bekommen haben; aber feindliche, abstoßende Falten lagen zwischen den Augenbrauen da, wo sich die freie Stirne an die schön geformte Nase anschließen wollte; das Bärtchen auf der Oberlippe konnte einen hämischen Zug um den Mund nicht verbergen; und wahrhaft gräßlich sahien dem jungen Mann ein heiseres, gezwungenes Lachen, womit der jüdische Minister Gewinn oder Verlust begleitete.

Während die Herren, von der Menge umlagert, spielten, und auf irgend Etwas zu warten schienen, trat ein Mann in der Kleidung eines Bauern aus der Steinalach aus den Reihen der Neugierigen; ein alter Hut auf dem Kopf, eine grobe blaue Jacke, eine rothe Weste mit großen Knöpfen von Zinn, Beinkleider von gelbem Leder und schwarze Strümpfe machten sein unscheinbares Costüm aus; aber er trug eine sehr feine, gutgemalte Larve. Er schätzte sich nach Art der Landleute mit der Hand auf den fünf Fuß hohen Knotenstod, legte sein Kinn auf die Hand und sprach in gut nachgeahmtem Dialekt des Steinlachthals:

„Viel Geld habt Ihr da liegen, Herr! Und habt Alles selbst verdient?“

Der Minister sah sich um, und bemühte sich über diese Nasenfreiheit zu lächeln. Vielleicht mochte ihm diese Gelegenheit erwünscht kommen, um sich ein populäres Ansehen zu geben, denn er antwortete freundlich: „Guten Abend, Landsmann.“

„Euer Landsmann bin ich gerade nicht,“ erwiderte der Bauer mit

großer Ruhe; „so wie ich, tragen sich gewöhnlich die Mausche nicht.“ Ein unterdrücktes Lachen flog durch die Reihen der Zuschauer. Der Minister schien es aber nicht zu bemerken; denn er fuhr ganz leutselig fort:

„Du bist witzig, mein Freund.“

„Gott bewahr mich, daß ich Euer Freund sei, Herr Säß,“ entgegnete der Bauer. „Wär ich Euer Freund, so ging ich wohl nicht in dem schlechten Rock und durchlöcherter Hut; Ihr macht ja Eure Freunde reich.“

„Nun, dann muß ganz Württemberg mein Freund sein, denn ich mache es reich,“ sagte Säß, und begleitete seine Rede mit heiserm, unangenehmem Lachen.

„Ihr seid ein Altweltsgoldmacher,“ entgegnete der Bauer. „Wie schön diese Dukaten sind; wie viel Schweißtropfen armer Leute gehen wohl auf ein solches Goldstück?“

„Du bist ein kapitaler Kerl!“ rief Säß, ganz ruhig weiter spielend.

Als der Bauer zu einer neuen Rede ansetzen wollte, zog eine neue Gestalt die Aufmerksamkeit auf sich. Es war ein Mann, dessen Kostüm beinahe eben so war wie des Bauers, nur hatte er einen langen, spitzen Bart am Kinn, und trug einen Treppenrod. Der Bauer sah ihn eine Zeit lang verwundert an, schüttelte ihm dann die Hand und rief: „Ei, Hans! Wo kommst Du her, und so schmund und stattlich! Gar nicht mehr wie unser einer!“

„Das macht,“ erwiderte Hans, indem er aus einer silbernen Dose schnupfte, „ich bin bei einem fürnehmen Herrn in Dienst getreten.“

„Wer ist denn Dein Herr?“ fragte der Bauer.

„Ein Schinder, aber ein fürnehmer. Weinst Du, er schindet gemeines Vieh, Pferde, Hunde und dergleichen? Nein, ein Leuteschinder ist er, und noch überdies ein Kartenfabrikant.“

„Ein Kartenfabrikant?“ rief der Bauer.

„Ja wohl, denn alle Karten im Lande muß man von ihm kaufen; er stempelt sie; er ist aber auch ein Gerber.“



„Wie das?“

„Nun, alle Gerber im Lande wässen die Häute gegerbt von ihm kaufen; er ist aber auch ein Prägefod.“

„Wie! ein Prägefod?“

„Ja, er macht alles Geld, was im Lande ist.“

„Das ist erlogen,“ sagte der Bauer, „Du willst sagen, er macht Alles zu Geld, was im Lande ist; aber darum ist er noch kein Prägefod. Es gibt nur einen Prägefod in Württemberg, der dem Land seinen Namenszug aufgedrückt hat.“

Die Menge hatte bisher nur ihren Beifall gemurmelt, aber bei der letzten Anspielung auf die Münze brach sie in lautes Gelächter aus; die Stirne des Gewaltigen verfinsterte sich etwas, aber noch immer spielte er ruhig weiter.

„Aber warum hast Du Dir den Bart so spitzig wachsen lassen?“ fragte der Bauer weiter. „Das steht ja ganz jüdisch an.“

„Es ist halt so Mode,“ erwiderte Hans, „seit die Juden Meister im Lande sind; bald will ich vollends ganz jüdisch werden.“

Als Hans diese letzten Worte sprach, rief eine vernehmliche Stimme aus dem dichten Haufen: „Warte noch ein paar Wochen, Hans, dann kannst Du gut katholisch werden.“

Wem je der schreckliche Anblick wurde, wie in einer vollreihen Straße, durch Unvorsichtigkeit oder Bedacht entzündet, eine Tonne Pulvers aufspringt, dem bot sich kaum eine so seltsame Scene dar, als die, welche diese wenigen geheimnißvollen Worte hervorbrachten. Der Minister, bleich wie eine Leiche, springt vom Sessel auf, er wirft die Karten mit wüthendem Blick auf den Tisch: „Wer sagt dies? Greift ihn im Namen des Herzogs!“ ruft er und stürzt, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, auf die Menge; seine Genossen, nicht weniger bestürzt, aber besonnener, ergreifen seinen Arm und ziehen ihn zurück, suchen ihn zu beschwichtigen — sein dunkles Auge will sich durch die Menge bohren, um den Gegenstand seiner Wuth zu fassen, die Rasten murmeln unwillig und drängen sich; doch als der gefährdete Mann seine Hand

nach dem Bauer austreckt und ruft: „So sollst Du mir für ihn haften,“ da ist er plötzlich von einer drohenden Menge umringt. „Rassenfreiheit, Jude!“ hört man in dumpfen, gefährlichen Tönen, der Bauer und sein Gefelle sind in einem Augenblicke von ihm getrennt, verschwunden, und so schnell als er vorhin umringt war, ist er wieder verlassen, denn die Menge zerfließt, von geheimer Furcht gejagt, nach allen Seiten.

Das Gedränge riß Gustav Laubel mit sich hinweg; seine Gedanken verwirrten sich, es war ihm noch nicht möglich, sich klar vorzustellen, was diesen seltsamen Auftritt verursacht haben könnte. So stand er einige Augenblicke in seinen Gedanken verloren, als er plötzlich seine Hand von einer andern ergriffen fühlte; er sah sich um, die Orientalin stand vor ihm.

## 4.

„Wo kommt die Rose her auf Deinem Hut, Maste?“ fragte die Orientalin mit zitternder Stimme.

„Vom See Liberias,“ war die Antwort des Saragenen.

„Schnell! Folgen Sie mir!“ rief die Dame und schlüpfte durchs Gedränge. Er folgte, mit Mühe sich durch die Massen schiebend, und nur ihr Turban zeigte ihm hin und wieder den Weg; sein Herz pochte lauter, sein Ohr trug noch die letzten Laute dieser süßen Stimme, und sein Auge sah keinen andern Gegenstand mehr als sie. In einer dunkleren Ecke des zweiten Saales hielt sie an und wandte sich um. „Gustav, ich beschwöre Sie, was ist mit meinem Bruder vorgefallen? Die Menschen flüstern allenthalben seinen Namen; ich weiß nicht, was sie sagen, aber ich denke, es ist nichts Gutes; hat er Streit gehabt? Ach, ich weiß wohl, diese Menschen hassen unser Volk.“

Der junge Mann war in peinlicher Verlegenheit. Sollte er mit einemmal den arglosen Wahn dieses liebenswürdigen Geschöpfes zerstören? Sollte er ihr sagen, daß auf ihrem Bruder der Fluch der Würtemberger ruhe, daß sie für alle Menschen beten, und nur ihn aus dem Gebet

anschliefen, daß es zur Sitte geworden sei, zu bitten: „Herr erlöse uns von dem Uebel und von dem Juden Säß!“ „Lea,“ antwortete er sehr befangen, „Ihr Bruder wurde von einigen Masken im Spiel geföhrt und hatte einen Wortwechsel, der vielleicht gerade an diesem Ort anfiel, ängstigen Sie sich nicht.“

„Was bin ich doch für ein thörichtes Mädchen!“ sagte sie, „ich habe so schwere Träume, und dann bin ich den Tag über so traurig und niedergeschlagen. Und so reizbar bin ich, daß mich Alles erschreckt, daß ich immer gleich an meinen Bruder denke und glaube, es könnte ihm Unglück zugestoßen sein.“

„Lea,“ flüßerte der junge Mann, um diese Gedanken zu zerstreuen, „erinnerst Du Dich, was Du versprachst, wenn wir uns auf dem Karneval trafen? Wolltest Du mir nicht einmal eine einsame Stunde schenken, wo wir recht viel plaudern könnten?“

„Ich will,“ sagte sie nach einigem Zögern; „Sara, meine Amme, steht am Ausgang und wird mich begleiten. Doch wo?“

„Dafür ist gesorgt,“ erwiderte er; „solge mir, verliere mich nicht aus dem Auge; am Eingang rechts.“

Der erkunderische Sinn des jüdischen Ministers hatte, als er den Karneval in Stuttgart arrangirte, und diese Säle schnell aus Holz aufrichten ließ, dafür gesorgt, daß, wie in großen Häusern und Schlössern, an diese Säle auch kleinere Zimmer stoßen möchten, wo kleine Birtel ein Abendessen verzehren konnten, ohne gerade im allgemeinen Speisesaal ihr Incognito abzulegen. Der Aktuarus hatte durch eine dritte Hand und hinlängliche Bezahlung sich den Schlüssel zu einem dieser Zimmer zu verschaffen gemußt, eine kleine Kollation stand dort bereit, und Lea freute sich über diese Artigkeit des jungen Christen, der sein Möglichstes gethan hatte, den Sinn einer in der Küche erfahrenen Dame zu befriedigen, obgleich das Zimmerchen, das nur einen Tisch und wenige Stühle von leihstem Holz enthielt, wenig Bequemlichkeit bot.

„Wie bin ich froh, endlich die lästige Larve ablegen zu können!“ sagte sie, als sie mit ihrer Amme eintrat; sie sah sich nach einem Spiegel

um, und als sie nur leere Bretterwände erblickte, setzte sie lächelnd hinzu: „Sie müssen mir schon statt eines Spiegels dienen, Gustav, und sagen, ob diese drängende Menge mir den Haarputz nicht verdorben hat?“

„Entzückt und mit leuchtenden Blicken betrachtete der junge Mann das schöne Mädchen. Man konnte ihr Gesicht die Vollendung orientalischer Züge nennen. Dieses Ebenmaß in den feingeschnittenen Zügen, diese wundervollen dunkeln Augen, beschattet von langen, seidnen Wimpern, diese lähngewölbten, glänzend schwarzen Brauen und die dunkeln Locken, die in so angenehmem Contrast um die weiße Stirne und den schönen Hals fielen, und den Vereinigungspunkt dieser lieblichen Züge, garte rothe Lippen und die zierlichsten weißen Zähne noch mehr hervorhoben; der Turban, der sich durch ihre Locken schlang, die reichen Perlen, die den Hals umspielten, das reizende und doch so zächtige Costüm einer türkischen Dame — sie wirkten, verbunden mit diesen Zügen, eine solche Täuschung, daß der junge Mann eine jener herrlichen Erscheinungen zu sehen glaubte, wie sie Tasso beschreibt, wie sie die ergriffene Phantastie der Reisenden bei ihrer Heimkehr malte.

„Wahrlich,“ rief er, „Du gleichst der Zauberin Armida, und so denke ich mir die Töchter Deines Stammes, als Ihr noch Kanaan bewohntet. So war Rebekka und die Tochter Jephtha's.“

„Wie oft schon habe ich dies gesagt,“ bemerkte Sara, „wenn ich mein Kind, meine Lea, in ihrer Pracht anblickte; die Poschen und Keisröcke, die hohen Absatzschuhe und alle Modewaaren sehen ihr bei weitem nicht wie diese Tracht.“

„Du hast Recht, gute Sara,“ erwiderte der junge Mann; „doch setze Dich hier an den Tisch; Du hast zu lange unter Christen gelebt, um vor diesem Punsch und diesem Badewerte zurückzuschauern; unterhalte Dich gut mit diesen Dingen.“

Sara, welche den Sinn und die Weise des Nachbarn kannte, sträubte sich nicht lange und erbarmte sich über die Kunstprodukte der Zunderbäder, der junge Mann aber setzte sich einige Schritte von ihr neben die schöne Lea. „Und nun aufrichtig, Mädchen,“ sagte er, „Du hast Kummer,

Du hast gestern kaum das Weinen unterdrückt, und auch heute wieder ist eine Welle auf dieser Stirne, die ich so gern zerstreuen möchte. Oder glaubst Du etwa nicht, ungläubiges Kind, daß ich Dein Freund bin und gerne Alles thun möchte, um Dich aufzuheitern?“

„Ich weiß es ja, o, ich sehe es ja immer, und auch heute wieder,“ sagte sie mühsam ihre Thränen bekämpfend, „und es macht mich ja so glücklich. Als Sie mich das erstemal an unserem Gartenzaun gräßten, als Sie nachher, es war Anfangs Octobers, mit mir über den Zaun hinüber sprachen, und nachher und immer so freundlich und traulich waren, gar nicht wie andere Christen gegen uns, da wußte ich ja wohl, daß sie es gut mit mir meinen, und — es ist ja mein einziges, mein süßes Glück!“ Sie sagte es, und einzelne Thränen stahlen sich aus den schönen Augen, indem sie sich bemühte, ihn freundlich und lächelnd anzusehen.

„Aber dennoch —?“ fragte Gustav.

„Aber dennoch bin ich nicht glücklich, nicht ganz glücklich. In Frankfurt hatte ich meine Gespiellinnen, hatte meine eigene Welt, wollte nichts von der übrigen. Ich dachte nicht nach über unsere Verhältnisse, es trankte mich nicht, daß uns die Christen nicht achteten, ich saß in meinem Stübchen unter Freunden, und wollte nichts von Allem, was draußen war. Mein Bruder ließ mich zu sich nach Stuttgart bringen. Man sagte mir, er sei ein großer Herr geworden, er regiere ein Land, in seinem Hause sei es herrlich und voll Freude, und die Christen leben mit ihm, wie wir unter uns; ich gestehe, es freute mich, wenn meine Freundinnen meine Zukunft so glänzend ausmalten; welches Mädchen hätte sich an meiner Stelle nicht gefreut?“

Thränen unterdrücken sie aufs Neue, und der junge Mann, voll Mitleid mit ihrem Kummer, fühlte, daß es besser sei, ihre Thränen einige Augenblicke strömen zu lassen. Es gibt ein Gefühl in der menschlichen Brust, das wehmüthiger macht als jeder andere Kummer; ich möchte es Mitleiden mit uns selbst heißen, es übermannt uns, wenn wir am Grabe zerbrochener Hoffnungen in die Tage zurückgehen, wo diese

Hoffnungen noch blühten, wenn wir die frohlichen Gedanken zurückrufen, mit welchen wir einer heiteren Zukunft entgegen gingen; wahrlich, dieser bittere Contrast hat wohl schon stärkere Herzen in Wehmnuth aufgeloßt, als das Herz der schönen Jädin.

„Ich habe Alles anders gefunden,“ fuhr Lea nach einer Weile fort: „In meines Bruders Hause bin ich einsamer als in meiner Kindheit. Ich darf nicht kommen, wenn er Bälle und große Tafeln gibt. Die Musik tödt in mein einsames Zimmer, man schickt mir Kuchen und süße Weine wie einem Kinde, das noch nicht alt genug ist, um in Gesellschaft zu gehen. Und wenn ich meinen Bruder bitte, mich doch auch einmal, nur in seinem Hause wenigstens, Theil nehmen zu lassen, so schlägt er es entweder ganz kalt ab, oder wenn er gerade in sonderbarer Laune war, erschreckte er mich durch seine Antwort.“

„Was antwortete er denn?“ fragte der Jüngling gespannt.

„Er steht mich dann lange und seufzend an, seine Augen werden träber, seine Züge härter und melancholisch, und er antwortet: Ich dürfe nicht auch verloren gehen; ich solle unablässig zu dem Gott unserer Väter beten, daß er mich fromm und rein erhalte, auf daß meine Seele ein reines Opfer werde für seine Seele.“

„Thörichter Aberglaube!“ rief der junge Mann unnthig. „Darum sollest Du, armes Kind, allen Freunden des Lebens entsagen, damit er —“

„Hat er sich denn so arg veründigt?“ fragte Lea, als ihr Freund, wie bei einer unbesonnenen Rede, schnell abbrach. „Was soll ich denn läsen? Solche hingeworfene Worte machen mich so unglücklich: es ist mir, als schwebte irgend ein Unglück über meinem Bruder, auch sei nicht Alles recht, was er thut. Niemand steht mir darüber Rede, auch Sara's Worte kann ich nicht denken, denn, wenn ich sie darüber befrage, weicht sie aus oder nennt ihn geheimnißvoll den Rächer unseres Volkes.“

„Sie ist nicht klug,“ erwiderte der junge Mann besagen; „Dein Bruder hat, wie es überall geht, eine mächtige Gegenpartei; manche seiner Finanzoperationen werden getadelt. Aber wegen seiner darfst Du

ruhig schlafen," setzte er bitter lachend hinzu, „der Herzog hat ihm heute einen Freibrief geschenkt, der ihn vor jeder Gefahr und Verantwortung sichert.“

„O wie danke ich dies dem guten Herzog!“ sagte sie aufgereizt, indem sie die dunkeln Locken aus der weißen Stirne strich. So hat er also gar Niemand zu fürchten? Die Christen können ihn nicht verfolgen? — Sie antworten nicht? Gesehen Sie nur, Gustav, Sie sind meinem armen Bruder gram?“

„Deinem armen Bruder? — Wenn er arm wäre, könnte ich ihn vielleicht um seines Verstandes willen ehren! Aber was geht uns Dein Bruder an,“ fuhr Landel düster lächelnd fort; „ich liebe Dich und hättest Du alle bösen Engel zu Brüdern; aber eines versprich mir, Lea, die Hand darauf.“

Sie sah ihn erwartungsvoll und zärtlich an, indem sie ihre Hand in die seinige legte.

„Bitte Deinen Bruder niemals wieder,“ fuhr er fort, „Dich zu seinen Zirkeln zuzulassen. Mag er nun Gründe haben, welche er will, es ist gut, wenn Du nicht dort bist. So viel kann ich Dich versichern,“ setzte er mit blinkenden Augen hinzu, „wenn ich wüßte, daß Du ein einzigesmal dort gewesen, kein Wort mehr würde ich mit Dir sprechen!“

Befangen und mit Thränen im Auge wollte sie eben um Aufschluß über dieses neue Räthsel bitten, als ein lauter Lärm im Nebenzimmer die Liebenden aufhörte. Mehrere Männer schienen mit der Polizei sich zu streiten, man hatte die Thüre des Cabinets gesprengt, und über diesen Eingriff in die Rechte des Carnevals wurde schnell und mit Heftigkeit gestritten.

„Mein Gott! das ist meines Vaters Stimme,“ rief der junge Landel, „schleiche Dich mit Sara in den Saal, Mädchen; nehmet den Schlüssel dieser Thüre zu Euch, vielleicht können wir später uns wieder sehen. Er drückte der überraschten Lea schnell einen Kuß auf die Stirne, nahm seine Maske vor, und noch ehe sie sich über diesen schnellen Wechsel besinnen konnte, war der Attuarius schon aus der Thüre geflüht. Im

Korridor, den er jetzt betrat, stand schon eine dichte Menschenmasse um die geöffnete Thüre des Nebenzimmers versammelt. Deutlicher vernahm er die gewichtige, tiefe Stimme seines Vaters; er stieß und drängte sich wie ein Wäthender durch und kam endlich in das Gemach. Fünf alte Herren, die ihm als ehrenwerthe Männer und Freunde seines Vaters wohl bekannt waren, standen um den alten Landschaftsconsulenten Lanbel; die einen zankten, die andern suchten zu beruhigen. Es war damals eine gefährliche Sache, mit der Polizei in Streit zu gerathen; sie stand unter dem besondern Schutz des jüdischen Ministers, und man erzählte sich mehrere Beispiele, daß biedere, ruhige Bürger und Beamte, vielleicht nur, weil sie einem Diener dieser geheimen Polizei widersprochen oder Gewaltthätigkeit verhindert hatten, mehrere Wochen lang ins Gefängniß geworfen und nachher mit der kahlen Entschuldigung, es sei ans Bersehen geschehen, entlassen worden waren. Doch der alte Lanbel schien keine Furcht vor diesen Menschen zu kennen; er bestand darauf, daß die Häfcher das Zimmer sogleich verlassen müßten; und es wäre vielleicht noch zu schlimmeren Händeln als einem Wortwechsel gekommen, wenn nicht in diesem Augenblick ein ganz anderer Gegenstand die Aufmerksamkeit des Anführers der Häfcher auf sich gezogen hätte. Der junge Lanbel hatte sich beinahe bis an die Seite seines Vaters vorgedrängt, bereit, wenn es zu Thätlichkeiten kommen sollte, den alten Herrn kräftig zu unterstützen. Er hatte eben seine Maske fester gebunden, damit sie ihm im Handgemenge nicht verloren gehen möchte, als ihn der Polizeidiener erblickte und mit lauter Stimme, indem er auf ihn deutete, rief: „Im Namen des Herzogs, Diesen greift, den Türken dort, der ist der rechte.“

Die Ueberraschung und sechs Arme, die sich plözlich um ihn schlangen, machten ihn wehrlos. So nahe seinem Vater, der ihn hätte retten können, wagte er doch nicht, sich auch nur durch einen Laut zu erkennen zu geben, weil er den Zorn seines Vaters noch mehr fürchtete, als die Gewalt des Juden.

Die alten Herren waren stumm vor Staunen über diesen Vorfall, der Anführer der Häfcher wurde, als er seinen Zweck erreicht hatte,



artiger, und entschuldigte sich, worauf jene kalt und abgemessen dankten. Willenlos ließ sich der junge Mann dahinführen. Die Menge, die sich vor der Thüre versammelt hatte, theilte sich, aber Manche schauten ihm neugierig in die Augen, um zu errathen, wer es sein möchte, den man hier mitten aus der öffentlichen Luft herausriß. Gustav hörte, als er weiterhin geführt wurde, einen schwachen Schrei; er sah sich um und beim schwachen Schein der Lampen glaubte er, den Turban der schönen Orientalin gesehen zu haben. Schmerzlich bewegt ging er weiter, und erst, als die kalte Winternacht schneidend auf ihn zuwehte, erwachte er aus seiner Betäubung und übersah nicht ohne Besorgniß die Folgen, die seine Gefangennehmung haben könnte.

## 5.

Die Polizeidiener hatten den Sarazenen, wahrscheinlich aus Rücksicht auf seine feine und reiche Kleidung, in das Offizierszimmer der Hauptwache gebracht. Der wachhabende Offizier wies ihm mit einer mürrischen Verbengung eine Bank, die in der fernsten Ecke des Zimmers stand, zu seiner Schlafstätte an, und ermüdet von dem langen Umherirren auf dem Ball, fand der junge Mann dieses Lager nicht zu hart, um nicht bald einzuschlafen.

Trommeln weckten ihn am nächsten Morgen; Schlaftrunken sah er sich in dem oben Gemach um, blickte bald auf sein hartes Lager, bald auf seine Kleidung, und nach einer gerannnen Weile erst konnte er sich besinnen, wo er sei, und wie er hiehergekommen! Er trat ans Fenster, noch war Alles still auf dem Platze vor der Hauptwache, und nur die Compagnie, die gerade vor seinem Fenster zur Ablösung aufzog, unterbrach die Stille des trüben Februar Morgens. Indem die Trommeln auf der Straße schwiegen, hörte er von der Stiftskirche acht Uhr schlagen, und der Ton dieser Glocke rief ihm alles Unangenehme und Besorgliche seiner Lage zurück. „Bald wird er nach dir fragen,“ dachte er, „und wie unangenehm wird es ihn überraschen, wenn er hört, ich sei in der Nacht nicht zu Hause gekommen!“ —

Im Hause des alten Landschaftsconsulenten Lanbel ging Alles einen so geordneten Gang, daß dieses Ereigniß allerdings sehr störend erscheinen mußte. Zu dieser Stunde pflegte der alte Herr, seit vielen Jahren, sein Frühstück zu nehmen; mit dem ersten Glodenschlag erschien dann, zugleich mit dem Diener, der den Kaffee antrug, sein Sohn; man besprach sich über Tagesneugierkeiten, über den Gang der Geschäfte, und zu jener Zeit ließ es der allgewaltige Minister nicht an Stoff zu solchen Gesprächen fehlen. Das Gespräch war regelmäßig mit dem Frühstück zu Ende; der Actuarius küßte dem Alten die Hand und ging dann, einen Tag wie den andern, ein Viertel vor neun Uhr nach seiner Kanzlei. Diese langjährige Sitte des Hauses rief sich Gustav in diesen Augenblicken zurück. „Jetzt wird Johann die Tassen bringen,“ sagte er zu sich, „jetzt wird er erwartungsvoll nach der Thüre sehen, weil ich noch nicht eingetreten bin, jetzt wird er mich rufen lassen; daß ich doch dem guten alten Herrn solchen Aerger bereiten mußte!“ Er warf unwillig seinen Turban weg, stützte die Stirne in die Hand, und beschloß, den Offizier, sobald er wieder erscheinen würde, um die Ursache seiner Verhaftung zu fragen.

Die Trommeln ertönten wieder, die Abgeldäten zogen weiter, er hörte die Gewehre zusammenstellen und bald darauf trat ein Offizier in das halbdunkle Gemach. Er warf einen sächtigen Blick nach seinem Gefangenen in der Ecke, legte Hut und Degen auf den Tisch und setzte sich nieder. Lanbel, der Jenen nicht zuerst anreden mochte, bewegte sich, um anzudeuten, daß er nicht mehr schlafe. „Bon jour, mein Herr,“ sagte der Offizier, als er ihn sah, „wollen Sie vielleicht mein Dejeuner mit mir theilen?“

Die Stimme schien Gustav bekannt; er stand auf, trat höflich grüßend näher, und mit einem Ausruf des Staunens standen sich die beiden jungen Männer gegenüber. „Parole d'honneur, Herr Bruder!“ rief der Kapitän von Reelzingen, „Dich hätte ich hier nicht gesucht! Wie kommst Du in Arrest? Weiß Gott, Blankenberg hatte nicht Unrecht, als er präventirte, Du werdest irgend etwas contra rationem riskiren.“

„Ich möchte Dich fragen, Kapitän,“ entgegnete der junge Mann, „wamm ich hier sitze? Mir hat kein Mensch den Grund angegeben, wamm man mich gefangen nehme; Du hast die Wache, Keelzingen; bitte Dich, Du mußt doch wissen —“

„Dieu me garde! Ich?“ rief der Kapitän lächelnd: „Meinst Du, er habe mich mit seiner besondern Aestimation beehrt und in seine Confidence gezogen? Nein, Herr Bruder! Als ich ablöste, sagte mir der Lieutenant von gestern: ‚Oben sitzt Einer, den sie vom Karneval auf ausdrücklichen Befehl hergebracht haben.‘ Er pflegt es gewöhnlich so zu machen.“

„Wer pflegt es so zu machen?“ fragte Lambert erblaffend.

„Wer?“ erwiderte Jener leise flüsternd; Dein Schwager in spe, der Jude.“

„Wie?“ fuhr Jener erröthend fort, „Du glaubst, er selbst? Ich hoffte bisher, es sei vielleicht eine Verwechslung vorgefallen! Du hast wohl von dem Auftritte gehört, der, bald nachdem ich Euch verlassen hatte, mit dem Juden vorfiel, man rief etwas von Katholischwerden, und da fuhr der Finanzdirektor auf —“

„Was sagst Du?“ unterbrach ihn der Kapitän mit eruster Miene, indem er näher zu dem Freund trat und seine Hand faßte. „Das war es also? Uns hat man es anders erzählt, wie ging es zu? Was hat man gerufen?“

Den Aktuarus befremdete der Ernst, den er auf den Zügen des sonst so fröhlichen und sorglosen Freundes las, nicht wenig; er erzählte den Vorfall, wie er ihn mit angesehen hatte, und sah, wie sich die Kengierde des Freundes mehr und mehr steigerte, wie seine Blicke feuriger wurden; als er aber beschrieb, wie Süss nach jenem geheimnißvollen Ausruf wüthend geworden, aufgesprungen sei, da fühlte er die Hand des Kapitäns auf sonderbare Weise in der seinigen zucken. „Was bewegt Dich so sehr?“ fragte Gustav befremdet. „Wie nimmst Du nur an solchen Karnevalscherzen, die am Ende auf irgend eine Thorheit hinauslaufen, solchen Antheil? Wenn ich nicht wüßte, daß Du evangelisch bist, ich glaubte, mein Bericht habe Dich beleidigt.“

„Herr Bruder,“ erwiderte der Kapitän, indem er seinen Ernst hinter einem gleichgültigen Lächeln zu verbergen suchte, „Du kennst mich ja, mich interessirt Alles auf der Welt, und ich bin erstaunlich neugierig; überdies ist Manches ernster, als man glaubt, und im Scherz liegt oft Bedeutung.“

„Wie verstehst Du das?“ fragte der Aktuarus verwundert. „Was macht Dich so nachdenklich? Hast Du wieder Schulden? Kann ich Dir vielleicht mit etwas dienen?“

„Bruderherz,“ entgegnete der Soldat, „Du mußt in den letzten Wochen gewaltig verliebt gewesen sein, sonst wäre Deinem klaren Blick Manches nicht entgangen, was selbst an meinem leichten Sinn nicht vorüberschlüpfte. Sag’ einmal, was spricht der Papa von solchen Zeiten? Siehst Du den Obrist von Rödter nie bei ihm? Waren nicht am Freitag Abend die Prälaten in Eurem Hause?“

„Du sprichst in Räthseln, Kapitän!“ antwortete der junge Mann klannd. „Was soll mein Vater mit einem Obrist von der Leibschwadron und mit Prälaten?“

„Freund, mach’ es kurz!“ sagte Keelzingen. „Halte mich in solchen Dingen nicht für leichtsinnig; ich will mich nicht in Euer Vertrauen eindrängen, aber ich kann Dir sagen, daß ich dennoch schon ziemlich viel weiß, und — Parole d’honneur!“ setzte er hinzu, „ich denke darüber, wie es einem Edelmann und meinem Port d’Epée geziemt.“

„Was geht mich Dein alter Adelsbrief und Dein neues Port d’Epée an?“ erwiderte unmutig der Aktuar; „und wie könnst Du dazu, Dich mit diesen Dingen gegen mich breit zu machen? Ich sage Dir, daß ich von Allem, was Du da so geheimnißvoll schwafst, keine Silbe verstehe, und kann Dir mein Wort darauf geben, und damit genug, Herr von Keelzingen!“

„O mon Dieu!“ rief Jener lächelnd; „Herr Bruder, wir sind nicht mehr in Leipzig, dies Zimmer ist nicht der göttliche Rathskeller, sondern eine Wachsstube; wir sind keine Mäusen mehr, sondern Du bist herzoglicher Aktuar, und ich — Soldat; aber Freunde sind wir noch

in Roth und Lob, und darum sei vernünftig und brause nicht mehr auf wie vorhin. Ich glaube Dir ja aufs Wort, daß Du nichts weißt, aber gut wäre es von Deinem Vater gewesen, wenn er Dich präventirt hätte. Deine Amour mit der Jädin ist überdies jetzt ganz und gar nicht an der Zeit, wir alle bitten Dich, laß Deine Charmante, mit der Du doch niemals eine vernünftige und ehrenvolle Liaison treffen kannst —

„Was wißt Ihr denn von diesem Verhältniß?“ unterbrach ihn der junge Mann däster und erbittert. „Ich dachte, ehe ich Euch hierüber um Rath gefragt, könntet Ihr billigerweise mit Eurer Mahnung warten.“

Der feurige junge Soldat, um seinem Freunde zu nützen, wollte eben in derselben Sprache etwas erwidern, als man an der Thüre pochte. Der Kapitän schloß auf, und einer seiner Sergeanten winkte ihm, heranzutreten. Gustav hörte sie einige Worte wechseln und sah den Freund bald darauf mit verführter Miene wieder zurückkehren: „Du bestimmst einen sonderbaren Besuch,“ flüsterete er ihm zu, „er wird gleich selbst eintreten und ich darf nicht zugegen sein.“

„Wer doch? Mein Vater?“ fragte Gustav bestürzt.

„Er kommt,“ sagte der Kapitän, indem er eilends Hut und Degen vom Tische nahm, „der Ind Saks!“

## 6.

Vor der Thüre des Offizierszimmers hatten seine Diener dem Minister den spanischen Mantel abgenommen, und er trat jetzt ein, stattlich geschmückt und vornehm gelleidet, wie es einem Sänkling des Glücks und eines Herzogs in damaliger Zeit zulang. Er trug einen rothen Rock mit goldenen Trotteln und Quasten besetzt; die goldgefräkten Aufschläge seines Rocks gingen bis zum Ellbogen zurück, und die Weste von Goldbrokat reichte herab bis an das Knie. Ein kurzer, breiter Degen mit reichbesetztem Griff hing an seiner Seite, ein mächtiger Stod unterstützte seine Hand, und auf den reichen, hellbraunen Ledern, die bis tief in den Nacken herabfielen, saß ein Hüßchen von

seinem, schwarzem Wachstuch, mit Gold und weißen Federn verbrämt. Die Zähne dieses merkwürdigen Mannes waren, in der Nähe betrachtet, zwar etwas zu lähn geschnitten, um schön und anmuthig zu heißen, aber sie waren edler als sein Gewerbe und ungewöhnlich; sein dunkelbraunes Auge, das frei und stolz um sich blickte, konnte sogar für schön gelten; die ganze Erscheinung imponirte, und sie hätte sogar etwas Würdiges und Erhabenes gehabt, wäre es nicht ein hämischer, feindlicher Zug um die stolz aufgeworfenen Lippen gewesen, was diesen Eindruck störte und Manchen, der ihm begegnete, mit unheimlichem Grauen fällte.

Der Kapitän stand fest und aufgerichtet an der Thüre, den Hut in der einen, den Degengriff in der andern Hand, als der Minister Säß eintrat. Dieser nahm sein Hütchen ab, musterte, auf seinen Stod gestützt, den Soldaten mit scharfem Blick, und sagte dann kurz und mit leiser Stimme: „Wie ist der Name?“

„Hans von Keelzingen, Kapitän im zweiten Grenadierbataillon, dritte Compagnie.“

„Man hat studirt?“ fuhr der Jude etwas artiger fort.

„Die Jurisprudenz in Leipzig,“ antwortete der Kapitän mit militärischer Kürze.

„Wie lange dient der Herr Kapitän?“

„Ein Jahr und zwei Monate; zuerst bei —“

„Schon gut,“ unterbrach ihn der Minister mit einer gnädigen Bewegung der Hand; „können abtreten.“

Der Kapitän Keelzingen verbarg seinen Verdruß über das stolze Wesen des Emporblühlings unter einer tiefen Verbengung und trat ab. Dem Altnarius aber, obgleich er keine Menschenfurcht kannte, pochte das Herz, als er nun mit dem Manne allein war, vor dem ein ganzes Land mit abergläubischer Furcht zitterte. Er erröthete unwillkürlich, als Jener ihn lange und prüfend ansah, und ihm Gelegenheit gab, auch seine Zähne zu mustern und hin und wieder etwas zu finden, das ihn an die schöne See erinnerte. Der Minister setzte

sich endlich in den Armstuhl, den die Offiziere der Garnison zur Bequemlichkeit dieses Zimmers gestiftet hatten, und winkte dem Sarazenen herablassend, sich auf einer Bank, die unfern stand, niederzulassen.

„Junger Mann,“ sprach er, „wenn Euch Eure eigene Ruhe und Wohlfahrt lieb ist, so antwortet mir auf das, was ich Euch fragen werde, offen und ehrlich; denn Ihr könntet leichtlich denken, daß es mir nicht schwer werden kann, Euch jeder Lüge, die Ihr waget, zu überweisen.“

„Ich bin herzoglich württembergischer Aktuar,“ erwiderte der junge Mann, „und der Eid, den ich als Christ und Bürger —“

„Laissez cela,“ fiel ihm der Jude ins Wort, „Ihr wäret nicht der Erste, der seinen Eid gebrochen. Wer waren gestern, frag' ich, die beiden Masken, die sich an meinem Tisch zur Belustigung des Publikums unterhielten? Ihr wißt es, Ihr standet zunächst bei mir.“

„Das ist mir nicht bekannt, Ew. Excellenz,“ sagte Gustav mit fester Stimme.

„Nicht bekannt?“ rief der Minister. „Bedenket wohl, was Ihr gesagt, ich stehe hier als Euer Richter; habt Ihr keinen an der Stimme gekannt?“

„Keinen.“

„Keinen?“ fuhr Jener heftiger fort. „Und Euern Vater solltet Ihr nicht an der Stimme kennen?“

„Meinen Vater!“ rief der junge Mann erblässhend; doch besonnen setzte er nach einer Weile hinzu: „Ihr irrt Euch, Herr Finanzdirektor, oder vielmehr, Ihr seid schlecht berichtet; mein Vater ist ein ruhiger, gesetzter Mann, und sein Charakter, sein Amt, seine Jahre verbieten ihm, das Publikum auf einem Maskenball zu amüsiren.“

„Sie sollten es ihm verbieten,“ erwiderte Jener mit blinkenden Augen, „und ich werde Mittel finden, es ihm zu verbieten. Ich weiß recht wohl, daß ich diesen Herren von der Landschaft ein Dorn im Auge bin, und zwar aus dem einzigen Grund, weil die Herren nicht rechnen können; verstanden sie das Einmaleins so gut wie ich, sie wär-

den sehen, was dem Lande frommt. Noch ist aber nicht aller Tage Abend, und ich will diesen Rebellen zeigen, wer sie sind und wer ich bin!"

„Herr Finanzdirektor!“ rief der junge Mann mit der Röthe des Unmuthes auf den Wangen.

„Herr Aktuarus?“ erwiderte Süss mit spöttischem Lächeln.

„Mein Vater ist ein Ehrenmann,“ fuhr Gustav fort, ohne sich von der stolzen Miene des Gewaltigen einschüchtern zu lassen; „Sie sprechen von Rebellen? Wie können Sie sagen, daß mein Vater dem Herzog nicht immer treu gedient hat? Wie können Sie wagen, ihn einen Rebellen zu schimpfen?“

„Wagen?“ lachte Süss. „Hier ist von keiner Wagniß die Rede, Herr Aktuarus, aber Rebell ist Jeder, der nur dem Land und nicht dem Herzog dient; er ist des Herzogs Diener, aber er dient ihm schlecht; doch das soll nicht lange mehr so bleiben. Das mögt Ihr übrigens dem Herrn Landschaftsconsulenten, Eurem Vater, sagen, daß ich recht wohl weiß, was die beiden Masken wollten, und daß sie es mit dem Dritten abgekartet hatten; ich konnte ihn gestern Nacht so gut wie Euch verhaften lassen, und wenn ich es nicht that, so verdankt er diese Schonung nur Euch.“

„Mir?“ antwortete der junge Mann stannend. „Mir? Und ist dies etwa auch Schonung, daß ich, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, diese Nacht in diesem Zimmer zubringen durfte?“

„Nein!“ fuhr Zener gütig lächelnd fort, „dies war nur zur Abtöhlung auf Euer Rendezvous veranstaltet.“ Er weidete sich einige Augenblicke an der Verlegenheit des Jünglings und fuhr dann fort: „Das gute Kind, wie hat sie mich gefleht und auf den Knien gebeten, Euch zu retten! Sie glaubte nicht anders, als Ihr seiet wegen irgend eines Kapitalverbrechens gefangen. Wie? Und habt Ihr mir gar nichts zu sagen, Herr Landesherr?“

„Ihr kanntet mich nicht,“ erwiderte Gustav, „und es ist mir nun wohl begreiflich, warum Ihr so hart mit mir verfähret; aber Lea's



Charakter hätte Euch wohl dafür bürgen können, daß nichts Strafbares in diesem Verhältniß liege.“

„Wirklich? Mort de ma vie!“ rief der Minister. „Nichts Strafbares? Meinen Sie, wenn ich etwas Strafbares in diesem Verhältniß abnete, Sie hätten es mit einer Nacht auf der Wache abgehängt? Bei den Gebeinen meiner Väter! Wenn ich — auf Neuffen oder Isberg gibt es Keller und Kafematten, wo kein Mond und keine Sonne scheint, da hätte ich den Herrn Sarazenen sitzen lassen, bis er sein Schwabenalter erreicht hätte. Oder meint Ihr etwa in Eurem christlichen Hochmuth, einem Israeliten gelte die Ehre seiner Familie nicht eben so hoch, als einem Nazarener?“

Der junge Mann erschrad vor dieser Drohung, denn er bedachte, daß es dem Ulgewaltigen ein Leichtes gewesen wäre, ihn spurlos von der Erde verschwinden zu lassen, aber sein muthiger Sinn lehnte sich auf gegen den Uebermuth dieses Mannes, der seine Privatsache zu einer öffentlichen machte, und zur Wahrung seines Hausrechtes mit den Festungen des Landes drohte. „Excellenz,“ sagte er mit Blicken, vor welchen der Minister die Augen niederschlug, „wie Sie über Ihre eigene Ehre denken, weiß ich nicht, doch scheint es mir nicht sehr ehrenvoll zu sein, solche Drohungen auszustossen. Mein Vater ist zwar nur ein geringer Mann, in Vergleich mit einem so gewaltigen und hohen Herrn; aber der Landschaftsconsulent Laubel weiß, wo man in Deutschland Gerechtigkeit findet. Wien ist nicht so fern von Stuttgart, und Euer Gnadenbrief von gestern hat der Kaiser nicht unterzeichnet; was aber die Ehre Eurer Schwester betrifft, so kann ich Euch versichern, daß sie mir nicht minder theuer ist, als meine eigene.“

„Ihr habt hübsche Anlagen zu einem Landschaftsconsulenten,“ sagte der Jude, ruhig lächelnd; „übrigens im Vertrauen gesagt, auf den Kaiser müßt Ihr nicht zu sehr pochen; wegen eines württembergischen Schreibers fängt man in Wien mit uns keine Handel an. Aber Ihr gefällt mir, mein Schatz; ich habe Eure Arbeiten loben hören, und Köpfe wie der Eure kann man zu etwas Besserem brauchen, als Alten

zu heften und Fascikel zu binden; Ihr seid Expeditionsrath mit sechshundert Gulden Besoldung, und es freut mich, daß ich der Erste bin, der Euch hiezu gratulirt.“

Der junge Mann sprang von seiner Bank auf und wollte reden, aber Ueberraschung und Schrecken schloß ihm den Mund. Hundert Gedanken kreuzten sich in seinem Kopf. Es war nicht die Freude, vier Stufen, durch welche man sich sonst lange und mühevoll schleppte, nun in einem Augenblicke übersprungen zu haben, was seine Seele füllte; es war der schreckliche Gedanke, vor der Welt für einen Günstling dieses Mannes zu gelten, vor seinem Vater, vor allen guten Männern gebrandmarkt dazustehen.

„Excellenz,“ sprach er besangen. „Ich darf, ich kann diese Gnade nicht annehmen! Bedenken Sie, was wird man sagen, so viele ältere, verdiente Männer —“

„Was da! Ich habe Euch Platz gemacht,“ antwortete der Jude in befehlendem Ton, „ich habe Euch zum Rath ernannt und Ihr seid es. Keinen Dank, keine übergroße Delicatesse, ich liebe das nicht. — Nun,“ fuhr er gütig, beinahe zärtlich fort, „und wie steht Ihr mit meiner Lea? Ihr habt mir ja das stille, blöde Kind ganz vergaunbert. Fürchtet Euch nicht vor mir, junger Herr! Ich bin nicht der Mann, der gerade so sehr auf Reichthum steht; Eure Familie gehört unter die ältesten und angesehensten Bürgerfamilien, und das gilt mir in diesem Fall so viel oder mehr, als Reichthum. Euer Vater wird Euch zwar nicht viel mitgeben, aber mit mir sollt Ihr zufrieden sein, fürklich will ich meine Lea austatten.“

Die Felsenkeller von Neuffen und die tiefen Kasematten von Aberg wären in diesem Augenblick dem jungen Manne willkommener gewesen, als diese Versicherung; er dachte an seinen stolzen Vater, an seine angesehene Familie, und so groß war die Furcht vor Schande, so tief eingewurzelt damals noch die Vorurtheile gegen jene unglücklichen Kinder Abrahams, daß sie sogar seine zärtlichen Gefühle für die schöne Tochter Israels in diesem schrecklichen Augenblick übermannten. „Herr Minister!“

sprach er zögernd, „Lea kann keinen wärmeren Freund als mich haben; aber ich fürchte, daß Sie dieses Gefühl falsch deuten, mit einem andern verwechseln, das — ich möchte nicht, daß Sie mich falsch verstehen, und Lea wird Ihnen nie gesagt haben, daß ich jemals davon gesprochen hätte —“

Der stolze Mann erröthete, warf seine Lippen auf, drückte die Augen beinahe zu, und an seiner Stirne begann eine Ader hoch aufzuschwellen. „Was ist das?“ sagte er streng. „Wie soll ich diese Redensart deuten?“

„Herr Minister,“ erwiderte Gustav gefaßter, „bedenken Sie doch den Unterschied der Religion.“

„Habt Ihr diesen bedacht, Herr! als Ihr meiner Schwester diese Liebeleien in den Kopf setztet? Aber ich kann Euch darüber trösten, Lea wird Euch in dieser Hinsicht kein Hinderniß geben, Ihr schweigt?“ fuhr er heftiger fort, „soll ich mit Eurem Vater darüber reden, junger Mensch? War etwa meine Schwester gut genug dazu; Eure müßigen Stunden auszufüllen, zur Gattin aber wollt Ihr sie nicht? Wehe Euch, wenn Ihr so dachtet! Dich und Deinen ganzen Stamm würde ich verderben! Euer Vater ist gestern eines schweren Verbrechens schuldig worden, es steht in meiner Hand, ihn zur Verantwortung zu ziehen; in Eure Hand lege ich nun das Schicksal Eures Vaters; entweder — Ihr macht Eure Unvorsichtigkeit gegen mein Haus gut und heirathet meine Schwester, oder ich erkläre Euch öffentlich für einen Schurken und lasse den Herrn Consulanten in Ketten legen. Vier Wochen gebe ich Euch Bedenkzeit; mein Haus steht Euch offen, Ihr könnt Eure Braut besuchen, so oft Ihr wollt; vier Wochen, versteht Ihr mich? Jetzt seid Ihr frei, und morgen, Herr Expeditionsrath, werdet Ihr Euer Amt antreten.“

Nach diesen Worten verbeugte er sich kurz und verließ stolzen Schrittes das Zimmer; dem Kapitän, den er im Vorzimmer traf, befahl er, Kleider für den Herrn Expeditionsrath herbeischaffen zu lassen und ihm seine Freiheit anzukündigen.

Stannend über diesen ganzen Vorfall, besonders über die letzten Worte des Ministers, trat Keelzingen in sein Zimmer. Er fand den Freund bleich und verführt, die Arme über die Brust gekreuzt, das Haupt kraftlos auf die Brust herabgesunken. „Nun, sag' mir uns Himmels willen,“ fing der Kapitän an, indem er vor Gustav stehen blieb, „was wollte er bei Dir? Warum ließ er Dich verhaften? Was hat sein Besuch zu bedeuten?“

„Er kam, um mir zu gratuliren,“ antwortete er mit sonderbarem Lächeln.

„Zu gratuliren? Wozu? Daß Du eine Nacht auf der Wache zubrachtest?“

„Nein, weil ich in dieser Nacht Expeditionsrath geworden bin.“

„Du?“ rief der Kapitän lachend. „Gottlob, daß Du so heiter bist und scherzen kannst; als ich hereintrat und Dich sah, glaubte ich Dich nicht so spasshaft zu finden; aber im Ernst, Freund, was wollte der Jude?“

„Ich sagte es ja, und es ist Ernst; zum Rath hat er mich gemacht. Ist das nicht ein schönes Avancement?“

Der Kapitän sah ihn mit zweifelhaften Blicken lange an; endlich sagte er gerührt: „Nein, Du kannst nicht auch zum Schurken werden, Gustav; Gott weiß, wie dies zusammenhängen mag! Aber siehe, wenn ich Dich nicht so lange und so genau kannte — glaube mir, die Welt wird Dich hart beurtheilen; doch nein, Du lächelst, gestehe, es ist Alles Scherz. Expeditionsrath! Eben so gut könntest Du seine Schwester heirathen.“

„Ei, das wird ja auch geschehen,“ sagte Lanbel düster lächelnd; „in vier Wochen, meint mein Schwager, soll die Hochzeit sein.“

„Lob und Hölle!“ fuhr der Kapitän auf, „mach mich nicht rasend mit diesen Antworten. Wahrhaftig, mit solchen Dingen ist nicht zu spassen.“

„Wer sagt Dir denn, daß ich spasse?“ erwiderte Lanbel, indem er langsam aufstand. „Es ist Alles so wie ich sagte, auf Ehre.“

Dem Kapitän schwamm eine Thräne im Auge; als er den Freund,

den er geliebt hatte, also sprechen hörte; doch nur einen Augenblick gab er diesen weichern Empfindungen nach, dann trat er heftig auf den Boden, setzte seinen Hut auf und rief: „So sei der Tag verflucht, an welchem ich Dich zum erstenmal sah und Bruder nannte. Geh, hilf Deinem Juden, dem armen Land das Fell vollends vom Leibe ziehen, schinde Dir auch ein Stück herunter und mach' Dich reich. O Landel, Landel! Aber mein Port d'Espée, ja ein Jahr meines Lebens wollte ich verhandeln, um einem meiner Kameraden die Wache abzukaufen; ich selbst will die Exekution commandiren, wenn man Dich und den Juden zum Galgen fährt.“

„So hoch werde ich mich wohl nicht pouffiren,“ erwiderte Gustav ruhig und ernst; „aber meiner Leiche launst Du folgen, wenn sie mich morgen um Mitternacht neben der Kirchhofsmauer einscharren.“

Der Kapitän sah ihn erschrocken an; er mochte tiefen Ernst auf der Stirne des jungen Mannes lesen, denn er wiederholte diesen Blick und begegnete Gustavs Auge. „Wißt Du mich fünf Minuten lang anhören, Keelzingen?“ fragte er. „Du wirst dann über die Uneigennützigkeit dieses Ministers staunen. Sonst war doch der Preis einer Amtel zweitausend, und ein Expeditionsrath galt seine dreitausend Gulden unter Brüdern; aber ich Glückskind bekomme ihn umsonst, rein pour rien! Denn das Glück meines Lebens, die Ruhe meiner Familie, der heitere Frieden meines Vaters — daß diese bei dem Handel verloren gehen, ist ja gering zu achten. Doch höre.“

Stauend vernahm der Kapitän diese Worte; aufmerksam setzte er sich neben Gustav nieder. Je höher der Glaube an seinen Freund während seiner Erzählung stieg, desto ängstlicher wurde er für ihn und seine Familie besorgt. Er schloß ihn in seine Arme, er versuchte es, ihm Trost einzusprechen, obgleich er selbst an diese Trostgründe nicht glaubte. „Der Jude ist ein feiner Spieler,“ sagte er „Deine besten Tarots hat er Dir abgejagt und das Spiel scheint in seiner Hand zu liegen; aber — er könnte sich verrechnet haben, wir wollen sehen, wie er beschlagen ist, wenn wir — Spadi anspielen.“

## 7.

Wir führen unsere Leser aus dem Offizierszimmer der Hauptwache in Stuttgart nach dem Hause des Landschaftsconsulenten Lanke. In einem weiten, geräumigen Zimmer, dessen Haustrath nicht überladen und prächtig, aber solid und stattlich ist, finden wir einen älteren Mann von mehr als mittlerer Größe. Sein Gesicht und seine Gestalt beweisen, daß er, als er in den Fünfzigen stand, wohlbeleibt gewesen sein möchte, jetzt, zehn Jahre später, hatten sich Falten um Mund und Stirne gelegt, und der weite Schlafrock von feinem grünen Tuch, mit Pelz verbrämt, war für eine reichliche Fülle gefertigt und schlug jetzt weite Falten um den Leib; aber die rötlichen Wangen, die klaren grauen Augen, der feste Schritt, womit er im Zimmer auf- und abging, ließen, noch ehe man seine volle, sonore Stimme vernahm, ahnen, daß der alte Consulent an Geist und Körper noch frisch und rüstig sei.

In der Vertiefung des breiten Fensters saßen zwei schöne Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren, die dem Alten, so oft er ihnen den Rücken wandte, besorglich und ängstlich nachschauten, wohl auch untereinander flüsterten, so lange sie von ihm nicht gesehen wurden. Die eine war bemüht, des Vaters ungeheure Alongeperrücke in Ordnung zu bringen, und trotz dem Kummer, der aus ihren Blicken sprach, schienen sie doch Freude an dem schönen Contrast zu finden, welchen die schwarzen Locken dieses Haargebäudes mit ihren zarten, weißen Händchen bildeten. Die dunkelblauen Augen der andern jungen Dame schienen mehr mit der Straße als mit der feinen Arbeit, an welcher sie nähte, beschäftigt, doch waren ihre Blicke zu ernst, als daß man es mäßiger Neugier hätte zuschreiben dürfen.

Sie hatten mehrere Minuten lang geschwiegen, denn die Mädchen waren viel zu streng erzogen, als daß sie den Vater, der seinen Gedanken nachhing, mit Fragen belästigt hätten; plötzlich sprang die junge Nähterin auf, ließ ihre schöne Arbeit zu Boden fallen, beugte den schlanken Hals näher ans Fenster und sah gespannt nach der Straße.

Der Vater sah diese Bewegungen, hielt seine Schritte an, bliete aufmerksam nach seiner Tochter und fragte nur mit Blicken; Mädchen, die jüngere Schwester, vollendete schnell noch eine Sitrlode der Perrücke, setzte dann das Prachtwerk behutsam auf eine Kommode und kam eben noch zeitig an, um mit Hedwig zu rufen: „Er ist's, er hat heraufgesehen, Vater; er geht sehr schnell; sieh doch, was er für einen sonderbaren Rock anhat!“

„Das ist Blankenbergs Jagdkleid;“ sagte Hedwig leise zu ihrer Schwester.

„Sieh doch, was weißt Du von Blankenbergs Garderobe?“ erwiderte die jüngere, bedeutungsvoll lächelnd.

„Er hat Gustav schon oft in diesem Kleid besucht,“ antwortete sie, indem eine dunkle Röthe über ihre Wangen flog.

Die Ankunft Gustavs verhinderte seine jüngere Schwester, Hedwig nach ihrer Gewohnheit noch länger zu quälen. Der Vater sah noch ernster aus als vorhin, er hatte sich in seinen Lehstuhl gesetzt, und die strengen Augen auf die Thüre gefestigt; bang und ängstlich pochte den Schwestern das Herz, als jetzt die Thüre aufging und ihr Bruder hereintrat. — Nach dem ersten „guten Morgen“ trat für alle drei Parteien eine peinliche Pause ein; endlich trat der Sohn bescheiden zum Vater. „Sie haben mich wohl diesen Morgen vermisst, Vater?“ fragte er. „Es ist allerdings ein seltener Fall in unserem Hause, und Sie wurden vielleicht besorgt um mich.“

„Das nicht,“ antwortete der Alte sehr ernst; „Du bist alt genug, um nicht verloren zu gehen; aber zweierlei ist mir aufgefallen, nämlich, daß man Dich nur eine Stunde auf dem Carneval sah, und daß Du diese Nacht und ihre Lustbarkeiten so unregelmäßig lang bis Morgens neun Uhr ausdehnt; Du solltest schon seit einer halben Stunde in Deiner Kanzlei sein.“

„Ich bin heute dort entschuldigt,“ sagte Gustav lächelnd; „ich habe auch seit heute früh ein Uhr so schrecklich geschwärmelt und so unmordentlich gelebt, daß es kein Wunder ist, wenn man so spät zu Hause kommt; rathet einmal, ihr Mädchen, wo ich gewesen bin.“

Die Schwestern sahen ihn unwillig an, denn sie befürchteten mit Recht, dieser leichtfertige Ton möchte dem alten Herrn missfallen. „Wie können wir dies wissen?“ erwiderte Hedwig. „Ich habe nie darnach gefragt, wo Du Dich mit Deinen Kameraden umtreibst; doch heute, Bruder, bist Du mir ein Räthsel.“

„Und in einem Lustschloß bin ich gewesen,“ fuhr der junge Mann fort, „wo weder Ihr beide, noch Papa, jemals waren; Ihr errathet es doch nie — auf der Wache.“

„Auf der Wache!“ riefen die Schwestern entsetzt.

„Das ist mir sehr unangenehm, Gustav,“ setzte der Landschaftsconsulent hinzu; „meines Wissens bist Du der erste Lanbel, den man auf die Wache setzte.“

„Mir ist es doppelt unangenehm,“ antwortete sein Sohn, indem er den Vater fest anblickte, „weil es im Grunde eine Namensverwechslung zu sein scheint; denn meines Wissens bin nicht ich jener Lanbel, der die Scene an dem Tisch des Juden aufführte.“

Der Alte sah ihn bleich und betroffen an. „Geht ins Nebenzimmer, Mädchen!“ rief er, und als sich die Schwestern klanend, aber schnell und gehorsam zurückgezogen hatten, faßte er die Hand seines Sohnes, zog ihn auf einen Stuhl neben sich nieder und fragte hastig, aber mit leiser Stimme: „Was ist das? Woher weißt Du? Wer sagte Dir davon?“

„Er selbst,“ antwortete der Sohn. „Der Jude?“ fragte der Alte. „Wie ist dies möglich?“

„Er war bei mir auf der Wache; ich sehe wie Sie klanen, Vater, aber bereiten Sie sich auf noch wunderlichere Dinge vor.“ Der junge Mann hielt es für das Beste, seinem Vater so viel als möglich zu entdecken; er erzählte ihm also, wie angebracht der Minister auf den Consulanten und seine Partei sei, wie der Sohn ihm widersprochen, wie der Minister, statt in heftigeren Zorn zu gerathen, ihn plötzlich zum Expeditionsrath ernannt habe. Nur Lea's erwähnte er mit keiner Silbe, der Kapitän hatte ihm dies gerathen, und er beschloß, davon



zu schweigen, bis er seine Maßregeln getroffen hätte, oder die Entdeckung des unglücklichen Verhältnisses unvermeidlich wäre.

„Ich sehe, was ich sehe,“ sprach der Consulent nach einigem Nachdenken. „Meinst Du, wenn er uns nicht gefürchtet hätte, er würde mich geschont und Dich dafür ergriffen haben, um mich gleichsam durch seine Gnade zu beschämen? Er hat mich gefürchtet, und er hat alle Ursache dazu. Ich bin ihm zu populär, und auch Du wirst ihm nach und nach zu bekannt mit den hiesigen Bürgern, weil Du jetzt statt meiner die Armenprozesse führst. Der Expeditionsrath ist — eine Falle, die er uns Beiden legen wollte, der kluge Fuchs.“

„Wie verstehen Sie dies, Papa?“ fragte Gustav, dem es leichter ums Herz wurde, seit er ahnete, wie sein Vater die Sache aufnehme.

„Sieh, Freund,“ sprach der Alte zutraulicher, als er je gethan, „Du wirst das Opfer dieser Kabale; aber so wahr ich Dein Vater bin, Du sollst es nicht lange sein. Dieser Jude denkt aber also: verwehre ich Dir, diese Stelle anzunehmen, weil Du dadurch in übeln Geruch kommen könntest, so macht er es zu seiner Ehrensache, beklagt sich beim Herrn und ergreift die einzige Gelegenheit, die sich bot, mich zu zwingen, auch mein Amt aufzugeben. Er kennt mich, er weiß, daß er so wenig als der Herzog mich absetzen kann, er weiß auch, wer der alte Lanke ist, nämlich — sein Feind. Nehmen wir die Stelle an, kalkülirte er weiter, so werden wir verdächtig bei Allen, die das Bessere wollen. Der Vater, Consulent der Landschaft, würde man denken, der Sohn — Expeditionsrath; gekauft hat ihm der Alte die Stelle nicht, und der Säß gibt bekanntlich nichts ohne großen Gewinn an Geld oder geheimen Einfluß, folglich — sind wir übergetreten zu dem Gewaltigen. So, glaubt er, werden die Leute urtheilen, und er hat es recht klug gemacht, aber er kennt mich nicht ganz; noch weiß ich, Gottlob! ein Mittel, uns das Vertrauen der Besseren zu erhalten, und Du wirst und bleibst Expeditionsrath; ändern sich die Verhältnisse, so wirst Du wieder Actuarius, und die Menschen erkennen dann Deine Unschuld.“

„Aber Vater!“ sagte der junge Mann zaudernd, „Ihr Ruf ist felsenfest, aber der meinige? Wie lange wird es noch anstehen, bis die Verhältnisse sich ändern!“

„Sohn!“ erwiderte der Alte nicht ohne Rührung, „Du siehst, wie dieses schöne Land bis in das innerste Mark gerrüttet ist; meinst Du, es könne immer so fortgehen? — Glaub' mir, ehe der Frühling ins Land kommt, muß es anders werden; Schlechter kann es nimmer werden, aber besser. Darum glaube mir und vertraue auf Gott!“

## 8.

Während der alte Lanbel noch so sprach und seinem Sohn Muth einzureden suchte, wurde die Hausglocke heftig angezogen, und bald darauf trat ein Offizier in das Zimmer, dem der Consulent freundlich entgegen eilte. Wenn man das dunkelrothe Gesicht, die freien, muthigen Züge und das kleine, aber scharfblickende Auge dieses Mannes sah, so konnte man die Sage von kühner Entschlossenheit und beinahe fabelhafter Tapferkeit, die er unter dem Herzog Alexander und dem Prinzen Eugenius bewiesen haben sollte, glaublich finden.

„Mein Sohn, der vormalige Actuarius Lanbel,“ sprach der Alte, „der Obrist von Rödter, den Du wenigstens dem Namen nach kennen wirst.“

„Wie sollte ich nicht?“ erwiderte Gustav, indem er sich verbogte. „Wenn unsere Truppen von Malplaquet und Peterwardein erzählen, so hört man diesen Namen immer unter die ersten und glänzendsten zählen.“

„Zu viel Ehre für einen alten Mann, der nur seine Schuldigkeit gethan,“ antwortete der Obrist. „Aber Consulent, was sagt Ihr dazu, daß der Jude jetzt auch uns ins Handwerk greift? Ich komme zu Euch eigentlich nur, um zu fragen: soll ich, oder soll ich nicht?“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte der Consulent stannend; „Rödter, nur jetzt keinen übereilten Streich?“

„Das ist es eben!“ rief Jener auf den Boden stampfend, „meine Ehre und die Ehre des ganzen Corps ist gekränkt! einen meiner talentvollsten Offiziere sollte ich nach Fug und Recht lassiren lassen um

dieses Hundes willen, und thu' ich's, so bin ich bis morgen selbst außer Dienst."

„Aber so spricht doch, Obrist!“ sagte der Alte, indem er seinem Sohn winkte, Stühle zu setzen, „setz Euch, Ihr seid noch in der ersten Hitze.“

„Mein Regiment hat gestern und heute den Dienst,“ fuhr Jener eifrig fort; „da bringt man nun gestern Nacht von der Redoute weg einen Menschen auf unsere Wache, mit dem ausdrücklichen Befehl vom Juden, ihn wohl zu bewachen, aber keinen weitem Rapport abzustatten; heute früh zieht der Kapitän Keelzingen auf, findet einen Gefangenen im Offizierszimmer, von welchem nichts im Rapport steht, und denkt Euch — nach einer halben Stunde kommt der Minister selbst, schickt den Kapitän aus dem Zimmer, verddrt auf unserer Wache den Gefangenen insgeheim, entläßt ihn dann und befehlt dem Kapitän noch einmal, keinen Rapport abzustatten und — nimmt ihm das Ehrenwort ab — er einem Offizier auf der Wache — nimmt ihm das Wort ab, den Namen des Gefangenen nicht zu nennen; dahin also ist es gekommen, daß jeder Schreiber oder gar ein hergelaufener Jude uns commandirt? Nach Kriegsrecht muß ich den Kapitän kassiren lassen; meine Ehre fordert, daß ich es nicht dulde, denn ich hatte den Dienst, und ich muß mich rühren, sollte es mich auch meine Stelle kosten.“

Die beiden Lanbel hatten sich während der heftigen Rede des Obristen bedeutungsvolle Blicke zugeworfen. „Der Jude ist listiger, als wir dachten,“ sagte, als Jener geendet hatte, der Vater; „also auch auf den Obrist war es abgesehen, auch für ihn war die Falle aufgestellt! Wer meint Ihr wohl, daß der Gefangene war? Da, seht ihn, mein lieblicher Sohn saß heute Nacht auf Eurer Wache!

Der Obrist fuhr staunend zurück, und so groß war der Unmuth über den Eingriff in seine militärischen Rechte, daß er sich nicht enthalten konnte, einen unwilligen finsternen Blick auf den jungen Mann zu werfen. Als aber der alte Lanbel fortfuhr und ihm erzählte, wie er selbst eigentlich die Ursache dieses Vorfalles gewesen, und wie alles

Andere so sonderbar gekommen sei, als er ihm den arglistigen Plan des Ministers näher auseinandersetzte, da sprang Herr von Rödter von seinem Stuhl auf. „Wohlan, Alter!“ sagte er mit bewegter Stimme zu dem Consulenteu, „daß er mich verfolgt und haßt, hat am Ende nichts zu bedeuten, und daran ist nur der General Römchingen schuld, der mich nie leiden konnte; aber über Dir soll er den Hals brechen, oder ich will nicht selig werden! Herr Actuarius! Die Stelle müßt Ihr annehmen, das ist jetzt keine Frage mehr! Denn Euer Vater darf jetzt nicht von seinem Amt kommen, oder Verfassung und Religion stehen auf dem Spiel. Aber zum Herzog will ich gehen, will sprechen, und sollt es mich mein Leben kosten.“

„Das werdet Ihr nicht thun, Obrist!“ sagte der Alte mit Nachdruck und Ernst. „Leset diesen Brief, den man uns aus Würzburg schickt, und sagt mir dann, ob Ihr noch waget, zum Herzog zu gehen und zu sprechen.“ Der Obrist nahm aus seiner Hand ein Schreiben und fing an zu lesen; doch je weiter er las, desto bestürzter wurden seine Züge, bis er stauend, aber mit zornsprühenden Augen den Alten anblickte und die Arme sinken ließ.

„Vater!“ sprach der junge Mann, der betroffen bald den Alten, bald den Obristen betrachtete, „Vater, Sie machen mich hier zum Zeugen eines Auftrittes, bei welchem ich vielleicht besser nicht zugegen gewesen wäre. Ich soll aber gezwungener Weise eine Rolle übernehmen, die mir nicht zusagt. Ich bin zum Expeditionsrath ernannt und weiß nicht warum; ich darf die Stelle nicht ablehnen, obgleich sie mich vor der Welt zum Schurken macht, und weiß nicht warum; es gehen Dinge vor im Staat und in meines Vaters Hause, man verhehlt sie mir, und ich weiß wieder nicht warum. Herr Obrist von Rödter, Sie überreden mich, eine Stelle nicht anzuschlagen, die meines Vaters Namen beschimpft; von Ihnen glaube ich Gründe verlangen zu können, warum ich es nicht thun soll?“

„Gott weiß, er hat recht!“ rief Rödter, indem er den jungen Mann nachdenkend betrachtete. „Ich weiß auch nicht, Alter, warum Ihr ihm

nicht längst den Schlüssel gegeben habt. Wenn Ihr ihm übrigens die Augen nicht öffnen wollt, so will ich ihm diesen Dienst thun, weil ich weiß, wie drückend es ist, ein wichtiges Geheimniß halb zu errathen und halb zu ahnen.“

„Es sei,“ sagte der Vater, „setzt Euch wieder; wenn ich Dich, mein Sohn, bis jetzt nicht mit Dingen dieser Art vertraut gemacht habe, so geschah es nur aus Furcht, für einen allzu stolzen Vater zu gelten, denn wir hatten uns das Wort gegeben, nur erprobten und ausgezeichneten Männern uns anzuvertrauen. Ich darf Dir nicht erst sagen, was in den drei Jahren, seit Alexander regiert, aus Württemberg geworden ist. Man soll von einem Lande nicht sagen können, daß er gegen seinen Herrn gemurrt hätte, er ist ein tapferer Mann und nach Prinz Eugenius vielleicht der erste Feldherr unserer Zeit, aber das Feldregiment tangt wohl im Lager und vor dem Feind, nicht so in der Kanzlei. Er sieht die Regierung des Ländchens, wie er sagt, etwas zu heldenmäßig an, das heißt, er sieht darüber hinweg und läßt Andere dafür sorgen.“

„Dieses Ländchen!“ rief der Obrist bitter. „Dieses schöne Württemberg! Es heißt wohl ein alter Spruch, daß, wenn man auch sich alle Mühe gäbe, dieses Land doch nicht könne zu Grunde gerichtet werden; aber nous verrons! Wenn es so fortgeht, wenn man es durch Verkauf der Aemter, durch Verhöhnung der Besseren, durch Erhebung der niederträchtigsten Bursche geflissentlich verderbt, wenn man seine Kräfte bis aufs Mark ausfaugt —“

„Kurz, mein Freund,“ fuhr der Alte fort, „es kann nicht so fortgehen. Nach und nach kann es nicht besser werden, denn schon jetzt sitzen bei uns in der Landschaft fünf Schurken, die nicht einmal der Gottseibeins für sich repräsentiren ließe, alle Aemter sind verkauft oder für Säußsche Kreaturen käuflich, also kann es nur schlechter werden. Aber es sind zwei Parteien, die da sagen: ‚Es muß anders werden.‘ Die eine Partei ist Säuß, der schändliche Jude, der General Römchingen, der feinste von diesen Burschen, Hallwachs, Dein neuer Colleague, Metz und

noch einige von der Landschaft. Wir wissen, was sie wollen, und es ist nichts Geringeres, als die Stände und den Landtag völlig aufzuheben.“

„Und, Gott sei's geflagt,“ sagte Herr von Röder, „den Herzog haben sie von seiner edelmüthigen Seite gepackt, er ist mit Allem zufrieden. Das Land sei aufgebracht über die Stände, sagen sie ihm, man murre über die Landschaft, und nun hat er sich entschlossen, das Institut wie ein Corps Invaliden aufzulösen, dem Lande die jährlichen Kosten der Stände edelmüthig zu schenken und allein zu regieren.“

„Wie? verstehe ich recht?“ rief der junge Laubel. „Also unsern letzten Schutz gegen den äbeln Willen oder gegen die unrichtige Ansicht eines Herrn will man uns rauben? Auf die Verfassung ist es abgesehen? Doch, das ist nicht möglich, Alexander hat sie ja beschworen, und mit welchen Mitteln will er dies wagen? Meinen Sie wirklich, Herr Obrist, der württembergische Soldat werde seine eigenen Rechte unterbrücken?“

„Hier sind die Hunde,“ erwiderte der Obrist, indem er auf den Brief zeigte, „die man bei diesem Treibjagen hegen will.“

„Nur ruhig,“ sprach der Landschaftsconsulent, „höre mich ganz. Der Herzog ist aufs Abscheulichste getäuscht; er glaubt fest, daß es ihn nur ein Wort koste, so werden die Stände nicht mehr sein, und alle Herzen werden ihm zufliegen. So haben es der Jude und Römchingen ihm vorgeschwatzt; aber sie kennen uns besser und wissen, daß Gewalt zu einem solchen Schritt gehört. Hier ist ein Brief an den Fürstbischof von Würzburg, den der General Römchingen geschrieben: man wolle zum Besten des Landes etliche Aenderungen vornehmen, man könne sich aber auf die Truppen im Lande nicht verlassen, daher solle der Bischof bewirken, daß die Truppen des fränkischen Kreises an einem bestimmten Tag an unserer Grenze seien. Auch an einige Reichsstände in Oberschwaben hat er ähnliche Schreiben erlassen.“

„Und im Namen des Herzogs?“ fragte der junge Mann.

„Nein, sie lassen ihn nur so durchblicken, aber eine andere Lock-

speise haben sie dem Bischof hingeworfen; man sagt nicht umsonst, daß unser alter Reformator Brenz seit einigen Nächten aus seinem Grab aufstehe und die Kanzel besteige — katholisch wollen sie uns machen. Du kannst? Du willst nicht glauben? Auch ich glaube, daß sie es nicht aus Religiosität thun wollen, sondern entweder soll es den Bischof und die Oberschwaben enger für die Sache verbinden, oder meinen sie dem Herzog gefällig zu sein, wenn sie in vierundzwanzig Stunden den Glauben reformiren, wie sie das alte Recht reformiren wollen.“

„Es kann, es darf nicht sein!“ rief der junge Mann. „Die Grundpfeiler unseres Glückes und unserer Zufriedenheit mit einem Schlag umstürzen? Es ist nicht möglich, der Herzog kann es nicht dulden!“

„Er weiß und denkt nicht, daß sie dies Alles vorhaben,“ sagte der Obrist; „sein Ruhm ist ihm zu theuer, als daß er ihn auf diese Weise besteden möchte; aber wenn es geschehen ist, ohne daß die Schuld auf ihn fällt, dann, fürchte ich, wird er das Alte nicht wieder herstellen. Zu welchem Zweck, glaubt Ihr denn, habe der Jude dem Herzog das Edikt von gestern abgeschwaht, worin er für Vergangenheit und Zukunft von aller Verantwortlichkeit freigesprochen wird? Das soll ihn schützen in dem kaum denkbaren Fall, wenn der Herzog über die treuen und ergebenen Herren Rätze erbost würde, die ihm die unumschränkte Macht zn Füßen legen und in der Stiftskirche einen Krummstab aufpflanzen.“

„Und gegen Diesen wollt Ihr kämpfen?“ fragte Gustav besorgt und zweifelhaft.

„Kämpfen oder zusammen untergehen,“ sprach der Alte. „Wer mit uns verbunden ist, mußt Du jetzt nicht wissen, es genüge Dir zu erfahren, daß es die Trefflichsten des Adels und die Badersten der Bürger sind. Wir wollten den Kaiser um Schutz ansehn, aber, die Umstände sind ungünstig, die Zeit ist zu kurz, um durch alle Umwege zu ihm zu gelangen, und überdies hat der Herzog einen gewaltigen Stein im Brett seit den letzten Kriegen; man würde uns abweisen. Uns bleibt nichts übrig als —“

sich geladen hatte, dennoch grante ihm, wenn er sich die Folgen überlegte, die sein Sturz nach sich ziehen würde. Was sollte aus der armen Lea werden, wenn der Bruder vielleicht Monate lang gefangen saß? Konnte der Herzog, ein so strenger Herr, Vergehungen und Pläne, wie die des Juden, vergeben, selbst wenn er ihm durch jenes Ebild Straflosigkeit zugesichert hatte?

Und dann durchzuckte ihn wieder die Erinnerung an jene schreckliche Drohung, die Süß gegen ihn ausgestoßen, als er das Verhältniß des jungen Mannes zu seiner Schwester berührte. Alle Angst vor seinem alten Vater, vor der Schande, die eine solche Verbindung, wenn sie auch nur besprochen würde, brächte, kam über ihn. Es gab Augenblicke, wo er seine Thorheit, mit der schönen Jüdin auch nur ein Wort gewechselt zu haben, verwünschte, wo er entschlossen war, den Garten zu verlassen, sie nie wieder zu sehen, seinem Vater Alles zu sagen, ehe es zu spät wäre; aber wenn er sich dann das schöne Oval ihres Hauptes, die reinen, unschuldigen und doch so interessanten Züge und jenes Auge dachte, das so gerne und mit so unnennbarem Ausdruck auf seinen eigenen Zügen ruhte, da war es, ich weiß nicht ob Eitelkeit, Thorheit, Liebe oder gar der Einfluß jenes wunderbaren Zaubers, der sich, aus Kaphels Tagen, unter den Töchtern Israels erhalten haben soll — es zog ihn ein unwiderstehliches Etwas nach jener Seite hin, wo ihn, seit die Dämmerung des ersten Märzabends finsterner geworden war, die schöne Lea erwartete.

„Endlich, endlich!“ sagte Lea mit Thränen, indem sie ihre weiße Hand durch die Stateten bot, welche die beiden Gärten trennten. „Wenn nicht der Frühling indes hätte kommen müssen, wahrhaftig, ich hätte gedacht, es sei schon ein Vierteljahr vorüber. Ich bin recht ungehalten; wozu denn auch in den Garten gehen bei dieser schlimmen Jahreszeit, wenn Ihr frei und offen durch die Hausthüre kommen dürft? Wisset nur, Herr Nachbar, ich bin sehr unzufrieden.“

„Lea,“ erwiderte er, indem er die schöne Hand an seine Lippen zog, „erkenne mich nicht, Mädchen! Ich konnte wahrhaftig nicht



kommen, Kind! In Dir durfte ich nicht kommen, und in die Zirkel Deines Bruders gehe ich nicht; und wenn ich wüßte, daß Du ein einzigesmal da warst, würde ich Dich nicht mehr sprechen.“ Trotz der Dunkelheit glaubte der junge Mann dennoch eine hohe Röthe auf Lea's Wangen aufsteigen zu sehen. Er sah sie zweifelhaft an; sie schlug die Augen nieder und antwortete: „Du hast recht, ich darf nicht in die Zirkel meines Bruders gehen.“

„So bist Du da gewesen? Ja, Du bist dort gewesen!“ rief Lanbel nunmehr. „Befehle nur, ich kann jetzt doch schon Alles in Deinen Augen lesen.“

„Höre mich an,“ erwiderte sie, indem sie bewegt seine Hand drückte; „die Amme hat Dir gesagt, was nach dem Karneval vorging, und wie ich ihn bat und flehte, Dich frei zu lassen. Seit jener Zeit hat sich sein Betragen ganz geändert; er ist freundlicher, behandelt mich, wie wenn ich auf einmal um fünf Jahre älter geworden wäre, und läßt mich zuweilen sogar mit sich ausfahren. Vor etlichen Tagen befahl er mir, mich so schön als möglich anzukleiden, legte mir ein schönes Halsband in die Hand, und Abends führte er mich die Treppe herab in seine eigenen Zimmer. Da waren nur Wenige, die ich kannte, die meisten Herren und Damen waren mir fremd. Man spielte und tanzte, und von Anfang gefiel es mir sehr wohl, nachher freilich nicht, denn —“

„Denn?“ fragte Lanbel gespannt.

„Kurz, es gefiel mir nicht und ich werde nicht mehr hingehen.“

„Ich wollte, Du wärest nie dort gewesen,“ sagte der junge Mann.

„Ach, konnte ich denn wissen, daß die Gesellschaft nicht für mich passen würde?“ erwiderte Lea traurig. „Und überdies sagte mein Bruder ausdrücklich, es werde meinen Herrn Bräutigam freuen, wenn ich auch unter die Leute komme.“

„Wen hat er gesagt, wen werde es freuen?“ rief Lanbel.

„Nun Dich,“ antwortete Lea; „überhaupt, Lanbel, ich weiß gar nicht, wie ich Dich verstehen soll; Du bist so kalt, so gespannt; gerade

jetzt, da wir offen und ohne Hinderniß reden können, bist Du so ängstlich, beinahe stumm; statt ins Haus zu uns zu kommen, bestellst Du mich heimlich in den Garten, ich weiß doch nicht, vor wem man sich so sehr zu fürchten hat, wenn man einmal in einem solchen Verhältniß steht?"

„In welchem Verhältniß?“ fragte Laubel.

„Nun, wie fragst Du doch wieder so sonderbar! Du hast bei meinem Bruder um mich angehalten, und er sagte Dir zu, im Fall ich wollte und der Herzog durch ein Rescript das Hinderniß wegen der Religion zwischen uns aufhob. Ich bin nur froh, daß Du nicht Katholik bist, da wäre es nicht möglich, aber ihr Protestanten habt ja kein kirchliches Oberhaupt und seid doch eigentlich so gut Ketzer wie wir Juden.“

„Lea! Um Gottes willen, freule nicht!“ rief der junge Mann mit Entsetzen. „Wer hat Dir diese Dinge gesagt? O Gott, wie soll ich Dir diesen furchtbaren Irrthum benehmen?“

„Ach, geh' doch!“ erwiderte Lea. „Daß ich es wagte, mein verhaftes Volk neben Euch zu stellen, bringt Dich auf. Aber sei nicht bange; mein Bruder, sagen die Leute, kann Alles, er wird uns gewiß helfen, denn was er sagt, ist dem Herzog recht. Doch eine Bitte habe ich, Gustav: willst Du mich nicht bei den Deinigen einführen? Du hast zwei lebenswürdige Schwestern; ich habe sie schon einigemal vom Fenster aus gesehen; wie freut es mich, einst so nahe mit ihnen verbunden zu sein! Bitte, laß mich sie kennen lernen.“

Der unglückliche junge Mann war unfähig, auch nur ein Wort zu erwidern; seine Gedanken, sein Herz wollten stille stehen. Er blickte wie Einer, der durch einen plötzlichen Schreden aller Sinne beraubt ist, mit weiten, trockenen Augen nach dem Mädchen hin, das, wenn auch nicht in diesem Augenblick, doch bald vielleicht, noch unglücklicher werden mußte als er, und das jetzt lächelnd, träumend, sorglos wie ein Kind an einem furchtbaren Abgrund sich Blumen zu seinem Kranze pflückte.

„Was fehlt Dir, Gustav?“ sprach sie ängstlich, als er noch immer

schwieg. „Deine Hand zittert in der meinigen; „bist Du krank? Du bist so verändert.“ Doch — noch ehe er antworten konnte, sprach eine tiefe Stimme neben Lea: „Bon soir, Herr Expeditionsrath; Sie unterhalten sich hier im Dunkeln mit Dero Braut? Es ist ein kühler Abend; warum spazieren Sie nicht lieber herauf ins warme Zimmer? Sie wissen ja, daß mein Haus Ihnen jederzeit offen steht.“

„Mit wem sprichst Du hier, Gustav?“ sagte der alte Landel, der beinahe in demselben Augenblick herantrat. „Deine Schwestern behaupten, Du unterhaltest Dich hier unten mit einem Frauenzimmer.“

„Es ist der Minister;“ antwortete Gustav beinahe athemlos.

„Gehorsamer Diener,“ sprach der Alte trocken; „ich habe zwar nicht das Vergnügen, Ew. Excellenz zu sehen in dieser Dunkelheit, aber ich nehme Gelegenheit, meinen gehorsamsten Dank von wegen der Erhebung meines Sohnes abzustatten; bin auch sehr charmirt, daß Sie so treue Nachbarschaft mit meinem Gustav halten.“

„Man irrt sich,“ erwiderte Säs, heiser lachend, „wenn man glaubt, ich bemühe mich, mit dem Herrn Sohn im Dunkeln über den Zaun herüber zu parkiren, ich kam nur, um meine Schwester abzuholen, weil es etwas kühles Wetter ist und die Nachtlust ihr schaden könnte.“

„Mit Ihrer Schwester?“ sagte der Alte streng. „Bursche, wie soll ich das verstehen, sprich!“

„Ehansfren sich doch der Herr Landschaftsconsulent nicht so sehr!“ erwiderte der Jude. „Jugend hat nicht Tugend, und er macht ja nur meiner Lea in allen Ehren die Cour.“

„Schandbube!“ rief der alte Mann, indem er seine Hand um den Arm seines Sohnes schlang und ihn hinwegzog. „Geß auf Dein Zimmer; ich will ein Wort mit Dir sprechen; und Sie, Jungfer Säs, daß Sie sich nimmer einfallen läßt, mit dem Sohn eines ehrlichen Christen, mit meinem Sohn ein Wort zu sprechen, und wäre Ihr Bruder König von Jerusalem, es würde meinem Hause dennoch keine Ehre sein.“ Mit schaukelnden, unsichern Schritten führte er seinen Sohn hinweg. Lea weinte laut, aber der Minister lachte höhniſch.

„Parole d'honneur!“ rief er. „Das war eine schöne Scene; vergessen Sie übrigens nicht, Herr Expeditionsrath, daß Sie nur noch vierzehn Tage Frist zu Ihrer Werbung haben; bis dahin und von dort an werde ich mein Wort halten.“

## 10.

Die an Furcht grenzende Achtung des jungen Lanbel hieß ihn geduldig und ohne Murren dem Vater folgen, und langjährige Erfahrungen über den Charakter des Alten verboten ihm in diesem Augenblick, wo der Schein so auffallend gegen ihn war, sich zu entschuldigen. Der Landschaftsconsulent warf sich in seinem Zimmer in einen Armsessel und verhällte sein Gesicht. Besorgt und ängstlich stand Gustav neben ihm und wagte nicht zu reden; aber die beiden schönen Schwestern des jungen Mannes flogen herbei, als sie die Schwäche des Vaters sahen, fragten zärtlich was ihm fehle, suchten seine Hände vom Gesicht herabzuziehen und benezten sie mit ihren Thränen. — „Das ist der Bube!“ rief er nach einiger Zeit, indem sein Zorn über seine körperliche Schwäche flegte; „der ist es, der das Haus Eures Vaters, unsern alten guten Namen, Euch, Ihr unschuldigen Kinder, mit Elend, Schmach und Schande bedeckte; der Judas, der Vatermörder — denn heute hat er den Nagel in meinen Sarg geschlagen.“

„Vater! Um Gottes willen! Gustav!“ riefen die Mädchen bebend, indem sie ihren bleichen Bruder scheu anblickten und sich an den alten Lanbel schmiegtten.

„Ich weiß,“ sagte der unglückliche junge Mann, „ich weiß, daß der Schein gegen mich —“

„Bist Du schweigen,“ fuhr der Consulent mit glühenden Augen und einer drohenden Geberde auf. „Schein? Meinst Du, Du könntest meine alten Augen auch wieder blenden wie damals nach dem Carneval? Nicht wahr, es wäre weit bequemer, wenn sich diese beiden Augen schon ganz geschlossen, wenn sie den alten Lanbel so tief verscharrt hätten, daß keine Kunde von der Schande seines Namens mehr zu ihm bringt.“

Aber verrechnet hast Du Dich, Elender! Enterben will ich Dich; hier stehen meine lieben Kinder, Du aber sollst ausgestoßen sein, meines ehrlichen Namens beraubt, verflucht —“

„Vater!“ riefen seine drei Kinder mit einer Stimme; die Töchter stürzten sich auf ihn, und zum erstenmal wagte es Hedwig, ihre Lippen auf die geheiligten Lippen des Vaters zu legen, indem sie ihm den zum Fluch geöffneten Mund mit Küßen verschloß. Die jüngere hatte sich unwillkürlich vor Gustav gestellt, seine Hand ergriffen, als wolle sie ihn verteidigen, der junge Mann aber riß sich kräftig los; nie so, als in diesem Augenblick gleich sein Gesicht, sein drohendes Auge den Zügen seines Vaters, und die beengte Brust weit vorwerfend, sprach er: „Ich habe Alles ertragen, was möglicherweise ein Sohn von seinem Vater ertragen darf, ich habe aber noch andere Pflichten, meine eigene Ehre muß ich wahren, und wäre es mein eigener Vater, der sie antastet. Es hätte Ihnen genügen können, wenn ich bei Allem, was mir heilig ist, versichere, daß ich nicht das bin, wofür Sie mich halten. Wenn Sie keinen Glauben mehr an mich haben, wenn Sie mich aufgeben, dann bleibt nichts mehr übrig. Lebet wohl — ich will Euch nur noch eine Schande machen.“

„Du bleibst!“ rief ihm der Alte, mehr ängstlich und bebend, als befehlend nach. „Meinst Du, dies sei der Weg, einen gekränkten Vater zu verfühnen? Hast Du so sehr Eile, mir voranzugehen, und einen Weg einzuschlagen, wo ich Dich nie mehr träfe? Denn ich habe redlich und nach meinem Gewissen gelebt, Dich aber und Deine Absicht verstand ich wohl.“

„Aber Vater,“ sprach seine jüngste Tochter mit sanfter Stimme, „wir hatten ja Alle Gustav immer so lieb, und Sie selbst sagten so oft, wie thätig er sei; was kann er denn so Schreckliches verbrochen haben, daß Sie so hart mit ihm verfahren?“

„Das verstehst Du nicht, oder ja, Du kannst es verstehen: des Juden Schwester liebt er, und mit ihr und seinem Herrn Schwager sah hat er sich am Gartenzaun unterhalten. Jetzt sprich! Kannst

Du Dich entschuldigen? O ich Thor, der ich mir einbildete, man habe ihn, um mir eine Falle zu legen, erhoben und angestellt! Seine jüdische Charmante hat ihn zum Expeditionsrath gemacht!"

„Der Vater will mich nicht verstehen,“ sprach der junge Mann, mit Thränen in den Augen, „darum will ich zu Euch sprechen. Euch, liebe Schwestern, will ich redlich erzählen, wie die Umstände sich verhalten, und ich glaube nicht, daß Ihr mich verdammen werdet.“ Die Mädchen setzten sich traurig nieder, der Alte stützte seine gefurchte Stirne auf die Hand und horchte aufmerksam zu. Gustav erzählte anfangs erröthend und dann oft von Wehmuth unterbrochen, wie er Lea kennen gelernt habe, wie gut und kindlich sie gewesen sei, wie gerne sie mit ihm gesprochen habe, weil sie sonst Niemand hatte, mit dem sie sprechen konnte. Er wiederholte dann das Gespräch mit dem jüdischen Minister und dessen arglistige Anträge; er versicherte, daß er nie dem Gedanken an eine Verbindung mit Lea Raum gegeben habe, und daß er diesen Abend dem Minister es selbst gesagt haben würde, wäre nicht der Vater so plötzlich dazwischen gekommen.

„Du hast sehr gefehlt, Gustav,“ sagte Hedwig, seine ältere Schwester, ein ruhiges und vernünftiges Mädchen. „Da Du nie, auch nur entfernt, an eine Verbindung mit diesem Mädchen denken konntest, so war es Deine Pflicht, als redlicher Mann, Dich gar nicht mit ihr einzulassen. Auch darin hast Du sehr gefehlt, daß Du nicht gleich damals schon Deinem Vater Alles anvertraut hast; aber so hast Du jetzt Deine ganze Familie unglücklich und zum Gespöht der Leute gemacht; denn meinst Du, der Säß werde nicht halten, was er gedroht? Ach er wird sich an Papa, an Dir, an uns Allen rächen.“

„Geh, bitte den Vater um Verzeihung!“ sprach das schöne Mädchen weinend. „Du mußt ihm nicht noch Vorwürfe machen, Hedwig, er ist unglücklich genug. Komm, Gustav,“ fuhr sie fort, indem sie seine Hand ergriff und ihn zu dem Vater führte, „bitte, daß er Dir vergibt; ja, wir werden recht unglücklich werden, der böse Mann wird uns verderben, wie er das Land verdorben hat, aber dann laßet doch

wenigstens Frieden unter uns sein. Wenn wir uns noch haben, so haben wir viel, wenn er uns alles Uebrige nimmt.“

Der Alte blickte seinen Sohn lange, doch nicht unwillig, an. „Du hast gehandelt wie ein eitler junger Mensch, und die Aufmerksamkeit, die Dir diese Jädin schenkte, hat Dich verblendet. Du hast, ich fühle es für Dich, vielleicht schon seit geraumer Zeit, gewiß aber diesen Abend dafür gebüßt. Katharine hat Recht; ich will Dir nicht länger grollen; wir müssen uns jetzt gegen einen fürchtbaren Feind waffnen. Glaubst Du, daß er Wort halten wird mit den vierzehn Tagen Frist, die er Dir nachrief!“

„Ich glaube und hoffe es,“ antwortete der junge Mann. „Um jene Zeit muß sich mehr entscheiden, als nur das Schicksal unseres Hauses,“ fuhr der Alte fort; „Römchingen und Säß — oder wir; wer verliert, bezahlt die Beche. Jetzt gelobe mir aber, Gustav, die Jädin nie mehr, weder im Garten noch sonst wo, aufzusuchen, und unter dieser Bedingung will ich Deine Thorheit verzeihen.“

Gustav versprach es mit bebenden Lippen und verließ dann das Zimmer, um seine Bewegung zu verbergen. Noch lange und mit unendlicher Behmuth dachte er dort über das unglückliche Geschöpf nach, dessen Herz ihm gehörte und das er nicht lieben durfte. Er theilte zwar alle strengen religiösen Ansichten seiner Zeit, aber er schanderte über dem Fluch, der einen heimatlosen Menschenstamm bis ins tausendste Glied verfolgte und Jeden mit ins Verderben zu ziehen schien, der sich auch den Edelsten unter ihnen auf die natürlichste Weise näherte. Er fand zwar keine Entschuldigung für sich und seine verbotene Neigung zu einem Mädchen, das nicht auch seinen Glauben theilte, aber er gewann einigen Trost, indem er sein eigenes Schicksal einer höhern Fügung unterordnete.

Sein Vater und die Schwestern unterhielten sich noch lange über ihn und diese Vorfälle, und die Erinnerung an so manche schöne Tugend des jungen Mannes versöhnte nach und nach den Alten, so daß er selbst das Geheimhalten jener Vorschläge des Ministers einigermaßen

entschuldigte. Als aber spät Abends die beiden Schwestern allein waren, sagte Rätchen: „Wahr ist es doch, Gustav hat zwar gesehlt, aber an seiner Stelle hätte jeder Andere auch gesehlt. Ich habe sie einmal am Fenster und einmal im Garten gesehen; so schön und anmuthig sah ich in meinem ganzen Leben nichts. Was sind alle Gesichter in Stuttgart, was ist selbst die schöne Marie, von der man so viel Wunder macht, gegen dieses herrliche Gesicht! Nein, Hedwig, ich hätte mich ganz in sie verlieben können.“

„Wie magst Du nur so thöricht schwagen!“ erwiderte Hedwig unwillig. „Mag sie sein wie sie will, sie ist und bleibt doch nur eine Jüdin.“

## 11.

Nicht die unglückliche Liebe ihres Bruders allein war es, was in den folgenden Tagen die schönen Töchter des Landschaftsconsulenten Laubel ängstigte; nein, es war das sonderbare und drückende Verhältniß, das zwischen Vater und Sohn zu herrschen schien, was den vier schönen, blauen Augen im Stillen so manche Thräne kostete. Man konnte nicht sagen, daß sie sich finster angeblüht, mürrißig gefragt oder kalt geantwortet hätten; aber dennoch sah man ihnen beiden an, daß Gram und Sorgen sie beschäftigten, und die Mädchen wurden immer wieder in ihren Vermuthungen über den Grund dieses Grämens irre geleitet, wenn sie zuweilen den alten Mann und seinen Sohn in einer Fensternische beisammen stehen und vertraulich, aber auch ernster als je zusammen flüstern sahen. Endlich wurden sie sogar für drei Abende in der Woche förmlich aus dem großen Familienzimmer, das Winters Allen zum Aufenthalt diente, verwiesen, und, was ihres Wissens nie geschehen war, Papas kleines Bibliothekzimmer wurde ihnen für solche Abende besonders geheizt, und ihnen die Erlaubniß gegeben, sich an den trefflichen Juristen und Philosophen zu amüsiren.

Freilich bedachten bei solchem Exil weder Vater noch Sohn, daß man von der Bibliothek im obern Stock in das Studierzimmer, von diesem in das Saßzimmer und von dem Saßzimmer in die sogenannte



Kampellammer kommen könne, von welcher eine viereckige Oeffnung, mit einem kleinen Dedel versehen, in das Wohnzimmer hinab ging, um Luft oder Wärme in dieses Gemach zu leiten; sie bedachten auch nicht, daß weibliche Neugierde wohl noch stärkere Schranken durchbrochen haben würde, als diese, die zwischen jener Kammer und der Bibliothek lagen. Einige Abende hatte übrigens doch ein noch mächtigeres Gefühl als Neugierde die Mädchen in der Bibliothek zurückgehalten, nämlich Furcht. Hedwig behauptete, schon öfters oben in jener Kammer Fußtritte und ein schreckliches Stöhnen gehört zu haben, und dem schönen Mädchen grante dort hinzugehen, weil jenes Gemach nur eine dünne Wand aus Holz und Backsteinen von den Zimmern des gefürchteten Juden Säß trennte.

Eines Abends jedoch, als man die Mädchen schon längst weggeschickt hatte, sah Rätchen, die sich bis auf die Mitte der Treppe hinabgeschlichen hatte, drei Männer bei ihrem Vater eintreten; die ihre Neugierde aufs Höchste trieben. Der erste, der sich langsam und schraubend die untere Treppe heraufschob und auf der Hausflur einige Minuten stehen blieb, um Athem zu sammeln, war Niemand geringeres, als der lutherische Prälat Klinger. Seine schneeweiße Perrücke, seine Prälaten-krone, die gerade auf dem Magen ruhte, und seine alten, verwitterten Züge lösteten dem Mädchen ungemaine Ehrfurcht ein; ihm folgte hastigen Schrittes der Obrist und Stallmeister von Röder, ein Mann, den man für sehr klug und tapfer, aber zugleich auch in seinen Sitten für sehr unheimlich hielt, und über den dritten hätte sie beinahe laut aufgelacht, es war der fröhliche Kapitän Reelzingen, der so drollige Geschichten und Schnurren zu erzählen wußte, und sie schon auf manchem Ball beinahe zum Lachen gebracht hatte. Heute hatte er sein Gesicht in ganz ehrbare Falten gelegt und sah gerade aus wie damals, als er ihr auf Parole d'honneur schwur, daß er sie vraiment liebe. Sie sah ihm lächelnd nach, bis sein ungeheurer Degen in der Thüre verschwunden war, und eilte dann in das Bibliothekzimmer, wo sie die blonde Hedwig traf, welche die Augen fest zugeschlossen hatte, um nicht über ein Gespenst zu erschrecken, wenn etwa zufällig eines in der Biblio-

thet auf- und abwandelte. „Gente müssen wir hinunter gucken!“ erklärte Rätchen. „Und komm nur jetzt gleich mit; denke Dir, die Leute kommen hier zusammen, wie beim Karneval. Hast Du je sonst den Prälaten Klinger und den Kapitan Keelzingen in einem Zimmer gesehen, und dazu den Obrist Rbber und —“ setzte sie hinzu, als die Schwester zauderte — „ich müßte mich sehr irren, wenn ich nicht, als die Thüre einmal aufging, auch Blantenberg gesehen hätte.“

Dieser letzte Name entschied; Rätchen nahm das Licht und ging mit pochendem Herzen voran, Hedwig folgte ihr, so nahe als möglich an die muttigere Schwester gedrängt, und, als jene die verhängnisvolle Kammerthüre aufschloß, hielt sie sich fest an ihrem Kleide. Die Oeffnung war gerade über dem Ofen des Wohnzimmers, das einen Stock tiefer lag, angebracht, und Rätchen konnte, als sie die Klappe aufzog, selbst wenn sie sich auf die Kniee legte und den Kopf tief herabbeugte, doch nicht mehr als vier oder fünf der versammelten Männer sehen; auch Hedwig beugte sich jetzt herab und versuchte es, noch tiefer zu blicken als ihre Schwester, aber verdrießlich stand sie wieder auf und sagte: „Nichts als den breiten Rücken des Prälaten, einige Perrücken und die Uniform des Obristen kann ich sehen; weißt Du denn gewiß, daß Blantenberg zugegen ist?“

„Sicher!“ erwiderte Rätchen, schalkhaft lächelnd. „Doch laß uns hörchen, was sie sprechen; vielleicht kennst Du Deinen Liebhaber an der Stimme.“

Sie setzten sich auf den Fußboden neben der Oeffnung und lauschten; die angenehme Wärme, die von dem Ofen herandrang, und ihre Neugierde ließen sie eine Zeit lang die empfindlichste Kälte der Märznacht vergessen; endlich richtete sich Hedwig unmutig auf. „Meinst Du, wir werden klug werden aus diesem Gepsander, wovon man nur die Hälfte versteht? Sie schwätzen wieder, wie immer, vom Wohl des Landes, vom Herzog, von Säß, von Allem; was geht das uns an! Komm! Es ist gar schaurig hier und kalt. Mädchen, so steh' doch auf!“

Aber Rätchen winkte ihr zu schweigen; man hörte jetzt eben den

Obrist Röder mit bestimmter und vernehmlicher Stimme etwas vorlesen; die tiefe Stille umher unterbrach nur zuweilen ein schnell verrauschendes Rurreisn des Unwillens. Jetzt sprach der alte Landst; Rätchens fröhliche Züge gingen nach und nach in Starren und Angst über; endlich, als die Männer unten wieder laut, aber beifällig zusammen sprachen und die Gläser anstießen, flog eine hohe Röthe über das schöne Gesicht des Mädchens, ihre Augen leuchteten, als sie vorsichtig die Klappe schloß, die Lampe ergriff und mit ihrer Schwester den Rückweg einschlug.

„Hast Du was verstanden?“ fragte Hedwig. „Du schienst auf einmal so aufmerksam; was haben sie denn besonders gesprochen?“

„Ich weiß nicht Alles, ich kann nicht Alles sagen,“ erwiderte Rätchen nachdenkend; „mir ist's, als hätte mir Alles geträumt. Höre — aber schweig! Es könnte uns Alle unglücklich machen. Das sind gefährliche Menschen in Vaters Zimmer unten. Mir graut, wenn ich daran denke, was darans entstehen kann.“

„So sprich doch, einfältiges Kind! Ich bin zwei Jahre älter als Du, und Du sollst keine Geheimnisse vor mir haben.“

„Denke Dir,“ fuhr Rätchen mit leiser Stimme fort, „der Saß will uns katholisch machen und die Landschaft umstürzen; da verlore der Vater und alle Andern verlore ihre Stellen!“

„Katholisch!“ rief Hedwig mit Entsetzen. „Da müßten wir ja Nonnen werden, wenn wir ledig blieben? Nein, das ist abscheulich!“

„Ach, warum nicht gar,“ erwiderte Rätchen lächelnd über den Jammer ihrer Schwester, „da müßte es viele Nonnen geben, wenn Alle, die keine Männer bekommen, ins Kloster gingen; aber sei ruhig, es kommt nicht so weit. In drei Tagen, sagte Röder, werde der Herzog verreisen, und während er in Philippsburg ist, wollen die Männer da unten den Juden und alle seine Gehälfen im Namen der Landschaft gefangen nehmen und dann dem Herzog beweisen, wie schlecht seine Minister waren.“

„Ach Gott, ach Gott! Das geht nicht gut,“ sagte Hedwig weinend. „Alles werden sie verlieren, denn der Herzog traut Allen

eher, als denen von der Landschaft, ich weiß ja, was mir einmal die Obristjägermeisterin über den Vater sagte. Du wirst sehen, es geht unglücklich!"

„Und wenn auch,“ antwortete Rätchen, „so sind wir die Töchter eines Mannes, der, was er thut, zum Besten seines Vaterlandes thut. Das kann uns trösten.“ Das muthige Mädchen holte aus dem Schranke eine mit vielen schönen Kupfern geschmückte Bibel. Sie gab der weinenden Schwester das neue Testament, um sich an den Kupfern und Reimsprüchen zu zerstreuen. Sie selbst schlug sich das alte Testament auf. Sie verbarg ihre eigene Besorgniß um ihren Vater unter einem Liedchen, das sie leise vor sich hinsang, während ihre schönen Fingerringe emsig die vergelbten Blätter von einem Bilde zum andern durchheilten.

## 12.

Es gibt im Leben einzelner Staaten Momente, wo der aufmerksame Beschauer noch nach einem Jahrhundert sagen wird, hier, gerade hier mußte eine Krise eintreten! ein oder zwei Jahre nachher wären dieselben Umstände nicht mehr von derselben Wirkung gewesen. Es ist dann dem endlichen Geist nicht mehr möglich, eine solche Fügung der Dinge sich hinweg zu denken, und aus der unendlichen Reihe von möglichen Folgen diejenigen aneinander zu knüpfen, die ein eben so nothwendig verkettetes Ganze bilden, als ein verflohenes Jahrhundert mit allen seinen historischen Wahrheiten. Hier zeigte sich der Finger Gottes, pflegt man zu sagen, wenn man auf solche wichtige Augenblicke im Leben eines Staates stößt. Es hat aber zu allen Zeiten Männer gegeben, die, mochte ihr eigener Genius, mochte das Studium der Geschichte sie leiten, solche Momente geahnet, berechnet haben, und sie wirkten dann am überraschendsten, wenn sie sich nicht begnügten, solche Krisen vorhergesehen zu haben, sondern wenn sie Muth genug besaßen, zu rechter Zeit selbst einzuschreiten, Kraft genug, um eine Rolle durchzuführen. Die Geschichte hat längst über die kurze Regierung der Minister Karl Alexanders entschieden. Sie sucht keinem Sterblichen,

sonst müßte sie die Thränen und Seufzer Würtembergs in schwere Worte gegen die Urheber seines Unglücks im Jahr 1737 verwandeln; aber sie gedenkt mit Liebe einiger Männer, die sich nicht von dem Strome der allgemeinen Verderbniß hinreißen ließen, die ahneten, es müsse anders kommen, die vor dem Gedanken nicht zitterten, eine Aenderung der Dinge herbeizuführen, und die auch dann mit Ruhe und Gelassenheit die Sache ihres Landes führten, als ein Oberer es übernommen hatte, einen unerwartet schnellen Wechsel der Dinge herbeizuführen, indem er zwei feurige Augen schloß und ein tapferes Herz stille stehen ließ.

Wer sollte es diesem heiteren Stuttgart und seinen friedlichen Straßen ansehen, daß es einst der Schauplatz so drückender Besorgnisse war? Wie beruhigt über den Gang der Dinge sind die Enkel Derer, die in jenem verhängnißvollen März jede Stunde für das Schicksal ihrer Familien, für die alten Rechte ihres Landes, selbst für ihren Glauben zittern mußten!

Wer den übermüthigen Säß in seiner Karosse, mit sechs Pferden bespannt, durch die „reiche Vorstadt“ fahren sah, wie er stolz lächelnd auf die Bleichen, feindlichen Gesichter herabblickte, die ihm überall begegneten; wer den schrecklichen Hallwachs, seinen innigen Freund und Rathgeber, neben ihm sah, und bedachte, wie viele verderbliche Pläne dieser Mann erdacht, wie viele unerhörte Monopole er eingeführt habe und wie er immer neue zu erfinden trachte; wer das unbegrenzte Vertrauen kannte, das der Herzog in diese Menschen setzte, der mußte wohl an der Möglichkeit der Rettung verzweifeln.

Dazu kamen noch die sonderbaren und widersprechenden Gerüchte, die im Umlauf waren. Die Einen sagten, der Herzog sei nach Philippsburg und Kehl gereist, habe aber das Regiment nicht an den Geheimrath, sondern das Siegel dem Juden Säß gegeben; Andere widersprachen und behaupteten, man habe den Herzog an einem Fenster des Ludwigsburger Schlosses gesehen, auch seien seine Pferde noch dort und er sei nicht abgereist. In einem Dorf an der österreichischen Grenze im Oberland sollen die Katholiken plötzlich über die protestan-

tischen Einwohner hergefallen sein, und als letztere den Kampfplatz behaupteten, sei eine Compagnie Kreisstruppen über die Grenze herein ins Dorf gerückt. Am sonderbarsten klang das Gerücht, das sich überdies noch bestätigte, der Oberfinanzrath Hallwachs habe ein kostbares Meshgewand beim Hoffidier bestellt und ihm befohlen, es bis zum achtzehnten März fertig zu machen, und wenn er mit fünfzig Gesellen arbeiten müßte; bringe er es nicht fertig, so werde er eingesetzt. Ein lutherischer Geistlicher, den man mit Namen nannte, soll den Kindern in der Schule Kreuzchen, aus Holz geschnitzt, geschenkt haben, mit den Worten: „Nur wenn Ihr diese in Händen haltet, können Ihr recht beten.“ Endlich erzählte man sich als etwas Verbürgtes, der Jude habe zum Herzog über der Tafel gesagt: „Ihre Stände, Durchlaucht, sind eigentliche Widerstände; aber sie stehen schon so lange, daß sie müde und matt sind.“ Karl Alexander habe ihm lächelnd zur Antwort gegeben: „C'est vrai; allons donc leur donner des chaises, et une fois assis, il ne se leveront plus.“ Auch jene Männer, die entschlossen waren, dem drohenden Verderben zuvorzukommen, hörten diese Gerüchte. Aber sie waren dabei kalt und ruhig; wußten sie ja doch, Württemberg sehe eine solche Veränderung bevor, daß es entweder erleichtert, oder so tief ins Unglück gestürzt werden würde, daß der Jammer des Einzelnen davor verstummen müßte. Man erzählt sich, sie haben Alles, was dazu gehört, einem mächtigen und bödsartigen Feind mit Hülfe des Landvolks zu begegnen, vorbereitet gehabt, und wenn ihr Unternehmen gelingen sollte, so verdankten sie es nur den wenigen hellstrahlenden Namen einiger Männer aus der Landschaft; denn an diese war man in Württemberg gewöhnt, das Interesse des Landes zu leiten.

Es war spät Abends den elften März, als der Landschaftsconsulent Laubel mit seinem Sohne und dem Capitän Keelzingen in seiner Wohnstube beim Weine saß. Die beiden Laubel waren ernst und düster, der Capitän aber konnte auch jetzt seinen fröhlichen Lebensmuth nicht verbergen, denn er theilte seine Aufmerksamkeit und sein Gespräch zwischen der Fensternische, wo die beiden Schwestern Gustavs saßen,

und zwischen den beiden Männern an seiner Seite. Hedwig sah bleich und still vor sich hin auf ihre Nadeln, aber auf Käthchens Gesichtchen lag eine höhere Röthe als gewöhnlich, und alle Augenblicke zeigte sie die weißen Zähne und die schönen Gräbchen in ihren Wangen, denn der Kapitän wußte wieder wunderschöne Späße und Geschichten.

„Wie ist Euer Pferd, Kapitän?“ fragte der alte Lanke.

„Mein Fuchs ist ein besserer Infanterist als ich selbst,“ erwiderte er. „Wenn ich die sechs ersten Stunden Trab und bergauf Schritt reite, so kann ich die nächsten sechs bequem Galopp reiten. Er hat nur einen Fehler, den, daß er noch nicht bezahlt ist, und macht mir durch diese Untugend oft großen Jammer.“

„Ihr könnt,“ fuhr der Alte fort, „wenn Ihr von der Salgensteige an scharf Trab reitet, zwischen elf und zwölf Ludwigsburg passieren; um vier Uhr müßt Ihr in Heilbronn sein, und dort laßt Ihr die Pferde ruhen; zwischen acht und zehn Uhr seid Ihr morgen in Dethringen.“

„Aber, Vater,“ fiel Gustav ein, „wäre es nicht ratsamer, gegen Heidelberg zu reiten? Ich wollte darauf wetten, wir sind gegen Dethringen hin nicht mehr sicher. Bedenken Sie, daß der Deutschorden dort tief herein sich erstreckt, daß sie in Mergentheim gewiß von dem Bischof in Würzburg unterrichtet sind, daß —“

„Daß,“ fuhr der Vater fort, „Ihr auf der Straße nach Heidelberg viel mehr auffallet, und daß Ihr, wenn Ihr etwa die Gegend nicht mehr rein fändet, eine letzte Zuflucht bei meinem alten Herrn und Gönner, dem Herzog in Neustadt, habt, der Euch gewiß in den ersten Tagen nicht herausgibt. Ist dann Karl Alexander zufrieden mit dem, was wir hier gethan, so könnt Ihr immer zurückkehren; wo nicht, so gehet Ihr, wie schon gesagt, weiter nach Frankfurt.“

„Gott! Daß ich Euch in einer solchen Krisis zurücklassen soll!“ rief Gustav mit Thränen. „Daß ich vielleicht an Eurem Unglück schuld bin; daß Alles schlecht gehen kann, wenn Süss meine Flucht erfährt und sich an Ihnen, Vater, rächt! Nein, ich kann, ich darf nicht gehen!“

„Nein, Vater,“ fiel Hedwig ein, indem sie noch bleicher als zuvor herbeieilte und ihres Vaters Hand ergriff, „er darf uns nicht verlassen; o, Ihr habt schreckliche Dinge vor, ich weiß es wohl, Ihr wollt eine Verschwörung gegen die mächtigen Menschen machen. Lassen Sie ab davon, Vater; Eßß und die Anderen werden Ihnen verzeihen; ach, mich tödtet die Angst!“

„Seh' Mädchen,“ sprach Käthchen, die auch herangetreten war; „was Männer thun und was unser Vater thut, geht uns nichts an. Aber warum soll denn gerade jetzt Gustav so schnell hinweg? Er könnte uns Allen so nützlich sein.“

„Weil ich keine Jüdin zur Tochter mag,“ sagte der Alte streng, „daraus soll er fort. Weil ich ein Briefchen seiner Charmanten aufgefangen und mit Protest an den Juden geschickt habe, und weil dieser jetzt wüthet und Euern Bruder mit Gewalt zum Schwager haben oder auf Neffen setzen will, darum soll und muß er ihm jetzt aus dem Bege gehen. Doch, ich wollte Dir in dieser Stunde nicht wehe thun, Gustav; wir scheiden als Freunde, und alles Andere soll vergessen sein; wer weiß, wann und wo wir uns wieder sehen!“

Indem der Alte die letzten Worte sprach und seinem Sohn die Hand reichte, wurde schnell und heftig an der Thüre gepöcht, und ehe noch Jemand antwortete, trat plötzlich eine Gestalt in einen Mantel gehüllt ein. „Was soll dies?“ fuhr der alte Landt auf. „Wer drängt sich so bei Nacht in mein Haus, wer sind Sie?“

„Blankenberg!“ rief Hedwig, als Jener den Mantel abnahm, und trat schnell und erdthend einige Schritte vor.

„Verzeihung, Herr Consulent,“ sprach der junge Mann eilend, „die Noth muß mich entschuldigen. Gustav, Du mußt im Augenblicke fort; der Lieutenant Pinassa schrieb mir so eben, daß er Dich auf Befehl des General Römchingen heute Nacht zwischen elf und zwölf Uhr aufheben müsse. Der ehrliche Junge möchte Dich nicht gern im Nest treffen.“

„Dank, Dank,“ erwiderte der Alte, indem er Blankenberg die



Hand drückte. „Trinet aus, Kinder und macht den Abschied schnell; hier, mein lieber Keelzingen,“ fuhr er fort, und drückte dem überraschten Kapitän einen großen Beutel in die Hand; „man kann nicht wissen, ob sich Euer Weg nicht theilt. Sie sind so edelmüthig, meinen Sohn zu begleiten.“

„Und mit Geld wollen Sie dies lohnen?“ unterbrach ihn der Kapitän nunmehr. „Parole d'honneur, Herr! ich begleite meinen Bruder, weil wir alte Amicisten sind, und nicht wegen Ihrer Spieße. Da soll mich doch —“

„Keelzingen,“ sagte Käthchen mit ihrer süßen Stimme, „Ihr versteht doch gar keinen Scherz; es sind lauter Kupfermünzen, und ich habe dem Vater den Beutel gegeben, Euch in April zu schicken.“

„Ich verstehe,“ flüsterte der Kapitän, indem er erröthend dem schönen Mädchen die Hand küßte. „Ich will Euch dafür etwas Schönes von Frankfurt mitbringen.“

„Bringet mir,“ antwortete sie, indem sie die Thränen nicht mehr zurückhalten konnte, „nur unsern Gustav wohlbehalten zurück, und,“ setzte sie durch Thränen lächelnd hinzu, „machtet mir keine tollen Streiche, die Euch verrathen könnten.“

„Die Pferde sind vor dem Secthor,“ sprach der Alte zu Keelzingen und seinem Sohn. „Ihr dürft nicht das Thor selbst passiren, denn die erste Runde ist schon vorüber. Begleiten Sie meinen Sohn, Herr von Blankenberg, durch die Gärten und bringen Sie mir Nachricht, wie sie fortgekommen sind.“

Der junge Lanbel umarmte Vater und Geschwister, die Schwestern folgten ihm und seinen Freunden weinend bis unter die Gartenthüre, und als nächst Hedwig ihre jüngere Schwester bitter tadelte, weil sie erlaubt habe, daß der Kapitän sie auf den Mund küßte, antwortete Jene? „Du hast gefehlt, nicht ich, daß Du es unterlassen hast; solche Höflichkeit waren wir einem Manne schuldig, der für unsern Bruder so viel thut.“

„Ei,“ erwiderte Hedwig erröthend, „Blankenberg hat ihn eigentlich doch auch gerettet.“

## 13.

Die beiden jungen Männer ritten schweigend durch die finstere Nacht hin. Kein Stern war am Himmel und der Wind heulte um die Berge. „Hu! Siehst Du dort?“ flüsternte Keelzingen, als sie an dem eisernen Galgen vorbeitraten, den einst (1597) Herzog Friederich dem Alchymisten Honauer aus dem Metall errichten ließ, das er in Gold zu verwandeln versprochen hatte. „Schau, diese ungeheure Menge Raben, es ist, als witterten sie eine neue Beute.“

Sein Freund blickte schweigend hinauf, schlug aber plötzlich wieder die Augen nieder, denn ihm war, als sähe er Lea's feine, liebliche Gestalt klagend unter dem Galgen stehn. „Fest genug ist diese Schandsäule aus Eisen,“ fuhr der Kapitän fort, „um alle Schurken im Lande zu tragen; aber wollte man das Gold mit aufhängen, das sie eingefackt haben, würde selbst dieser Galgen wie ein morscher Stab zusammenbrechen! Wie diese Raben schaurige Melodien singen! Doch wie? — Dieu nous garde, Camerade! Gib Deinem Kopf die Sporen, wahrhaftig, dort sitzt ein Gespenst am Galgen!“

Es war, als ob die Pferde selbst diesen Ort des Schreckens fürchteten, denn auf diesen Ruf jagten sie mit Sturmeselle den Berg hinauf und waren nicht mehr ruhig, bis man das Getreisch der Raben nicht mehr hörte.

Es liegt eine kleine Brücke zwischen Stuttgart und Ludwigsburg, von welcher das Volk viel Schauerliches zu erzählen weiß; so viel ist gewiß, daß schon Unerklärliches dort vorgefallen ist, und daß mancher Mann sein Gebet spricht, wenn er Nachts allein über diese Stelle reitet. Die Sage sagt, daß der Sohn des Consulanten und sein Freund, der muntere Kapitän, glücklich und in kurzer Zeit bis an jene Brücke gekommen seien; dort aber seien ihre Pferde nicht mehr von der Stelle gegangen und haben geschauaubt und gezittert. Die jungen Leute spornten und gebrauchten ihre Peitschen, als eine alte, zitternde Stimme rief: „Gebt einem alten Mann doch ein Almosen!“

„Wer wird bei Nacht und Nebel den Beutel ziehen? Jurcht Alter,

von der Brücke weg, unsere Pferde scheuen vor Euch, zurück, sag' ich, oder Ihr sollt meine Peitsche fühlen!"

„Nicht so rasch, junges Blut! Nicht so rasch!“ sagte der Alte, dessen dunkle Gestalt sie jetzt auf dem Brückengeländer sitzen sahen. „Eile mit Weile! Kommet noch früh genug, gebet einem alten Mann ein Almosen!“

„Jetzt ist meine Geduld zu Ende,“ rief der Kapitän und schwang seine Peitsche in der Luft. „Ich zähle drei, wenn Du nicht weg bist, hau' ich zu.“

Der Alte häffelte und lüchelte; Gustav kam es vor, als wachse seine dunkle Gestalt ins Unendliche und — ein langer Arm streckte einen großen Hut heran, und zum drittenmal, aber drohend und mit fürchtbarer Stimme krächzte der Mann von der Brücke: „Einem alten Mann gib ein Almosen! Es wird Dir Glück bringen, und reite nicht so schnell; vor zwölf Uhr darfst Du nicht dort sein.“

Keelzingen ließ kraftlos und zitternd seinen Arm sinken; er gestand nachher, daß ihn eine kalte Hand angefaßt habe. Gustav aber zog mit pochendem Herzen die Börse und warf ein Silberstück in den großen Hut. „Wie viel Uhr ist's, Alter?“ fragte er.

„Weiß keine Stund' als zwölf Uhr,“ sprach die Gestalt, die wieder auf dem Geländer zusammenkauerte, mit dumpfer Stimme. „Dank Dir, sollst Glück haben; reit' zu!“ Er sagte es und stürzte rücklings mit einem dumpfen Fall in den Sumpf, über den die Brücke führte. Entsetzt gab Keelzingen seinem Pferde die Sporen, daß es sich hoch aufbäumte und dann in zwei Sprüngen über die Brücke setzte. Gustav aber hielt erschrocken sein Pferd an, stieg ab und blickte über das Geländer der Brücke. Es rührte sich nichts. „Alter!“ rief er hinab, „hast Du Schaden genommen? Kann ich Dir helfen?“ — Keine Antwort, und Alles war still unten wie im Grabe. Jetzt faßte auch den jungen Landel eine unerklärliche Angst; er fühlte, als er aufstieg, wie sein Pferd zitterte; er wagte es nicht, sich noch einmal nach dem granenvollen Ort umzusehen, als er seinem Freund nachlief.

„Das ist das zweite Mal, daß er mir begegnet ist,“ flüßerte Keelzingen tief aufathmend, als Laubel wieder an seiner Seite war.

„Wer?“ fragte dieser betroffen.

„Der Teufel,“ antwortete der Kapitän.

Laubel gab ihm keine Antwort auf die sonderbare Rede, und sie jagten weiter durch die Nacht hin. In Zuffenhausen schlug es Viertel vor zwölf Uhr, als sie durchritten; in den meisten Häusern brannten noch die Kerzen, und da und dort hörte man geistliche Lieder aus den Stuben. Der Nachtwächter rief eben ins Horn und rief die Stunde; der Kapitän hielt an und fragte ihn, was die späten Gesänge und Gebete zu bedeuten haben.

„Ach Herr! Das ist eine arge Nacht,“ antwortete Dieser, „es hat ein Mann an vielen Häusern geklopft und befohlen, die Leute sollen die ganze Nacht bis zwölf Uhr beten.“

„Wer ist der Mann?“ fragte Laubel stannend.

„Alte Leute, Herr, die ihn gesehen haben, versichern, es sei unser alter Pfarrer gewesen; Gott hab' ihn selig, er ist seit zwanzig Jahren todt; aber es war ja nichts Unchristliches, was er verlangte, drum beten und singen sie in den Lichtarzkstuben und spinnen dazu.“

„Diese Nacht kann mich noch wahnsinnig machen,“ rief der Kapitän, indem sie wegritten. „Gustav, ich glaube, heute Nacht geht er leibhaftig auf der Erde um; ich denke, es wäre jetzt gerade die beste Zeit, den alten Burschen zu citiren, wenn man etwa schnell Obrist werden oder zweimalhunderttausend spanische Quadrupel haben möchte.“

„Thor!“ antwortete der Freund. „Der, den Du meinst, hat mit dem Gebet nichts gemein.“

„Es war, als ob ihre Pferde nur zum Schein die Beine aufhoben, denn jede Viertelstunde, die sie zurücklegten, schien zu einer neuen anzuwachsen. Noch immer wollte Ludwigsburg nicht erscheinen, und die Nacht war so finster, daß sie auch an der Gegend nicht erkennen konnten, ob sie fehlgeritten, oder ob sie der Stadt schon nahe seien. Endlich, nachdem sie etwa wieder eine halbe Stunde geritten

sein mochten, sahen sie in der Entfernung von etwa tausend Schritten Lichter schimmern, fanden aber auch zugleich ihren Weg durch vier Pferde versperrt, die an einen Reisewagen gespannt, quer über die Landstraße standen.

„Fähr Deine Pferde hinweg, Fuhrmann!“ rief der Kapitän, „oder meine Peitsche wird sie bald weggetrieben haben; warum ver-sperrst Du den Weg?“

„Gernach, ihr Herrn, soll gleich geschehen,“ antwortete ein Mann, der von dem Wagen stieg. Aber die Zeit, die er dazu brauchte, die herabgefallenen Zügel aufzunehmen und zu ordnen, dauerte dem raschen Soldaten zu lange, er versuchte aber die schlaff liegenden Stränge des vordersten Gespanns wegzusehen, und forderte seinen Freund auf, ein Gleiches zu thun; doch wie es in solchen Fällen blinder Eile zu geschehen pflegt, in demselben Augenblick zog der Mann am Wagen die Zügel an, und das Pferd des Kapitän's blieb mit einem Fuß in den straff aufgerichteten Strängen hängen.

Laubel sprang ab, um dem Freund zu helfen, der Kutscher lief bedauernd herzu, und eben war der Fuß des unbezahlten Rosses frei, als man einige Reiter in aller Eile von der Stadt herbeijagen hörte. Der erste mochte einen Vorsprung von fünfhundert Schritten, aber kein gutes Pferd haben, denn der Kapitän unterschied deutlich, daß es kurzen Parabegalopp ging, die Tritte der nachfolgenden Pferde schlugen zwar minder kräftig auf, waren aber flüchtiger. „Platz — allons! — Platz!“ rief der erste Reiter; aber in demselben Augenblick hörten auch die beiden jungen Männer eine bekannte Stimme, die mit dem wildesten Ausdruck rief: „Halt, Jude! oder ich schließ Dich mitten durch den Leib.“

Unter dem Volke in Württemberg hört man zuweilen noch einen Reim, der diesen merkwürdigen Moment bezeichnet, er heißt:

„Da sprach der Herr von Röder:  
Halt oder stirb entweder!“

Und der alte Obrist war es auch, der in diesem Augenblick, seinen Begleitern weit voran, eine Pistole in der Hand ansprengte, den ersten

Reiter während am Arm packte und schrie: „Wo hinaus, Jude? Warum so schnell zu Roß, als ich Dir nachrief, zu warten?“

„Rüsig: Euch, Herr Obrist,“ erwiderte der Erste mit stolzem Ton, in welchem aber doch einige Angst durchzitterte; „ich gehe nach Stuttgart, der Frau Herzogin Durchlaucht zu sagen, was in diesem Augenblick für Maßregeln —“

„Das ist auch mein Weg, Herr!“ erwiderte der Obrist mit furchtbarer Stimme; „und keinen Augenblick geht Ihr von meiner Seite, sonst werde ich mit meiner Pistole Beschlag auf Euch legen. Platz da, wer steht hier im Weg?“

„Der Kapitän von Keelzingen von der ersten Compagnie und der Expeditionsrath Lanbel.“

„Guten Abend, meine Herrn!“ fuhr Röder fort. „Habt Ihr geladene Pistolen, Kapitän?“

„Ja, mein Herr Obrist,“ war die Antwort des Soldaten, indem er sie aus den Halstern lösmachte.

„Ich commandire Euch, in welchem Auftrag Ihr jetzt auch sein möget, auf der linken Seite des Herrn Ministers Säß zu reiten. Bei Eurem Dienst und Eurer Ehre als Edelmann, sobald er Meene macht, zu entfliehen, jagt ihm eine Kugel nach. Die Verantwortung nehme ich auf mich.“

„Herr Expeditionsrath,“ rief Säß, „ich nehme Euch zum Bengen, daß mir hier schändliche Gewalt geschieht. Obrist Röder, ich warne Sie noch einmal; dieser Austritt soll gerächt werden!“

„Aber Herr von Röder,“ flüsterte Gustav; „ums Himmelswillen, übereilen Sie nichts, bedenken Sie, was daraus entstehen kann. Bedenken Sie,“ setzte er lauter hinzu, „den furchtbaren Born des Herzogs.“

„Der Herzog ist todt,“ sagte Röder laut genug, daß es Alle hören konnten.

„Karl Alexander todt?“ rief der Kapitän, auf den alle Begebenheiten dieser Nacht mit einemmal in schrecklichen Erinnerungen hereinfielen.

„Hat man sichere Nachricht? Gott! wech' ein Fall!“ sagte Gustav besorgt. „War er in Kehl?“

„Er ist in Ludwigsburg vor einer Viertelstunde schnell und plötzlich gestorben. Drum ist es unsere Pflicht, diesen Herrn da, der sich mit der Regierung sehr stark beschäftigte, schnell an das verwaiste Staatsruder zu bringen.“

„Wie, in Ludwigsburg, sagt Ihr,“ rief Lanbel, „und schnell gestorben? O, ewige Vorsicht!“

„In diesem Ludwigsburg hier,“ sagte Röder wehmüthig, „und im Bette am Schlag gestorben. Friede mit seiner Asche! Er war ein tapferer Herr. Aber jetzt weiter, Ihr Freunde, daß die Nachricht nicht vor uns nach Stuttgart kömmt!“

„Meine Herrn,“ rief Säß mit einer Stimme, die Zorn und Angst betruhe erklickte. „Noch bin ich Minister und erinnere Sie an das Edikt des Herzogs, das mich von aller Verantwortung freispricht; ich sage Ihnen, es kann Ihnen Allen schlimm gehen, wenn Sie sich mit Herrn von Röder verbinden. Im Namen des Herzogs und seines Erben befehle ich Ihnen, von mir abzulassen.“

„Jetzt hat Dein Reich ein Ende, Jude!“ rief der Kapitän, lachte wild, riß ihm den Saum aus der Hand und schlug sein Pferd mit der langen Peitsche auf den Rücken; der Obrist ritt an der rechten Seite, seine Pistole in der Hand: der Zug setzte sich in Galopp, und Gustav folgte halb träumend durch das singende Dorf, an dem alten Mann, der heifer lachend wieder auf der Brücke saß, und an dem Galgen vorüber, wo die Raben krächzten und mit den Flügeln schlugen. Erst hier, als er einen schönen Blick nach der Richtstätte warf, fiel ihm mit ängstlicher Ahnung Lea und ihr unglückliches Schicksal bei.

## 14.

Als die Stuttgarter am Morgen nach dieser verhängnißvollen Nacht erwachten, wurden sie von zwei beinahe ganz ungläublichen Nachrichten überrascht. Der Herzog sei, statt außer Landes verreist zu sein, in

dieser Nacht zu Ludwigsburg schnell gestorben. Er war ein gesunder, kräftiger Mann gewesen, dem Mancher, der ihn gesehen, wohl noch zwanzig bis dreißig Jahre gegeben hätte. Die Klagen um seinen Tod verstummten beinahe vor der Freude über eine andere Nachricht, der Jude Süß sei mit mehreren der höchsten Hofherren im Ludwigsburger Schloß gewesen, als der Herzog so plötzlich starb; er habe sich alsobald, nachdem er die Leiche gesehen, aufs Pferd geschwungen und sei halb wahnsinnig Stuttgart zugeritten; Herr von Röder aber, ein Mann, mit dem sich nicht spaßen lasse, habe ihn eingeholt und bewacht nach Stuttgart geführt. Man lachte über die sonderbare Verblendung des Juden; als er nämlich von der Frau Herzogin, welcher er noch in der Nacht aufgewartet hatte, um zu condoliren, heraustrat und eine Eskorte nach Haus verlangte, weil er wichtige Akten holen müsse, schloß sich ein Lieutenant mit sechs Mann an ihn an. Am Ende des Corridors machte ihm ein Hauptmann das Compliment und folgte mit zwölf Mann; Jener meinte zwar lächelnd, „es sei zu viel Ehre,“ als er aber an Lanbels Haus um die Ecke bog und vier Schildwachen vor seinem Palais bemerkte, als er oben an der Treppe Bajonette blißen sah, und Lea bleich, verfürbt und weinend ihm entgegen stürzte, da merkte er, welche Stunde geschlagen habe, und rief: „Ciel, je suis perdu!“

Obgleich das Testament des verstorbenen Herzogs im Fall seines Todes eine Administration bestellt hatte, welche seinen Ministern angenehmer gewesen wäre, so übernahm doch Herzog Rudolph von Neustadt, trotz seines hohen Alters, als der nächste Agnat die Administration, und das Land fühlte sich erleichtert und zufrieden dabei. Er ließ, außer anerkannt schlechten Menschen, jeden in der Würde, in der er unter der vorigen Regierung stand, und es war dies wirklich eine Art von Gnadenakt, wenn man bedenkt, daß früher zwei Drittheile aller Aemter im Lande gekauft worden waren. Nur einer war nicht zufrieden mit dem Amt, das ihm der Herzog Administrator mit den huldreichsten Ausdrücken bestätigt hatte; es war der junge Lanbel. Er wurde nicht nur als Expeditionsrath aufs Neue ernannt, sondern, als der alte



Abder, im Feuer der Freundschaft für den Landschaftsconsulenten, dessen Sohn als einen klugen Kopf und trefflichen Juristen schilderte, wählte ihn der Herzog sogar in die Commission, die den Prozeß gegen den Juden Säß zu führen hatte. Der alte Lanbel fühlte sich dadurch nicht wenig geehrt und nannte seinen Sohn mehrere Male den Stolz und die Stütze seines Alters: aber Sufkav machte diese Wahl unansprechlich unglücklich. Nicht als ob er nicht, wie jeder andere Bürger, den Mann verdammt hätte, der das Land in so tiefes Elend gestürzt; nicht als ob es gegen sein Gewissen gewesen wäre, Verbrechen ans Licht zu ziehen, die man so künstlich verborgen hatte; aber Lea, es war ja ihr Bruder, den er richten sollte, und der Gedanke war es, der ihm dieses Geschäft zum Abscheu machte. Kleine Seelen sättigen sich gerne an Rache, und Manchem wäre es eine innige Freude gewesen, einen Mann, der noch vor Kurzem so hoch stand, jetzt in der tiefsten Kasmatte der Ferkung zu besuchen, mit herrischer Stimme ihn von seinem Lager aufzulagen und ihn zu martern und zu peinigen. Dieser Mann hatte sich noch überdies gegen Sufkav persönlich verfehlt, er hatte ihn mit dem empfindlichsten Uebermuth behandelt, ihm sogar mit demselben Gefängniß gedroht, in welchem er jetzt selbst, bange um künftige Freiheit, vielleicht selbst um sein Leben, schmachtete. Aber das Herz des jungen Mannes war zu groß, als daß es hätte freudig pochen sollen, als er zum erstenmal als Richter in den Kerker des Mannes trat, der jetzt entblößt von aller irdischen Herrlichkeit, angethan mit zerlumpten Kleidern, bleich, verwildert sich langsam aus seinen rasselnden Ketten aufrichtete. Erinnerte ihn doch jetzt noch dieses Gesicht an die Züge eines unglücklichen, geliebten Wesens; und er konnte sich kaum der Thränen enthalten, als nach dem Schlusse des Verhörs der Gefangene sprach: „Herr Lanbel, es gibt ein unglückliches, unschuldigcs Mädchen, das wir Beide kennen; als man in meinem Hause versiegelte, haben sie die rohen Menschen auf die Straße gestoßen — sie war ja eine Jüdin und verdiente also kein Mitleid. — Mir, Herr, ist kein Pfennig geblieben, womit ich ihr Leben fristen könnte; ich weiß nicht, wo sie ist — wenn Sie etwas

von ihr hören sollten — sie hat nichts als das Kleid, das sie trug, als man sie von der Schwelle stieß — geben Sie ihr aus Barmherzigkeit ein Almosen.“

Der junge Mann ließ seinen Thränen freien Lauf, als er allein den Berg von Hohennarren herabstieg; er erfuhr zwar nachher, daß ihn der Jude belogen habe, daß er, obgleich man über 500,000 Gulden in Gold und Juwelen in seinem Hanse fand, doch beinahe 100,000 in Frankfurt in sichern Händen habe, und Gustav konnte leicht einsehen, daß ihn Säß durch diese Vorstellungen von Elend nur habe weich stimmen wollen; aber dennoch konnte er den Gedanken nicht entfernen, daß Lea verlassen und unglücklich sei, und dieser Gedanke wurde immer peinlicher, als er trotz seiner Nachforschungen keine Spur von ihr entdecken konnte.

Der Frühling, Sommer und Herbst waren vorübergegangen, und noch immer dauerte der Prozeß. Es waren Dinge zur Sprache gekommen, wovor selbst den ältesten Richtern graute; aber obgleich der junge Laubet der Commission mit edlem Unwillen vorstellte, daß noch vier andere Männer nicht minder schuldig seien als Säß, so schien man doch nur gegen diesen ernstlich verfahren zu wollen, weil ihn der allgemeine Haß als den Schuldigsten bezeichnete.

Es war an einem trüben Oktoberabend; — der alte Consulent war seit einigen Tagen verreis, und sein Sohn arbeitete im Bibliothekzimmer an einem neuen Verhör, — als seine jüngere Schwester, jetzt die glückliche Braut des Kapitäns Keelzingen, ernster als gewöhnlich zu ihm eintrat. Sie sprach anfangs Gleichgültiges, schien aber nur mit Mühe eine Thräne unterdrücken zu können, die endlich wirklich in dem sanften Auge glänzte, als sie fragte, ob er ihr nicht zürnen werde, wenn sie eine bekannte Person zu ihm führe? Er sah sie stannend und verwundert an, doch noch ehe er eine Antwort zu geben vermochte, eilte Käthchen weinend aus dem Zimmer und trat bald darauf mit einem verschleierten Mädchen wieder ein. Noch ehe die trübe Kerze ihre Umrisse deutlich zeigte, noch ehe sie den Schleier zurückschlug, sagte ihm

sein ahnendes Herz, wenn er vor sich habe; erröthend sprang er auf, aber schon hatte die Unglückliche sich vor ihm niedergeworfen, den Schleier zurückgeschlagen, und Lea war es, welche die einst so geliebten Augen däster und bittend zu ihm anschlug und die bleichen, mageren Hände in einander gerungen, flehend nach ihm hinstreckte. „Barmherzigkeit!“ rief sie. „Nur nicht sterben lassen Sie ihn; man sagt, er müsse sterben; seine einzige Hoffnung ruht noch auf Ihnen. Wo soll ich Worte nehmen, Ihr großmüthiges Herz zu erweichen? Welche Sprache soll ich erdenken, an ein Ohr zu sprechen, das mich einst so wohl verstand?“ — Thränen ließen sie nicht weiter reden, und auch Käthchen weinte bitterlich. Voll von Schmerz und Ueberraschung faßte Gustav ihre kalten Hände und richtete sie auf; er sah sie an — wie schmerzlich war ihm ihr Anblick! Ihre Wangen waren bleich und eingefallen; die schönen Augen lagen tief, und der Mund, der sonst nur zum Lächeln geschaffen schien, zeigte, daß er jenes süße Lächeln längst nicht mehr kenne. Das schwarze Haar, das um die weiße Stirne hing, und das bleiche Gesicht vollendeten das Gespenstliche ihres Anblicks.

„Lea! Unglückliche Lea!“ rief der junge Mann. „Wie lange haben Sie sich verborgen gehalten und Ihren Freunden den letzten Trost geraubt, zu wissen, ob es Ihnen an nichts gebricht, ob die Freunde etwas für Sie thun können?“

„Ach! Das ist es nicht, um was ich Ihre edelmüthige Schwester gebeten habe, mich hieher zu führen;“ sagte sie schmerzlich lächelnd. „Warum soll es mir denn nicht gut gehen? Ich habe alle meine Hoffnungen und Träume längst begraben, ich pflanzte die Erinnerungen als Blumen auf das Grab, und begieß diese Blumen mit meinen Thränen. Nein! Sie waren immer so großmüthig gegen Unglückliche, geben Sie mir nur den Trost, daß mein Bruder nicht sterben muß. Ach! es ist so bitter zu sterben, und was nützt sein Tod diesem Lande?“

„Lea,“ antwortete der junge Mann verlegen, „gewiß, es ist bis jetzt noch nicht davon die Rede gewesen, und ich glaube auch nicht — Sie dürfen sich trösten — es wird nicht so weit kommen.“

„Es wird, und in Ihrer Hand liegt sein Schicksal,“ flüsterte sie; „er hat es mir gesagt, ich habe ihn gesprochen: ‚Wenn nur der Brief nicht wäre, der Brief kann mich verderben.‘ O Gustav! Halten Sie ihn Jahre lang, auf immer im Gefängniß, was liegt an ihm, wenn er in Ketten sitzt? Nur nicht sterben; Gustav, seien Sie edelmüthig — vergessen Sie den Brief, um den Niemand weiß als Sie — mit jener schwachen Kerze dort können Sie das Leben eines Menschen retten.“

„Bruder,“ sagte Katharine näher tretend, indem sie seine Hand faßte, „thu' es, Dein Gewissen kann nicht gefährdet werden, denn er ist ja auf immer unschädlich gemacht; verbrenne den Brief, er kann sich ja verloren haben.“

Der junge Mann sah die weinenden Mädchen an; ein unabweisbares Gefühl kämpfte in ihm, er schwankte einen Augenblick, und Lea, die diesen Kampf in seinen Mienen las, faßte seine Hand, drückte sie stürmisch an ihr Herz, zog sie zärtlich an ihre Lippe. „Er will!“ rief sie entzückt. „O, ich wußte es wohl, er ist edel; er will sich nicht, wie die Andern, an dem Unglücklichen rächen, der ihn einst beleidigt hat, er läßt ihn nicht sterben, belasset mit Sünden, er läßt ihn leben und fromm und weise werden. Wie gütig bist du, o Gott, daß du noch deiner Engel einen gesendet hast auf diese öde Erde, der mit der offenen Hand der Barmherzigkeit segnet, und nicht mit dem flammenden Schwert der Rache den Verbrecher zerschmettert!“

„Nein — nein — es ist nicht möglich!“ sprach Landet mit tiefem Schmerz. „Sieh, Lea, mein Leben möchte ich hingeben, um Deine Ruhe zu erkaufen, aber meine Ehre! Meinen guten Namen! Es ist nicht möglich! Sie wissen um diesen Brief, Einige haben ihn gelesen und — morgen soll ich ihn vortragen. Rätthen! Sprich, ich beschwöre Dich, kann, darf ich es thun?“

Rätthen weinte, und eine leise Bewegung ihres Hauptes schien anzudeuten, daß es auch ihr unmöglich scheine. Lea aber hatte ihm mit starren Blicken zugehört; über die bleichen Wangen ergoß sich die Rölhe der Angst, sie bengte sich vor, als könne sie die schreckliche Ver-

nehmung nicht recht vernehmen; sie sah, als sich Gustav auf seine Schwester beries, mit einem Blick voll schmerzlicher Inverstand nach dieser hin, sie streckte die Hand krampfhaft aus, wie ein Ertrinkender, der nach dem schwachen Zweig am Ufer die Hand ausstreckt — vergebens.

„So muß er sterben,“ sagte sie nach einer Weile leise, „und Du — Du brichst ihm den Stab? Das war es also, warum ich lebte — und liebte? Es ist ein sonderbares Räthsel, das Leben! Hätte ich dies gedacht, als ich noch ein fröhliches Kind war? Hätte ich gedacht, daß wir so untergehen müßten?“

„Armes, unglückliches Mädchen!“ sprach Rätchen und schloß sie in ihre Arme. „Ach, gewiß, er kann nicht anders handeln, ich sehe es selbst ein; und wenn es Dich trösten kann, komm zu mir, so oft Du willst, Du sollst gewiß treue Theilnahme finden —“

„Lea,“ unterbrach sie ihr Bruder, „wenn wir etwas für Sie thun können; Sie sind an Wohlstand gewöhnt — dieses Kleid hier sagt mir, daß Sie in Noth sind.“

„Komm, Lea,“ fuhr Rätchen fort, „wir sind beinahe von derselben Größe, nimm von meinen Lächern, von meinen Kleidern, Du machst mir Freude, wenn Du es thun willst.“

„Das Vermögen Ihres Bruders, das er außer Landes besitzt,“ sagte Gustav, „soll und muß für Sie gerettet werden, Sie haben die nächsten Ansprüche, und ich will gewiß das Meinige thun.“

„Guter Gustav,“ unterbrach sie ihn, indem sie sich zu einem Lächeln zwang, „lassen wir das; die Leute sagen, daß er sein Vermögen den Armen dieses Landes entzogen habe. Da hatte er Unrecht, und es wäre besser, er hätte dieses Land nie gesehen; aber eben so Unrecht wäre es von mir, von diesem Golde Gebrauch zu machen, das ihm den Tod bringen wird. Aber von Dir, liebes, schönes Mädchen, nehme ich ein Tuch an, weil es jetzt so kalt wird. Ich höre, Du bist Braut; sei doch recht glücklich! Möchten dies die letzten Thränen sein, die jetzt in Deinen Wimpern hängen; und wenn Du weinen mußt, so sei es nur fremdes Unglück, um das Dein schönes Herz trauert.“

„Lea,“ sagte der junge Mann mit tiefem Schmerz, „ich kann Dich nicht so hinweg lassen; es ist die trügerische Ruhe der Verzweiflung, die aus Dir spricht. Besuche doch meine Schwester; sage, wo Du wohnst. — Ach, wenn Du Mangel littest! — Scheide nicht im Groll von mir, Lea! Gott weiß, daß ich nicht anders konnte!“

„Und auch ich weiß es, Gustav, und war ein thörichtes Mädchen, Dich auf diese gefährliche Probe zu stellen; unser Unglück ist so groß, daß eine kleine Hülfe mit Deiner Ehre, mit Deiner Ruhe zu theuer erkauft wäre. Lebet wohl! Ich brauche wenig, vielleicht bald gar nichts mehr, und sollte ich Etwas nöthig haben, so bin ich nicht zu stolz, zu dieser Freundin zu kommen, der einzigen, die mir das Unglück erworben hat.“

„Und vergißt Du?“ sagte Gustav mit Thränen.

„Ich habe nichts zu vergeben,“ erwiderte sie, indem sie ihm mit mehr Fassung, als die beiden Geschwister erhalten hatten, die Hand bot. „Lebe wohl, Freund! Ich gehe meine Blumen zu begießen. Möge der Gott meiner Väter Dich so glücklich machen, als es Dein reiches Herz verdient!“ Sie sagte es, warf noch einen Blick voll Liebe auf ihn und ging, von Rätchen begleitet.

Der junge Mann blickte ihr wehmüthig nach; es war ihm, als hätte diese Stunde einen mächtigen Einfluß auf sein Leben, aber er ahnete auch, daß er das unglückliche Mädchen zum letztenmal gesehen habe.

## 15.

Es würde unsere Leser ermüden, wollten wir sie von dem Prozeß des Juden Säß noch länger unterhalten. Es ging damals wie ein Lauffeuer durch alle Länder und wird da und dort noch heute erwähnt, daß am vierten Februar 1738 die Württemberger ihren Finanzminister wegen allzugewagter Finanzoperationen aufgehängt haben. Sie hingen ihn an einen ungeheuern Galgen von Eisen in einem eisernen Käfig auf. Im Dekret des Herzog Administrators heißt es: „Ihme zu wohlverdienter Straff, jedermänniglich aber zum abschentlichen Exempel.“

Beides, die Art, wie dieser unglückliche Mann mit Württemberg verfahren konnte, und seine Strafe sind gleich auffallend und unbegreiflich zu einer Zeit, wo man schon längst die Anfänge der Civilisation und Aufklärung hinter sich gelassen, wo die Blüthe der französischen Litteratur mit unwiderstehlicher Gewalt den gebildeteren Theil Europa's aufwärts riß.

Man wäre versucht, das damalige Württemberg der schändlichsten Barbarei anzulagen, wenn nicht ein Umstand einträte, den Männer, die zu jener Zeit gelebt haben, oft wiederholen, und der, wenn er auch nicht die That rechtfertigt, doch ihre Nothwendigkeit darzuthun scheint. „Er mußte,“ sagen sie, „nicht sowohl für seine eigenen schweren Verbrechen, als für die Schandthaten und Pläne mächtiger Männer am Galgen sterben.“ Verwandtschaften, Ansehen, heimliche Versprechungen retteten die Andern, den Juden — konnte und mochte Niemand retten, und so schrieb man, wie sich der alte Landschaftsconsulent Landel ausdrückte, „was die Uebrigen vergehrt hatten, auf seine Leiche.“ Es sind seitdem neunzig Jahre verfloßen, und wir wissen nicht, ob damals der schändliche Tod dieses Mannes die Gemüther über alles Frühere beruhigte und befriedigte. Ein Edikt des Administrators wenigstens scheint es nicht ganz zu beweisen, denn er sah sich genöthigt, zu verordnen: „daß die Unterthanen alle widrigen Nachrichten und ungleichen Urtheile über den hochseligen Herrn, bei Strafe und Ahndung, vermeiden, und denselben im schuldigen-respektvollsten Andenten halten sollen.“

Der alte Landel that das Letztere auch ohne dies Edikt, denn so oft der Name Karl Alexanders genannt wurde, lästete er mit besorgter Miene sein Nützchen und sagte: „Gott habe ihn selig!“ Er folgte auch dem hochseligen Herrn noch unter der Vormundschaft Rudolphi von Neustadt. Man sagt, sein Sohn habe nie wieder gelächelt, und selbst Schwager Keelzingen konnte ihm mit den herrlichsten Späßen keine heitere Miene abgewinnen. Noch Anno 93 sah man ihn als einen hohen, mageren Greis an einem Stod über die Straße schreiten;

seine Miene war ernst und düster, aber sein Auge konnte zuweilen weich und theilnehmend sein. Er hat nie geheirathet, und die Sage ging damals, daß er nur einmal, und ein unglückliches Mädchen geliebt habe, das ihren Tod im Nedar freiwillig fand. Männer, die ihn gekannt haben, versichern, daß er gewöhnlich kalt und verschlossen, dennoch sehr interessant in der Unterhaltung gewesen sei, wenn man ihn auf gewisse metaphysische Untersuchungen brachte, mit welchen er sich in seinem hohen Alter hauptsächlich beschäftigte. Er starb, betrauert von Vielen, die ihn und sein Schicksal kannten, und beweint von den Armen und Unglücklichen. Mein Großvater pflegte von ihm zu sagen: „Es war einer von jenen Menschen, die, wenn sie einmal recht unglücklich gewesen sind, sich nicht mehr an das Glück gewöhnen können.“





# Die Bettlerin vom Pont des Arts.



## 1.

Wer im Jahr 1824 Abends hie und da in den Gasthof zum König von England in Stuttgart kam, oder Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr in den Anlagen auf dem breiten Wege promenirte, muß sich, wenn anders sein Gedächtniß nicht zu kurz ist, noch einiger Gestalten erinnern, die damals jedes Auge auf sich zogen. Es waren nämlich zwei Männer, die ganz und gar nicht unter die gewöhnlichen Stuttgarter Trutzgäste oder Anlagenspaziergänger paßten, sondern eher auf den Prado zu Madrid, oder in ein Café zu Lissabon oder Sevilla zu gehören schienen. Denket euch einen ältlichen, großen, hageren Mann mit schwärzlichgrauen Haaren, tiefen, brennenden Augen von dunkelbrauner Farbe, mit einer kühngebogenen Nase und feinem, eingepreßtem Mund. Er geht langsam, stolz und aufrecht. In seinen schwarzseidenen Beinleidern und Strümpfen, zu den großen Rosen auf den Schuhen und den breiten Schnallen am Kniegürtel, zu dem langen, dünnen Degen an der Seite, zu dem hohen, etwas zugespitzten Hut mit breitem Rande, schief an die Stirne gedrückt, wünschet ihr, wenn euch nur einigermaßen Phantasie innewohnt, ein kurzes, geschlitztes Wamms und einen spanischen Mantel, statt des schwarzen Fracks, den der Alte umgelegt hat.

Und der Diener, der ihm eben so stolzen Schrittes folgt, erinnert er nicht durch das spitzbärtige, dummdreiste Gesicht, durch die fremdartige, grelle Kleidung, durch das ungenirte Wesen, womit er um sich schaut, Alles angafft und doch nichts bewundert, an jene Diener im spanischen Lustspiel, die ihrem Herrn wie ein Schatten tren, an Bildung tief unter ihm, an Stolz neben ihm, an List und Schlaupheit über ihm

stehen? Unter dem Arm trägt er seines Gebieters Sonnenschirm und Regenmantel, in der Hand eine silberne Bäckse mit Cigarren und eine Lnute.

Wer blieb nicht stehen, wenn diese Beiden langsam durch die Promenade wandelten, um ihnen nachzusehen? Es war aber bekanntlich Niemand anders, als Don Pedro de San Montanjo Ligez, der Hanshofmeister des Prinzen von P., der sich zu jener Zeit in Stuttgart aufhielt, und Diego, sein Diener.

Wie es oft zu gehen pflegt, daß nur ein kleines, geringes Ereigniß dazu gehört, einen Menschen berühmt und auffallend zu machen, so geschah dies auch mit dem jungen Fröben, der schon seit einem halben Jahr (so lange mochte er sich wohl in Stuttgart aufhalten) alle Tage Schlag zwei Uhr durch das Schloßportal in die Anlagen trat, dreimal um den See und fünfmal den breiten Weg auf- und niederging, an allen den glänzenden Equipagen, schönen Fräulein, an einer Masse von Direktoren, Räten und Lieutenants vorüberkam und von Niemand beachtet wurde, denn er sah aus wie ein ganz gewöhnlicher Mensch von etwa achtundzwanzig bis dreißig Jahren. Seitdem er aber eines Nachmittags im breiten Weg auf Don Pedro gestoßen, solcher ihn gar freundlich begrüßt, seinen Arm traulich in den seinigen geschoben hatte und mit ihm einigemal, eifrig sprechend, auf- und abspaziert war, seitdem betrachtete man ihn neugierig, sogar mit einer gewissen Achtung; denn der stolze Spanier, der sonst mit Niemand sprach, hatte ihn mit auffallender Aestimation behandelt.

Die schönsten Fräulein fanden jetzt, daß er gar kein übles Gesicht habe, ja es liege sogar etwas Interessantes, überaus Anziehendes darin, was man in den Anlagen eben nicht häufig sehe; die Direktoren und allerlei Räte fragten: „Wer der junge Mann wohl sein könnte?“ und nur einige Lieutenants konnten Auskunft geben, daß er hie und da im Museum Beesteeats speise, seit einem halben Jahre in der Schloßstraße wohne, und einen schönen Meßlenburger reite, so ihm eigen angehörig. Sie setzten noch Vieles über die Vortrefflichkeit dieses Pferdes hinzu, wie es gebaut, von welcher Farbe, wie alt es sei, was es wohl kosten

könnte, und kamen so auf die Pferde überhaupt zu sprechen, was sehr lehrreich zu hören gewesen sein soll.

Den jungen Fröben aber sah man seit dieser Zeit öfter in Gesellschaft Don Petro's, und gewöhnlich fand er sich Abends im Adlig von England ein, wo er, etwas entfernt von andern Gästen, bei dem Sennor saß und mit ihm sprach. Diego aber stand hinter dem Stuhl seines Herrn und bediente beide fleißig mit Xeres und Cigarren. Niemand konnte eigentlich begreifen, wie die beiden Herren zusammengekommen, oder welches Interesse sie an einander fanden. Man rieth hin und her, machte kühne Conjecturen, und am Ende hätte doch der junge Mann selbst den besten Aufschluß darüber geben können, wenn ihn nur Einer gefragt hätte.

## 2.

Und war es denn nicht die schöne Gallerie der Brüder Boisferée und Bertram, wo sie sich zuerst fanden und erkannten? Diese gaffreien Männer hatten dem jungen Manne erlaubt, ihre Bilder so oft zu besuchen als er immer wollte; und er that dies, wenn er nur immer in der Mittagsstunde, wo die Gallerie geöffnet wurde, kommen konnte. Es mochte regnen oder schneien, das Wetter mochte zu den herrlichsten Ausflügen in die Gegend loden, er kam; er sah oft recht krank aus und kam dennoch. Man würde aber unbilligerweise den Kunstinn des Herrn von Fröben zu hoch anschlagen, wenn man etwa glaubte; er habe die herrlichen Bilder der alten Niederländer studirt oder nachgezeichnet. Nein, er kam leise in die Thüre, grüßte schweigend und ging in ein entferntes Zimmer, vor ein Bild, das er lange betrachtete; und eben so still verließ er wieder die Gallerie. Die Eigenthümer dachten zu zart, als daß sie ihn über seine wunderliche Vorliebe für das Bild befragt hätten; aber auch ihnen mußte es natürlich aufgefallen sein, denn oft, wenn er herausging, konnte er nur schlecht die Thränen verbergen, die ihm im Auge quollen.

Großen historischen, oder bedeutenden Kunstwerth hatte das Bild-

hen nicht. Es stellte eine Dame in halb spanischer, halb altdeutscher Tracht vor. Ein freundliches, blühendes Gesicht mit klaren, liebevollen Augen, mit feinem, zierlichem Mund und zartem rundem Kinn trat sehr lebendig aus dem Hintergrund hervor. Die schöne Stirne umzog reiches Haar und ein kleiner Hut, mit weißen buschigen Federn geschmückt, der etwas schalkhaft zur Seite saß. Das Gewand, das nur den schönen zierlichen Hals frei ließ, war mit schweren goldenen Ketten umhängt und zeugte eben so sehr von der Sittsamkeit als dem hohen Stand der Dame.

„Am Ende ist er wohl in das Bild verliebt,“ dachte man, „wie Kalaf in das der Prinzessin Lurandot, ob schon mit ungleich geringerer Hoffnung, denn das Bild ist wohl dreihundert Jahre alt und das Original nicht mehr unter den Lebenden.“

Nach einiger Zeit schien aber Fröben nicht mehr der einzige Anbeter des Bildes zu sein. Der Prinz von P. hatte eines Tages mit seinem Gefolge die Gallerie besucht. Don Pedro, der Haushofmeister, hatte die umherschreitende Schaar der Zuschauer verlassen und besah sich die Gemälde, einsam von Zimmer zu Zimmer wandelnd; doch wie vom Blitz gerührt, mit einem Ausruf des Erstaunens, war er vor dem Bild jener Dame stehen geblieben. Als der Prinz die Gallerie verließ, suchte man den Haushofmeister lange vergebens. Endlich fand man ihn, mit überschlagenen Armen, die feurigen Augen halb zugedrückt, den Mund eingepreßt, in tiefer Betrachtung vor dem Bilde.

Man erinnerte ihn, daß der Prinz bereits die Treppe hinabsteige, doch der alte Mann schien in diesem Augenblicke nur für eines Sinn zu haben. Er fragte: „Wie dies Bild hieher gekommen sei?“ Man sagte ihm, daß es von einem berühmten Meister vor mehreren hundert Jahren gefertigt und durch Zufall in die Hände der jetzigen Eigenthümer gekommen sei.

„O Gott, nein!“ antwortete er, „das Bild ist neu, nicht hundert Jahre alt; woher, sagen Sie, woher? O, ich beschwöre Sie, wo kann ich sie finden?“

Der Mann war alt und sah zu ehrwürdig aus, als daß man diesen Ausbruch des Gefühls hätte lächerlich finden können; doch als er dieselbe Behauptung wieder hörte, daß das Bild alt und wahrscheinlich von Lukas Cranach gemalt sei, da schüttelte er bedenklich den Kopf.

„Meine Herren,“ sprach er und legte betheuernd die Hand aufs Herz, „meine Herren, Don Pedro de San Montanjo Ligez hält Sie für ehrenwerthe Leute. Sie sind nicht Gemäldeverkäufer und wollen mit dies Bild nicht als alt verkaufen, ich darf durch Ihre Güte diese Bilder sehen, und Sie genießen die Achtung dieser Provinz. Aber es müßte mich Alles täuschen oder — ich kenne die Dame, die jenes Bild vorstellt.“

Mit diesen Worten schritt er, ehrerbietig grüßend, aus dem Zimmer.

„Wahrhaftig!“ sagte einer der Eigenthümer der Gallerie, „wenn wir nicht so genau wüßten, von wem dieses Bild gemalt ist, wann und wie es in unsern Besitz kam, und welche lange Reihe von Jahren es vorher in K. hing, man wäre versucht, an dieser Dame irre zu werden. Scheint nicht selbst den jungen Fröbden irgend eine Erinnerung beinahe täglich vor dieses Bild zu treiben, und dieser alte Don, blickte nicht ein jugendliches Feuer aus seinen Augen, als er gestand, daß er die Donna kenne, die hier gemalt ist? Sonderbar, wie oft die Einbildung ganz vernünftigen Menschen mitspielt; und mich müßte Alles täuschen, wenn der Spanier zum letztenmal hier gewesen wäre.“

### 3.

Und es traf ein; kaum war die Gallerie am folgenden Vormittag geöffnet worden, trat auch schon Don Pedro de San Montanjo Ligez festem, erhabenen Schrittes ein und strich an der langen Bilderreihe vorüber nach jenem Zimmer hin, wo die Dame mit dem Federhute aufgestellt war. Es verdros ihn, daß der Platz vor dem Bilde schon besetzt war, daß er es nicht allein und einsam, Zug für Zug mustern konnte, wie er so gerne gethan hätte. Ein junger Mann stand davor, blickte es

Lange an, trat an ein Fenster, sah hinaus nach dem Fluge der Wolken und trat dann wieder zu dem Bilde. Es verdroß den alten Herrn etwas; doch — er mußte sich gedulden.

Er machte sich an andern Bildern zu schaffen, aber erfüllt von dem Gedanken an die Dame, drehte er alle Augenblicke den Kopf um, um zu sehen, ob der junge Herr noch immer nicht gewichen sei, aber er stand wie eine Mauer, er schien in Betrachtung versunken. Der Spanier hustete, um ihn aus den langen Träumen zu wecken; Jener träumte fort; er scharrte etwas wenigens mit dem Fuß auf dem Boden, der junge Mann sah sich um, aber sein schönes Auge streifte flüchtig an dem alten Herrn vorüber und hastete dann von Neuem auf dem Gemälde.

„San Pedro! San Jago di Compostella!“ murmelte der Alte, „welch' langweiliger, alberner Dilettante!“ Unmuthig verließ er das Zimmer und die Gallerie, denn er fühlte, heute sei ihm schon aller Genuß benommen durch Verdruß und Aerger. Hätte er doch lieber gewartet! Den Tag nachher war die Gallerie geschlossen, und so mußte er sich achtundvierzig lange Stunden gedulden, bis er wieder zu dem Gemälde gehen konnte, das ihn in so hohem Grade interessirte. Noch ehe die Glocken der Stiftskirche völlig zwölf Uhr geschlagen, stieg er mit ankündiger Eile die Treppe hinauf, hinein in die Gallerie, dem wohlbekanntem Zimmer zu, und getroffen; er war der Erste, war allein, konnte einsam betrachten.

Er schaute die Dame lange mit unverwandten Blicken an, sein Auge füllte nach und nach eine Thräne, er fuhr mit der Hand über die grauen Wimpern: „O Laura!“ flüsterte er leise. Da thute ganz vernehmlich ein Seufzer an seine Ohren, er wandte sich erschrocken um, der junge Mann von vorgestern stand wieder hier und blickte auf das Bild. Verdrießlich, sich unterbrochen zu sehen, nickte er mit dem Haupt ein flüchtiges Compliment, der junge Mann dankte etwas freundlicher, aber nicht minder stolz als der Spanier. Auch diesmal wollte der Letztere den überflüssigen Nachbar abwarten; aber vergeblich, er sah zu seinem Schrecken, wie Jener sogar einen Stuhl nahm, sich einige



Schritte vor dem Gemälde niedersehte, um es mit gebührender Muße und Bequemlichkeit zu betrachten.

„Der Ged,“ murmelte Don Pedro, „ich glaube gar, er will mein graues Haar verhöhen.“ Er verließ, noch unruhiger als ehe-  
gestern, das Gemach.

Im Vorsaal stieß er auf einen Eigenthümer der Gallerie; er sagte ihm herzlichsten Dank für den Genuß, den ihm die Sammlung bereitere, konnte sich aber nicht enthalten, über den jungen Rubensdrer sich etwas zu beklagen. „Herr B.“ sagte er, „Sie haben vielleicht bemerkt, daß vorzüglich eines Ihrer Bilder mich anzog; es interessiert mich unendlich, es hat eine Bedeutung für mich, die — ich Ihnen nicht ausdrücken kann. Ich kam, so oft Sie es vergönnten, um das Bild zu sehen, freute mich recht, es ungestört zu sehen, weil doch gewöhnlich die Menge nicht lange dort verweilt, und — denken Sie sich, da hat es mir ein junger, böser Mensch abgelauscht, und kommt, so oft ich komme, und bleibt, mir zum Troste bleibt er stundenlang vor diesem Bilde, das ihn doch gar nichts angeht!“

Herr B. lächelte; denn recht wohl konnte er sich denken, wer den alten Herrn gestört haben mochte. „Das Letztere möchte ich denn doch nicht behaupten,“ antwortete er; „das Bild scheint den jungen Mann ebenfalls nahe anzugehen, denn es ist nicht das erste Mal, daß er es so lange betrachtet.“

„Wie so? Wer ist der Mensch?“

„Es ist ein Herr von Fröben,“ fuhr Jener fort, „der sich seit fünf, sechs Monaten hier aufhält, und seit er das erste Mal jenes Bild gesehen, eben jene Dame mit dem Federhut, das auch Sie besuchen, kommt er alle Tage regelmäßig zu dieser Stunde, um das Bild zu betrachten. Sie sehen also zum wenigsten, daß er Interesse an dem Bilde nehmen muß, da er es schon so lange besucht.“

„Herr! Sechs Monate?“ rief der Alte. „Nein, dem habe ich bitter Unrecht gethan in meinem Herzen, Gott mag es mir verzeihen!

Ich glaube gar, ich habe ihn unhöflich behandelt im Unmuth. Und ist ein Cavalier, sagen Sie? Rein, man soll von Pedro de Ligez nicht sagen können, daß er einen fremden Mann unhöflich behandelte. Ich bitte, sagen Sie ihm — doch lassen Sie das, ich werde ihn wieder treffen und mit ihm sprechen.“

## 4.

Als er den andern Tag sich wieder einsand und Fröben schon vor dem Gemälde traf, trat er auch hingu mit recht freundlichem Gesicht; als aber der junge Mann ehrerbietig auf die Seite wich, um dem alten Herrn den bessern Platz einzuräumen, verbengte sich dieser höflich grüßend und sprach: „Wenn ich nicht irre, Senor, so hab' ich Sie schon mehrere Male vor diesem Gemälde verweilen sehen. — Da geht es Ihnen wohl gleich mir; auch mir ist dieses Bild sehr interessant, und ich kann es nie genug betrachten.“

Fröben war überrascht durch diese Anekdote; auch ihm waren die Besuche des Alten vor dem Bilde aufgefallen; er hatte erfahren, wer Jener sei, und nach der steifen, kalten Begräfung von gestern war er dieser freundlichen Anekdote nicht gewärtig. „Ich gestehe, mein Herr!“ erwiderte er nach einigem Zögern, „dieses Bild zieht mich vor allen andern an; denn — weil — es liegt etwas in diesem Gemälde, das für mich von Bedeutung ist.“ — Der Alte sah ihn fragend an, als genüge ihm diese Antwort nicht völlig, und Fröben fuhr gefasster fort: „Es ist wunderbar mit Kunstwerken, besonders mit Gemälden. Es gehen an einem Bilde oft Tausende vorüber, finden die Zeichnung richtig, geben dem Colorit ihren Beifall, aber es spricht sie nicht tiefer an, während einem Einzelnen aus solch' einem Bilde eine tiefere Bedeutung aufgeht; er bleibt gefesselt stehen, kann sich kaum losreißen von dem Anblick, er kehrt wieder und immer wieder, von Neuem zu betrachten.“

„Sie können Recht haben,“ sagte der Alte nachdenkend, indem er auf das Gemälde schaute, „aber — ich denke, es ließe sich dies

nur von größeren Compositionen sagen, von Gemälden, in welche der Maler eine tiefere Idee legte. Es gehen Viele vorüber, bis die Bedeutung endlich Einem aufgeht, der dann den tiefen Sinn des Künstlers bewundert. Aber sollte man dies von solchen Köpfen behaupten können?"

Der junge Mann erröthete. „Und warum nicht?“ fragte er lächelnd. „Die schönen Formen dieses Gesichtes, die edle Stirne, dieses kühnende Auge, dieser holde Mund, hat sie der Künstler nicht mit tiefem Geiste geschaffen, liegt nicht etwas so Anziehendes in diesen Zügen, daß —“

„O bitte, bitte,“ unterbrach ihn der Alte gütig abwehrend; „es war allerdings eine recht hübsche Person, die dem Künstler gefessen, die Familie hat schöne Frauen.“

„Wie? welche Familie?“ rief der Jüngling erstaunt, er zweifelte an dem gefunden Verstand des Alten, und doch schienen ihn seine Worte aufs Höchste zu spannen. „Dies Bild ist wohl reine Phantasie, mein Herr, ist zum wenigsten mehrere hundert Jahre alt!“

„Also glauben Sie das Märchen auch?“ flüsterte der Alte; „unter uns gesagt, diesmal wurde der Scharfblick der Eigenthümer doch getäuscht; ich kenne ja die Dame.“

„Um Gotteswillen, Sie kennen sie? wo ist sie jetzt? wie heißt sie?“ sprach Fröden heftig bewegt, indem er die Hand des Spaniers faßte.

„Sage ich lieber, ich habe sie gekannt,“ antwortete dieser mit zitternder Stimme, indem er das feuchte Auge zu der Dame ansschlug. „Ja, ich habe sie gekannt, in Valencia vor zwanzig Jahren; eine lange Zeit! Es ist Niemand anders, als Donna Laura Tortosi.“

„Zwanzig Jahre!“ wiederholte der junge Mann traurig und niedergeschlagen. „Zwanzig Jahre, nein, sie ist es nicht!“

„Sie ist es nicht?“ fuhr Don Pedro hitzig auf. „Nicht, sagen Sie? So können Sie glauben, ein Maler habe diese Züge aus seinem Hirn zusammengespinnelt? Doch ich will nicht ungerecht sein, es war wohl ein tüchtiger Mann, der sie malte, denn seine Farben sind wahr und tren, tren und frisch, wie das blühende Leben. Aber glauben

Sie, daß ein solcher Künstler aus seiner Phantasie nicht ein ganz anderes Bild erschafft? Finden Sie nicht, ohne die Familie Tortoff zu kennen, daß diese Dame offenbar Familiendehnlichkeit haben müsse, Familienzüge, bestimmt und klar von der Natur ausgesprochen, Züge, wie man sie nie in Gemälden der Phantasie, sondern nur bei guten Portraits findet? Es ist ein Portrait, sag' ich Ihnen, Sennor, und bei Gott kein anderes, als das der Donna Laura, wie ich sie vor zwanzig Jahren gesehen in dem lieblichen Valencia."

„Mein verehrter Herr,“ erwiderte ihm Fröben, „es gibt Aehnlichkeiten, täuschende Aehnlichkeiten; man glaubt oft einen Freund sprechend getroffen zu sehen, nur in sonderbarem, veraltetem Costüm, und wenn man fragt, ist es sein Urahn aus dem dreißigjährigen Kriege, oder überdies gar noch ein Fremder. Ich gebe auch zu, daß dieses Bild sogenannte Familienzüge trage, daß es der lebenswürdigen Donna Laura gleiche, aber dieses Bild, dieses ist alt, und so viel weiß man wenigstens aus Registern und Kirchenbüchern, daß es in der Magdalenenkirche zu L. schon seit hundert und fünfzig Jahren hing, durch zufällige Stiftung, nicht auf Bestellung in die Kirche kam, und nach allen Anzeigen von dem deutschen Maler Lukas Cranach gefertigt wurde.“

„So hole der lebendige Satan meine Augen!“ rief Don Pedro ärgerlich, indem er aufsprang und seinen Hut nahm. „Ein Blendwerk der Hölle ist's, sie will mich in meinen alten Tagen noch einmal durch dies Gemälde in Wehmuth und Gram versetzen.“ Thränen standen dem alten Mann in den Augen, als er mit hastigen, drohenden Schritten die Gallerie verließ.

## 5.

Aber dennoch war er auch jetzt nicht zum letztenmal da gewesen. Fröben und er sahen sich noch oft vor dem Bilde, und der Alte gewann den jungen Mann durch sein bescheidenes, aber bestimmtes Urtheil, durch seine lebenswürdige Offenheit, durch sein ganzes Wesen, das seine Erziehung, treffliche Kenntnisse und einen für diese Jahre

seltenen Lakt verrieth, immer lieber. Der Alte war fremd in dieser Stadt, er fühlte sich einsam, dennoch war er der Welt nicht so sehr abgestorben, daß er nicht hin und wieder einen Menschen hätte sprechen mögen. So kam es, daß er sich unvermerkt näher an den jungen Fröben anschloß; zog ihn ja dieser auch dadurch so nubefchreiblich an, daß er ein theures Gefühl mit ihm theilte, nämlich die Liebe zu jenem Bilde.

So kam es, daß er den jungen Mann auf dem Spaziergang gerne begleitete, daß er ihn oft einlud, ihm Abends Gesellschaft zu leisten. Eines Abends, als der Speisesaal im König von England angewöhnlich gefüllt war und rings um die Beiden fremde Gäste saßen, so daß sie sich im traulichen Gespräche gehindert fühlten, sprach Don Pedro zu seinem jungen Freund: „Sennor, wenn Ihr anders diesen Abend nicht einer Dame versprochen habt, vor ihrem Sitter mit der Laute zu erscheinen, oder wegen Euch nicht sonst ein Versprechen hindert, so möchte ich Euch einladen, eine Flasche ächten Ximenes mit mir anzustechen auf meinem Gemach.“

„Sie ehren mich unendlich,“ antwortete Fröben, „mich bindet kein Versprechen, denn ich kenne hier keine Dame; auch ist es hiesigen Orts nicht Sitte, Abends die Laute zu schlagen auf der Straße, oder sich mit der Geliebten am Fenster zu unterhalten. Mit Vergnügen werde ich Sie begleiten.“

„Gut; so geduldet Euch hier noch eine Minute, bis ich mit Diego die Einrichtung gemacht; ich werde Euch rufen lassen.“

Der Alte hatte diese Einladung mit einer Art von Feierlichkeit gesprochen, die Fröben sonderbar auffiel. Jetzt erst entsann er sich auch, daß er noch nie auf Don Pedro's Zimmer gewesen, denn immer hatten sie sich in dem allgemeinen Speisesaal des Gasthofs getroffen. Doch aus Allem zusammen glaubte er schließen zu müssen, daß es eine besondere Höflichkeit sei, die ihm der Spanier durch diese Einführung bei sich erzeigen wolle. Nach einer Viertelstunde erschien Diego mit zwei silbernen Armleuchtern, neigte sich ehrerbietig vor dem jungen Mann

und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Fróben folgte ihm und bemerkte, als er durch den Saal ging, daß alle Trinkgäste ihm neugierig nachschauten und die Köpfe zusammenstreckten. Im ersten Stock machte Diego eine Flügelthüre auf und winkte dem Gast einzutreten. Ueberrascht blieb dieser auf der Schwelle stehen. Sein alter Freund hatte den Frack abgelegt, ein schwarzes, geschlihtes Wamms mit rothen Buffen angezogen, und einen langen Degen mit goldenem Griff umgeschwallelt; ein dunkelrother Mantillo fiel ihm über die Schultern. Feierlich schritt er seinem Gast entgegen, und streckte seine bürre Hand aus den reichen Manschetten hervor, ihn zu begrüßen: „Seid mir herzlich willkommen, Don Fróbenio,“ sprach er, „klopfet Euch nicht an diesem prunklosen Gemach; auf Reisen, wie Ihr wißt, sagt sich nicht Alles wie zu Hause. Weicher allerdings geht es sich in meinem Saale zu Lissabon, und meine Divans sind ächt maurische Arbeit; doch sehet Euch immer zu mir auf dies schmale Ding, Sopha genannt, ist doch der Wein des Herrn Schwaderer ächt und gut; seht Euch!“

Er führte unter diesen Worten den jungen Mann zu einem Sopha; der Tisch vor diesem war mit Confituren und Wein besetzt; Diego schenkte ein und brachte Zandstod und Cigarren.

„Schon lange,“ hub dann Don Pedro an, „schon lange hätte ich gerne einmal so recht vertraulich zu Euch gesprochen, Don Fróbenio, wenn Ihr anders mein Vertrauen nicht gering achtet. Sehet, wenn wir uns oft zur Mittagsstunde vor Laura's Bildniß trafen, da habe ich Euch, wenn Ihr so recht versunken waret in Anschauung, aufmerksam betrachtet, und, vergebt mir, wenn meine alten Augen einen Diebstahl an Euren Augen begingen, ich bemerkte, daß der Gegenstand dieses Gemäldes noch höheres Interesse für Euch haben müsse, und eine tiefere Bedeutung, als Ihr mir bisher gestanden.“

Fróben erröthete; der Alte sah ihn so scharf und durchdringend an, als wollte er im innersten Grund seiner Seele lesen. „Es ist wahr,“ antwortete er, „dieses Bild hat eine tiefe Bedeutung für mich, und Sie haben recht gesehen, wenn Sie glauben, es sei nicht das

Kunstwerk, was mich interessire, sondern der Gegenstand des Gemäldes. Ach, es erinnert mich an den sonderbarsten, aber glücklichsten Moment meines Lebens! Sie werden lächeln, wenn ich Ihnen sage, daß ich einst ein Mädchen sah, das mit diesem Bild täuschende Ähnlichkeit hatte; ich sah sie nur einmal und nie wieder, und darum gehört es zu meinem Glück, wenigstens Ihre holden Züge in diesem Gemälde wieder aufzusuchen."

"O Gott! das ist ja auch mein Fall!" rief Don Pedro.

"Doch lachen werden Sie," fuhr Fróben fort, "wenn ich gestehe, daß ich nur von einem Theil des Gesichtes dieser Dame sprechen kann. Ich weiß nicht, ist sie blond oder braun, ist ihre Stirne hoch oder nieder, ist ihr Auge blau oder dunkel, ich weiß es nicht! Aber diese zierliche Nase, dieser liebliche Mund, diese zarten Wangen, dieses weiche Kinn finde ich auf dem geliebten Bilde, wie ich es im Leben geschaut!"

"Sonderbar! — und diese Formen, die sich dem Gedächtniß weniger tief einzudrücken pflegen, als Auge, Stirn und Haar, diese sollten, nachdem Ihr nur einmal sie gesehen, so lebhaft in Eurer Seele stehen?"

"O Don Pedro!" sprach der Jüngling bewegt, "einen Mund, den man einmal geküßt hat, einen solchen Mund vergißt man so leicht nicht wieder. Doch, ich will erzählen, wie es mir damit ergangen." —

"Halt ein, kein Wort!" unterbrach ihn der Spanier. "Ihr würdet mich für sehr schlecht erzogen halten müssen, wollte ich einem Cavalier sein Geheimniß entlocken, ohne ihm das meine zuvor als Pfand gegeben zu haben. Ich will Euch erzählen von der Dame, die ich in jenem sonderbaren Bild erkannte, und wenn Ihr mich dann Eures Vertrauens würdig achtet, so möget Ihr mir mit Eurer Geschichte vergelten. Doch, Ihr trinkt ja gar nicht; es ist echter, spanischer Wein, und ihn müßt Ihr trinken, wenn Ihr mit mir Valencia besuchen wollt.

Sie tranken von dem begeisterten Kimenes und der Alte hub an:

## 6.

„Sennor, ich bin in Granada geboren. Mein Vater commandirte ein Regiment, und er und meine Mutter stammten aus den ältesten Familien dieses Königreichs. Ich wurde im Christenthum und allen Wissenschaften erzogen, die einen Edelmann zieren, und mein Vater bestimmte mich, als ich zwanzig Jahre alt und gut gewachsen war, zum Soldaten. Aber er war ein Mann streng und ohne Rücksicht im Dienste, und weil er die Zärtlichkeit meiner Mutter für mich kannte und fürchtete, sie möchte ihn oft verhindern, mich meine Pflicht gehörig vollbringen zu machen, beschloß er, mich zu einem andern Regiment zu schicken, und seine Wahl fiel auf Pampeluna, wo mein Oheim commandirte. Ich lernte dort den Dienst sorgfältig und genau, und brachte es in den folgenden zehn Jahren bis zum Capitän. Als ich dreißig alt war, wurde mein Oheim nach Valencia versetzt. Er hatte Einfluß und wußte zu bewirken, daß ich ihm schon nach einem halben Jahr als Adjutant folgen konnte. Als ich aber in Valencia ankam, hatte sich in meines Oheims Hauswesen vieles geändert. Er war schon längst, noch in Pampeluna, Wittwer geworden. In Valencia hatte er eine reiche Wittwe kennen gelernt und sie einige Wochen früher, als ich bei ihm eintraf, geheirathet. Sie können denken, wie ich überrascht war, als er mir eine ältliche Dame vorstellte und sie seine Gemahlin nannte; meine Ueberraschung stieg aber und gewann an Freude, als er auch ein Mädchen, schön wie der Tag, herbeiführte, und sie seine Tochter Laura, meine Cousine, nannte. Ich hatte bis zu jenem Tage nicht geliebt, und meine Kameraden hatten mich oft deshalb Pedro el pedro (den steinernen Pedro) genannt; aber dieser Stein zerschmolz wie Wachs von den feurigen Blicken Lauras.

„Ihr habt sie gesehen, Don Fróbenio, jenes Bild gibt ihre himmlischen Züge wieder, wenn es anders einem irdischen Künstler möglich ist, die wundervollen Werke der Natur zu erreichen. Ach, gerade so trug sie ihr Haar, so muthig wie auf jenem Gemälde hatte sie das



Stützen mit den wallenden Federn aufgesetzt, und wenn sie ihr dunkles Auge unter den langen Wimpern aufschlug, so war es, als ob die Pforten des Himmels sich öffneten und ein leuchtender Engel freundlich herab grüßte.

„Meine Liebe, Sennor, war eine freudige; ich konnte ja täglich um sie sein; jene Schranken, die in meinem Vaterlande gewöhnlich die Liebenden trennen und die Liebe schmerzlich, ängstlich, gramvoll und verschlagen machen, jene Schranken trennten uns nicht. Und wenn ich in die Zukunft sah, wie lachend erschien sie mir! Mein Oheim liebte mich wie seinen Sohn; verstand ich seine Winke recht, so schien es ihm nicht unangenehm, wenn ich mich um seine Tochter bewerbe; und von meinem Vater konnte ich kein Hinderniß erwarten, denn Laura stammte aus edlem Blute, und der Reichthum ihrer Mutter war bekannt. Wie mächtig meine Liebe war, könnt Ihr schon daraus sehen, daß ich da liebte, wo es so gänzlich ohne Noth und Jammer abging. Dem gewöhnlich entsteht die Liebe aus der angenehmen Bemerkung, daß man der Geliebten vielleicht nicht mißfallen habe; wie Feuer unter den Dachern fortzuschleicht und durch eine Mauer aufgehalten, plötzlich verzehrend nieder in das Haus und prasselnd auf zum Himmel schlägt, so die Liebe. Die kleine Neigung wächst. Die unüberwindlich schmelzenden Hindernisse spornen an; man glaubt eine Glut zu fühlen, die nur im Arme der Geliebten sich abkühlen kann. Man spricht die Dame am Gitter, man schickt ihr Briefe durch die Jofe, man malt im Traume und Wachen ihr Bild, ihre Gestalt so reizend sich vor, denn bisher sah man sie nicht anders als im Schleier und der vorhüllenden Mantilla. Endlich, sei es durch List oder Gewalt, fallen die Schranken. Man steigt herbei, fährt die Errungene zur Kirche und — bekehret sich nachher den Schatz etwas genauer. Wie auf dem schönen Wiesengrund, der nur ein Teppich ist über ein sumpfig Moorland gedeckt, wenn du wie auf feher Erde aufschreitest, deine Füße einsinken und Quellen aus der Tiefe rieseln, so hier. Alle Augenblicke zeigt sich eine neue Laune bei der Dame, alle Tage läßt sie Schleier und Mantilla ihres Herzens

(Gaußs Werks. I. 2ter Abdr.)

freier, und am Ende ständest du lieber wieder an dem Bitter, Liebesklagen zu singen, um — nie wieder zu kehren.“

## 7.

„Bei Gott, Ihr seid ein scharfer Kritiker,“ erwiderte Froben er-röthend; „es liegt in dem, was Ihr saget, etwas Wahres, aber ganz so? Nein, da müßte ja jener Bitterfunke, der zündend ins Herz schlägt, jener selige Augenblick, wo die Hälfte einer Minute zum Verständniß hinreicht, müßte lügen, und doch glaube ich an seine himmlische Abkunft. O, ist es mir denn besser ergangen?“

„Ich verstehe, was Ihr sagen wollt,“ sprach Don Pedro; „jener Moment ist himmlisch schön, aber er beruht gar oft auf bitterer Täuschung. Höret weiter. Mich reizten, mich hinderten keine Schranken, und dennoch liebte ich so warm als irgend ein junger Cavalier in Spanien. Das einzige Hinderniß konnte Lauras Herz sein, und — ihr Auge hatte mir ja schon oft gestanden, daß es dem meinigen gerne begegne. Alle jene kleinen Beweise meiner Zärtlichkeit, wie man sie in diesem Zustand gibt, nahm Donna Laura gütig auf, und nach einem Vierteljahre erlaubte sie mir, ihr meine Liebe zu gestehen. Die Eltern hatten die Sache längst bemerkt; mein Oheim gab mir seine Einwilligung und sagte, er habe für mich wegen guter Dienste, die ich geleistet, beim König um ein Majorpatent nachgesucht. Mit der Nachricht meines Steigens soll ich dem Vater meine Liebe gestehen und ihn um Einwilligung bitten. Ich gelobte es; ach, warum habe ich's gethan! Sollte man nicht immer einen Dämon hinter sich glauben, der uns das Glück wie ein schönes Spielzeug gibt, nur um es plötzlich zu zerbrechen?“

„Ich hatte bald nach der Gewißheit meines Glückes mit einem Hauptmann aus einem Schweizerregiment Bekanntschaft gemacht, den ich lieb gewann und täglich in mein Haus führte. Es war ein schöner blonder Jüngling, mit klaren, blauen Augen, von weißer Haut und rothen Wangen. Er hätte zu weich für einen Soldaten ausgesehen, wenn nicht berühmte Waffenthaten, die er ausgeführt, in Aller Munde

lebten. Um so gefährlicher war er für Frauen. Seine ganze Erscheinung war so neu in diesem Lande, wo die Sonne die Gesichter dunkel färbt, wo unter schwarzem Haar schwarze Augen blitzen; und wenn er von den Eisbergen, von dem ewigen Schnee seiner Heimath erzählte, so lauschte man gerne auf seine Rede, und manche Dame mochte schon den Versuch gemacht haben, das Eis seines Herzens zu schmelzen.

„Eines Morgens kam ein Freund zu mir, der um meine Liebe zu Laura wußte, und gab mir in allerlei geheimnißvollen Reden zu verstehen, ich möchte entweder auf der Hut sein, oder ohne das Majorspatent meine Base heirathen, indem sonst noch Manches sich ereignen könnte, was mir nicht angenehm wäre. Ich war betreten, forschte näher und erfuhr, daß Donna Laura bei einer verheiratheten Freundin hie und da mit einem Mann zusammentomme, der in einen Mantel verhüllt ins Haus schleiche. Ich entließ den Freund und dankte ihm. Ich glaubte nichts davon, aber ein Stachel von Eifersucht und Mißtrauen war in mir zurückgeblieben. Ich dachte nach über Lauras Betragen gegen mich, ich fand es unverändert; sie war hold, gütig gegen mich wie zuvor, ließ sich die Hand, wohl auch den schönen Mund küssen — aber dabei blieb es auch; denn jetzt erst fiel mir auf, wie kalt sie immer bei meiner Umarmung war, sie drückte mir die Hand nicht wieder, wenn ich sie drückte, sie gab mir keinen Kuß zurück.“

„Zweifel quälten mich, der Freund kam wieder, schärte durch bestimmtere Nachrichten das Feuer mächtiger an, und ich beschloß bei mir, die Schritte meiner Dame aufmerksamer zu bewachen. Wir spielten gewöhnlich zusammen, der Oheim, die Tante, meine schöne Base und ich. Am Abend des Tages, als mein Freund zum zweitenmal mich gewarnt, fragte die Tante bei Lische ihre Tochter, ob sie ihr Gesellschaft leisten werde auf dem Balkon?

„Sie antwortete, sie habe ihrer Freundin einen Besuch zugesagt. Unwillkürlich mochte ich sie dabei schärfer angesehen haben, denn sie schlug die Augen nieder und erröthete. Sie ging eine Stunde, ehe die Nacht einbrach, zu jener Dame. Als es dunkel wurde, schlich ich

mich an jenes Haus und hielt Wache; rasende Eifersucht kam über mich, als ich die Straße herauf, nahe an die Häuser gedrückt, eine verhüllte Gestalt schleichen sah. Ich stellte mich vor die Hausthüre, die Gestalt kam näher und wollte mich sanft auf die Seite schieben. Aber ich faßte sie am Gewand und sprach: „Sennor, wer Ihr auch seid, in diesem Augenblicke glaube ich einen Mann von Ehre vor mir zu haben, und bei Eurer Ehre fordere ich Euch auf, steht mir Rede!“

„Bei dem ersten Ton meiner Stimme sah ich ihn zusammenstrecken; er besann sich eine kleine Weile und entgegnete dann: „Was soll es?“

„Schwört mir bei Eurer Ehre,“ fuhr ich fort, „daß Ihr nicht wegen Donna Laura de Tortosi in dieses Haus geht.“

„Wer erüthet sich, mir über meine Schritte Rechenschaft abzufordern?“ rief er mit dumpfer verhellter Stimme. In seiner Aussprache merkte ich, daß er ein Fremder sein müsse; eine härtere Aeußerung ging in meiner Seele auf: Der Kapitän de San Montanso wagt es, antwortete ich und riß ihm, ehe er sich dessen versah, den Mantel vom Gesicht — es war mein Freund Lannusse, der Schweizer.

„Er stand da, wie ein Verbrecher, keines Wortes mächtig. Aber ich hatte meinen Degen blank gezogen, und sprachlos vor Wuth deutete ich ihm an, dasselbe zu thun. „Ich habe keine Waffen bei mir, als einen Dolch,“ erwiderte er. Schon war ich Willens, ihm ohne Zögern den Degen in den Leib zu rennen; aber als er so regungslos auf Alles gefaßt vor mir stand, konnte ich das Schreckliche nicht vollbringen. Ich behielt noch so viel Fassung, daß ich ihn bestimmte, am andern Morgen vor dem Thor der Stadt mir Rechenschaft zu geben. Die Thüre hielt ich besetzt; er sagte zu und ging.“

„Noch lange hielt ich Wache, bis endlich die Säufte für Laura gebracht wurde, bis ich sie einsteigen sah; dann folgte ich ihr langsam nach Hause. Die Qualen der Eifersucht ließen mich keinen Schlaf auf meinem Lager finden, und so hörte ich, wie sich um Mitternacht Schritte meiner Thüre näherten. Man pochte an; verwundert warf ich meinen

Mantel um und schloß auf; es war die alte Dienerin Lauras, die mir einen Brief übergab und eilends wieder davon ging.

„Sennor! Gott möge Euch vor einem ähnlichen Brief in Gnaden bewahren! Sie gestand mir, daß sie den Schweizer längst geliebt habe, als sie mich noch gar nicht kannte; daß sie aus Furcht vor dem Zorn ihrer Mutter, die alle Fremden hasse, ihn immer zurückgehalten, um sie zu werden; daß sie, von den Drohungen meiner Tante genöthigt, meine Anträge sich habe gefallen lassen. Sie nahm alle Schuld auf sich, sie schwor mit den heiligsten Eiden, daß Lannensee mir oft habe Alles geschehen wollen und nur durch ihr Flehen, durch ihre Furcht, nachher strenger verwahrt zu werden, sich habe zurückhalten lassen. Sie deutete mir ein schreckliches Geheimniß an, das die Ehre der Familie bedrohen werde, wenn ich ihr und dem Hauptmann nicht zur Flucht verhelfe. Sie beschwor mich, von meinem Streit abzustehen, denn wenn er falle, so bleibe ihr, seiner Gattin, nichts übrig, als sich das Leben zu nehmen. Sie schloß damit, meine Großmuth anzurufen, sie werde mich ewig achten, aber niemals lieben.

„Ihr werdet verstehen, daß ein solcher Brief, gleich kaltem Wasser, alle Flammen der Liebe löschen kann; er löschte sogar zum Theil meinen Zorn. Aber vergeben konnte ich es meiner Ehre nicht, daß ich betrogen war, darum stellte ich mich zur bestimmten Stunde auf dem Kampfplatz ein. Der Kapitän mochte tief fühlen, wie sehr er mich beleidigt; obgleich er ein besserer Fechter war, als ich, vertheidigte er sich nur, und nicht seine Schuld ist es, daß ich meine Hand hier zwischen Daumen und Zeigefinger in seinen Degen rannte, so daß ich außer Stand war, weiter zu fechten. Ich gab ihm, während ich verbunden wurde, Lauras Brief. Er las, er hat mich stehend, ihm zu vergeben; ich that es mit schwerem Herzen.

„Die Geschichte meiner Liebe ist zu Ende, Don Fröbenio, denn fünf Tage darauf war Donna Laura mit dem Schweizer verschwunden.“

„Und mit Ihrer Hülfe?“ fragte Fröben.

„Ich half so gut es ging. Freilich war der Schmerz meiner

Laute groß; aber in diesen Umständen war es besser, sie sah ihre Tochter nie wieder, als daß Unehre über das Haus kam.“

„Edler Mann! Wie unendlich viel muß Sie dies gekostet haben! Wahrhaftig, es war eine harte Prüfung.“

„Das war es,“ antwortete der Alte mit düsterem Lächeln. „Anfangs glaubte ich, diese Wunde werde nie vernarben; die Zeit thut viel, mein Freund! Ich habe sie nie wieder gesehen, nie von ihnen gehört, nur einmal nannten die Zeitungen den Obrist Lannensee als einen tapfern Mann, der unter den Truppen Napoleons in der Schlacht von Brienne dem Feinde langen Widerstand gethan habe. Ob es derselbe ist, ob Laura noch lebt, weiß ich nicht zu sagen.“

„Als ich aber in diese Stadt kam, jene Gallerie besuchte und nach zwanzig langen Jahren meine Laura wieder erblickte, ganz so, wie sie war in den Tagen ihrer Jugend, da brachen die alten Wunden wieder auf, und — nun Ihr wisset, daß ich sie täglich besuche.“

## 8.

Mit umständlicher Gravität, wie es dem Haushofmeister eines p...schen Prinzen, einem Mann aus altkastilischem Geschlechte, gezierte, hatte Don Pedro de San Montanjo Rigez seine Geschichte vorgetragen. Als er geendet, trank er einigen Xeres, lästete den Hut, strich sich über die Stirne und Kinn und sagte zu dem jungen Mann an seiner Seite: „was ich wenigen Menschen vertraut, habe ich Euch umständlich erzählt, Don Fróbenito, nicht um Euch zu locken, mir mit gleichem Vertrauen zu erwidern, obgleich Euer Geheimniß so sicher in meiner Brust ruhte, als der Staub der Könige von Spanien im Escorial! — Obgleich ich gespannt bin, zu wissen, inwiefern Euch jene Dame interessirt; — aber Neugier ziemt dem Alter nicht, und damit gut.“

Fróben dankte dem Alten für seine Mittheilung. „Mit Vergnügen werde ich Ihnen meinen kleinen Roman zum Besen geben,“ sagte er lächelnd, „er betrifft keiner Dame Geheimnisse und endet schon da, wo

andere anfangen. Aber wenn Sie erlauben, werde ich morgen erzählen, denn für heute möchte es wohl zu spät sein."

"Ganz nach Eurer Bequemlichkeit," erwiderte der Don, seine Hand drückend. "Euer Vertrauen werde ich zu ehren wissen." So schieden sie; der Spanier begleitete den jungen Mann höflich bis an die Schwelle seines Vorfaals, und Diego leuchtete ihm bis auf die Straße.

Nach seiner Gewohnheit ging Fröben den Tag nachher in die Gallerie; er stand lange vor dem Bilde, und wirklich dachte er an diesem Tage mehr an den Alten, als an die gemalte Dame; aber er wartete über eine Stunde — der Alte kam nicht. Er ging mit dem Schlag zwei Uhr in die Anlagen, ging langsamen Schrittes um den See, zog oft sein Fernglas und schaute die lange Promenade hinab, aber die ehrwürdige Gestalt seines alten Freundes wollte sich nicht zeigen; umsonst schaute er nach den dünnen schwarzen Beinen, nach dem spitzen Hut, umsonst nach Diego und den bunten Kleidern, mit Sonnenschirm und Regenmantel, er war nicht zu sehen. „Sollte er krank geworden sein?“ fragte er sich, und unwillkürlich ging er nach dem Schloßplatz hin, und nach dem Gasthof zum König von England, um Don Pedro zu besuchen. „Fort ist die ganze Wirtschaft, auf und davon;“ antwortete auf seine Frage der Oberkellner, „gestern Abend noch bekam der Prinz Depeschen, und heute Vormittag sind Seine Hoheit nebst Gefolge in sechs Wagen nach B. abgereist; der Haushofmeister, er fuhr im zweiten, hat für Sie eine Karte hier gelassen.“

Begierig griff Fröben nach diesem letzten Freundeszeichen. Es war nur Don Pedro de San Montanjo Ligez, Major Rio de S. A. ic. darauf zu lesen. Verdrießlich wollte Fröben diesen kalten Abschied einsehen, da gewahrte er auf der Rückseite noch einige Worte mit der Bleifeder geschrieben, er las: „Lebt wohl, theurer Don Fröbens; Eure Geschichte muß Ihr mir schuldig bleiben; grüßet und küßt Donna Laura.“

Er lächelte über den Auftrag des alten Herrn, und doch, als er

in den nächsten Tagen wieder vor dem Bilde stand, war er wehmüthiger als je, denn es war in seinem Leben eine Lücke entstanden durch Don Pedro's Abreise. Er hatte sich so gerne mit dem guten Alten unterhalten, er hatte seit langer Zeit zum erstenmal wieder in einem genaueren Verhältniß mit Menschen gelebt und deutlicher als je fühlte er jetzt, daß nur der Einsame, der Hoffnungslose ganz unglücklich ist. Wäre das Bild nicht gewesen, das ihn mit seinem eigenthümlichen Lanter zurückhielt, schon längst hätte er Stuttgart verlassen, das sonst keine Reize für ihn hatte. Als ihm daher eines Tages die Herren Boisseré die treue Copie jenes lieben Bildes, ein lithographirtes Blatt, zeigten und ihn damit beschenkten, nahm er es als einen Wink des Schicksals auf, verabschiedete sich von dem Urbild, packte die Copie sorgfältig ein und verließ diese Stadt so stille, als er sie betreten hatte.

## 9.

Sein Aufenthalt in Stuttgart hatte nur dem Bilde gegolten, das er in jener Gallerie gefunden. Er war, als er die Hauptstadt Württembergs berührte, auf einer Reise nach dem Rhein begriffen, und dahin zog er nun weiter. Er gefand sich selbst, daß ihn die letzten Monate beinahe allzumeich gemacht hatten. Er fühlte nicht ohne Beschränkung und leises Schaudern, daß sein Trübsein, sein ganzes Dichten und Trachten schon nahe an Narrheit gestreift hatten. Er war zwar unabhängig, hatte dieses Jahr noch zu Reisen bestimmt, ohne sich irgend einen festen Plan, ein Ziel zu setzen, und wollte diese lange Unterbrechung seiner Reise auf die angenehme Lage der Stadt, auf die herrlichen Umgebungen schieben. Aber hatte er denn wirklich jene Stadt so angenehm gefunden? Hatte er Menschen aufgesucht, kennen gelernt? Hatte er sie nicht vielmehr gemieden, weil sie seine Einsamkeit, die ihm so lieb geworden, störten? Hatte er die herrlichen Umgebungen genossen? „Nein,“ sagte er lächelnd zu sich, „man wäre versucht, an Lanterei zu glauben! Ich habe mich betragen wie ein Thor! Habe mich eingeschlossen in mein Stimmer, um zu lesen. Und habe ich denn wirklich



gelesen? Stand nicht ihr Bild auf jeder Seite? Sängen meine Schritte weiter als zu ihr, oder um einmal unter dem Gewähl der Menge auf- und abzugehen? Ist es nicht schon Kaserei, auf so langen Wegen einem Schatten nachzujagen, jedes Mädchenesicht aufmerksam zu betrachten, ob ich nicht den holden Mund der unbekanntem Geliebten wieder erkenne?"

So schalt sich der junge Mann, glaubte recht feste Vorsätze zu fassen, und wie oft, wenn sein Pferd langsamer bergan geschritten war, vergaß er oben es anzutreiben, weil seine Seele auf anderen Wegen schweifete; wie oft, wenn er Abends sein Gepäc öffnete und ihm die Rolle in die Hände fiel, entfaltete er unwillkürlich das Bild der Geliebten und vergaß, sich zur Ruhe zu legen.

Aber die reizenden Gebirgsgegenden am Neckar, die herrlichen Klaren von Mannheim, Worms, Mainz verfehlten auch auf ihn den eigenthümlichen Eindruck nicht. Sie gestreuten ihn, sie füllten seine Seele mit neuen, freundlichen Bildern. Und als er eines Morgens von Bingen aufbrach, stand nur ein Bild vor seinem Auge, ein Bild, das er noch heute erblicken sollte. Fröden hatte mit einem Landsmann Frankreich und England bereist, und aus dem Gesellschafter war ihm nach und nach ein Freund erwachsen. Zwar mußte er, wenn er über ihre Freundschaft nachdachte, sich selbst geschehen, daß Uebereinstimmung der Charaktere sie nicht zusammenführte, doch oft pflegt es ja zu geschehen, daß gerade das Ungleiche sich heftig liebt, als das Aehnliche. Der Baron von Faldner war etwas roh, ungebildet; selbst jene Reise, das bewegte Leben zweier Hauptstädte, wie Paris und London, hatte nur seine Außenseite etwas abschleifen und mildern können. Er war einer jener Menschen, die, weil sie durch fremde oder eigene Schuld gewählte Lehre, feinere tiefere Kenntnisse und die bildende Hand der Wissenschaften verschmähten, zur Ueberzeugung kamen, sie seien praktische Menschen, d. h. Leute, die in sich selbst Alles tragen, um was sich Andere, es zu erlernen, abmühen, die einen natürlichen Begriff von Ackerbau, Viehzucht, Wirtschaft und dergleichen haben, und sich nur

für geborene Landwirthe, für praktische Haushälter ansehen, die auf dem natürlichsten Wege das zu erreichen glauben, was die Klasse in Pächern sucht. Dieser Egoismus machte ihn glücklich, denn er sah nicht, auf welchen schwachen Stützen sein Wissen beruhte; noch glücklicher wäre er wohl gewesen, wenn diese Eigenliebe bei den Geschäften stehen geliebt wäre, aber er trug sie mit sich, wohin er ging, ertheilte Rath, ohne welchen anzunehmen, hielt sich, was man ihm nicht gerade nachsagte, für einen klugen Kopf, und ward durch dieses Alles ein unangenehmer Gesellschafter und zu Hause vielleicht ein kleiner Tyrann, aus dem einfachen Grunde, weil er klug war und immer Recht hatte.

„Ob er wohl sein Sprüchwort noch an sich hat,“ fragte sich Erdben lächelnd, „das unabwendbare: ‚Das habe ich ja gleich gesagt!‘ Wie oft, wenn er am wenigsten daran gedacht hatte; daß etwas gerade so geschehen werde, wie oft sagte er mich da bei der Hand und rief: ‚Freund Erdben, sag’ an, hab’ ich es nicht schon vor vier Wochen gesagt, daß es so kommen würde? Warum habt Ihr mir nicht gefolgt?‘ Und wenn ich ihm so sonnenklar bewies, daß er zufällig gerade das Gegentheil behauptet habe, so ließ er sich unter keiner Bedingung davon abbringen und grüllte drei, vier Tage lang.“

Erdben hoffte, Erfahrung und die schöne Natur um ihn her werden seinen Freund weiser gemacht haben. An einer der reizendsten Stellen des Rheinthals, in der Nähe von Raab, lag sein Gut, und je näher der Reisende herabkam, desto freundiger schlug sein Herz über aller dieser Herrlichkeit der Berge und des majestätischen Flusses, um so öfter sagte er zu sich: „Nein! er muß sich geändert haben; in diesen Umgebungen kann man nur hingebend, nur freundlich und theilnehmend sein, und im Genuß dieser Aussicht muß man vergessen, wenn man auch wirklich Recht hat, was bei ihm leider der seltene Fall ist.“

## 10.

Segend Abend langte er auf dem Gute an; er gab sein Pferd vor dem Hause einem Diener, fragte nach seinem Herrn und wurde

in den Garten gewiesen. Dort erkannte er schon von weitem Gestalt und Stimme seines Freundes. Er schien in diesem Augenblick mit einem alten Mann, der an einem Baum mit Graben beschäftigt war, heftig zu streiten. „Und wenn Ihr es auch hundert Jahre nach dem alten Schlenbrian gemacht habt, statt fünfzig, so muß der Baum doch so herausgenommen werden, wie ich sagte. Nur frisch daran, Alter; es kommt bei Allem nur darauf an, daß man klug darüber nachdenkt.“ Der Arbeiter setzte seufzend die Rütze auf, betrachtete noch einmal mit wehmüthigem Blick den schönen Apfelbaum und rief dann schnell, wie es schien, unruhig, den Spaten in die Erde, um zu graben. Der Baron aber pff ein Liedchen, wandte sich um, und vor ihm stand ein Mensch, der ihn freundlich anlächelte und ihm die Hand entgegen streckte. Er sah ihn verwundert an. „Was steht zu Dienst?“ fragte er kurz und schnell.

„Kennst Du mich nicht mehr, Faldner?“ erwiderte der Fremde. „Solltest Du bei Deiner Baumschule London und Paris so ganz vergessen haben?“

„It's möglich, mein Fröbden!“ rief Jener und eilte, den Freund zu umarmen. „Aber, mein Gott, wie hast Du Dich verändert. Du bist so bleich und mager; das kommt von dem vielen Sitzen und Arbeiten; daß Du auch gar keinen Rath befolgst, ich habe Dir ja doch immer gesagt, es tauge nicht für Dich.“

„Freund!“ entgegnete Fröbden, den dieser Empfang unwillkürlich an seine Gedanken unterwegs erinnerte: „Freund, denke doch ein wenig nach; hast Du mir nicht immer gesagt, ich tauge nicht zum Landwirth, nicht zum Forstmann und dergleichen, und ich müßte eine juridische oder diplomatische Laufbahn einschlagen?“

„Ach, Du guter Fröbden!“ sagte Jener zweideutig lächelnd, „so laborirst Du noch immer an einem kurzen Gedächtniß? Sagte ich nicht schon damals —“

„Bitte, Du hast Recht, streiten wir nicht!“ unterbrach ihn sein Gast, „laß uns lieber Vernünftigeres reden, wie es Dir erging, seit wir uns nicht sahen, wie Du lebst?“

Der Baron ließ Wein in eine Laube setzen und erzählte von seinem Leben und Treiben. Seine Erzählung bestand beinahe in nichts, als in Klagen über schlechte Zeit und die Thorheit der Menschen. Er gab nicht unendlich zu verstehen, daß er es in den wenigen Jahren, mit seinem hellen Kopf und den Kenntnissen, die er auf Reisen gesammelt, in der Landwirthschaft weit gebracht habe. Aber bald hatten ihm seine Nachbarn ungerufen dies oder jenes abgerathen, bald hatte er unbegreifliche Widerspenstigkeit unter seinen Arbeitern selbst gefunden, die Alles besser wissen wollten als er, und in ihrer Verblendung sich auf lange Erfahrung stützten. Kurz, er lebte, wie er gestand, ein Leben voll ewiger Sorgen und Mühen, voll Hader und Zorn, und einige Prozesse wegen Grenzstreitigkeiten verbitterten ihm noch die wenigen frohen Stunden, die ihm die Beforgung seines Gutes übrig ließ. „Armer Freund!“ dachte Fröben unter dieser Erzählung; „so reitest Du noch dasselbe Stedenpferd, und es geht, wie der wildeste Kenner, mit Dir durch, ohne daß Du es zügeln kannst.“

Doch die Reihe zu erzählen kam auch an den Gast, und er konnte seinem Freund in wenigen Worten sagen, daß er an einigen Höfen bei Gesandtschaften eingetheilt gewesen sei, daß er sich überall schlecht unterhalten, einen langen Urlaub genommen habe und jetzt wieder ein wenig in der Welt umherziehe.

„Du Glücklicher!“ rief Faldner. „Wie beneide ich Dir Deine Verhältnisse: heute hier, morgen dort; kennst keine Fesseln und kannst reisen, wohin und wie lange Du willst. Es ist etwas Schönes um das Reisen! Ich wollte, ich könnte auch noch einmal so frei hinaus in die Welt!“

„Nun, was hindert Dich denn?“ rief Fröben lachend; „Deine große Wirthschaft doch nicht? Die kannst Du alle Tage einem Pächter geben, läßt Dein Pferd satteln und ziehest mit mir!“

„Ach, das verstehst Du nicht, Bester!“ erwiderte der Baron, verlegen lächelnd. „Einmal, was die Wirthschaft betrifft, da kann ich keinen Tag abwesend sein, ohne daß Alles quer geht, denn ich bin doch

die Seele des Ganzen. Und dann — ich habe einen dummen Streich gemacht — doch laß das gut sein; es geht einmal nicht mehr mit dem Reisen.“

In diesem Augenblicke kam ein Bedienter in die Laube, berichtete, daß die gnädige Frau zurückgekommen sei und anfragen lasse, wo man den Thee serviren solle?

„Ich denke oben im Zimmer,“ sagte er, leicht erdthend, und der Diener entfernte sich.

„Wie, Du bist verheirathet?“ fragte Fröben erkannt. „Und das erfahre ich jetzt erst! Nun, ich wünsche Glück; aber sage mir doch — ich hätte mir ja eher des Himmels Einfall träumen lassen, als diese Kenigkeit; und seit wann?“

„Seit sechs Monaten,“ erwiderte der Baron kleinlaut und ohne seinen Gaß anzusehen; „doch wie kann Dich dies so in Erstaunen setzen; Du kannst Dir denken, bei meiner großen Wirtschaft, da ich Alles selbst besorge, so —“

„Se nun! ich finde es ganz natürlich und angemessen; aber wenn ich zurückdenke, wie Du Dich früher über das Heirathen äußertest, da dachte ich nie daran, daß Dir je ein Mädchen recht sein würde.“

„Nein, verzeihe!“ sagte Faldner, „ich sagte ja immer und schon damals —“

„Nun ja, Du sagtest ja immer und schon damals,“ rief der junge Mann lächelnd, „und schon damals und immer sagte ich, daß Du nach Deinen Präensionen keine finden würdest, denn diese gingen auf ein Ideal, das ich nicht haben möchte und wohl auch nicht zu finden war. Doch noch einmal meinen herzlichsten Glückwunsch. Da aber eine Dame im Hause ist, die uns zum Thee ladet, so kann ich doch wahrlich nicht so in Reifelleidern erscheinen; gebulde Dich nur ein wenig, ich werde bald wieder bei Dir sein. Auf Wiedersehen!“

Er verließ die Laube und der Baron sah ihm mit trübem Blicken nach. „Er hat nicht Unrecht,“ ächzte er.

Doch in demselben Augenblick trat eine hohe weibliche Gestalt in

die Lanze. „Wer ging so eben von Dir?“ fragte sie schnell und hastig. „Wer sprach dies auf Wiedersehen?“

Der Baron stand auf und sah seine Frau verwundert an; er bemerkte, wie die sonst so zarte Farbe ihrer Wangen in ein glühendes Roth übergegangen war. „Nein! das ist nicht auszuhalten,“ rief er heftig; „Joseph, wie oft muß ich Dir sagen, daß Hufeland Leuten von Deiner Constitution jede allzurasche Bewegung streng untersagt; wie Du jetzt glühst! Du bist gewiß wieder eine Strecke zu Fuß gegangen und hast Dich erhitzt und gehst jetzt gegen alle Vernunft noch in den Garten hinab, wo es schon kühl ist. Immer und ewig muß ich Dir Alles wiederholen, wie einem Kind; schäme Dich!“

„Ach, ich wollte Dich ja nur abholen,“ sagte Joseph mit zitternder Stimme: „werde nur nicht gleich so böse; ich bin gewiß den ganzen Weg gefahren und bin auch gar nicht erhitzt. Sei doch gut.“

„Deine Wangen widersprechen,“ fuhr er wahrlich fort: „Muß ich denn auch Dir immer predigen? Und den Shawl hast Du auch nicht umgelegt, wie ich Dir sagte, wenn Du Abends noch herab in den Garten gehst; wozu werfe ich denn das Geld zum Fenster hinaus für dergleichen Dinge, wenn man sie nicht einmal brauchen mag? O Gott! ich möchte oft rasend werden. Auch nicht das Geringsste thust Du mir zu Gefallen; Dein ewiger Eigensinn bringt mich noch um. O! ich möchte oft —“

„Bitte, verzette mir, Franz!“ bat sie wehmüthig, indem sie große Thränen im Auge zerdrückte; „ich habe Dich den ganzen Tag nicht gesehen und wollte Dich hier überraschen; ach, ich dachte ja nicht mehr an das Luch und an den Abend. Vergib mir, willst Du Deinem Weib vergeben?“

„Ist ja schon gut, laß mich doch in Ruhe, Du weißt, ich liebe solche Scenen nicht; und gar vollends Thränen! Gewöhne Dir doch um Gottes willen die fatale Weichlichkeit ab, über jeden Bettel zu weinen. — Wir haben einen Gast, Fröben, von dem ich Dir schon erzählt, er reiste mit mir. Führe Dich vernünftig auf, Joseph, hörst Du? Laß

es an nichts fehlen, daß ich nicht auch noch die Sorgen der Haushaltung auf mir haben muß. Im Salon wird der Thee getrunken.“

Er ging schweigend ihr voran die Allee entlang nach dem Schlosse. Erbe folgte ihm Josephine; eine Frage schwebte auf ihren Lippen, aber so gern sie gesprochen hätte, sie verschloß diese Frage wieder tief in ihre Brust.

## 11.

Als der Baron spät in der Nacht seinen Gast auf sein Zimmer begleitete, konnte sich dieser nicht enthalten, ihm zu seiner Wahl Glück zu wünschen. „Wahrhaftig, Franz,“ sagte er, indem er ihm feurig die Hand drückte, „ein solches Weib hat Dir gefehlt. Du warst ein Glückskind von jeher, aber das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß Du bei Deinen sonderbaren Maximen und Forderungen ein solch' liebenswürdiges, herrliches Kind heimführen werdest.“

„Ja, ja, ich bin mit ihr zufrieden,“ erwiderte der Baron trocken, indem er seine Kerze heller aufstrich; „man kann ja nicht Alles haben, an diesen Gedanken muß man sich freilich gewöhnen auf dieser unvollkommenen Welt.“

„Mensch! ich will nicht hoffen, daß Du unantbar gegen so vieles Schöne bist. Ich habe viele Frauen gesehen, aber weiß Gott, keine von solch' untadelhafter Schönheit wie Dein Weib. Diese Augen! Welch' rührender Ausdruck! Glaubt man nicht liebliche Träume auf ihrer schönen Stirne zu lesen? Und diese zarte, schlanke Gestalt! Und ich weiß nicht, ob ich ihren feinen Tact, ihr richtiges Urtheil, ihren gebildeten Geist nicht noch mehr bewundern soll.“

„Du bist ja ganz bezaubert,“ lächelte Faldner; „doch von jeher hast Du zu viel gelesen und weniger aufs Praktische gesehen; ich sagte es ja immer — mit den Weibern ist es ein eigenes Ding;“ fuhr er senszend fort, „glaube mir, in der Wirklichkeit ist oft eine, die es versteht und die Sache stink umtreibt, besser als ein sogenannter gebildeter Geist. Gute Nacht; sei froh, daß Du noch frei bist und — wähle nicht zu rasch.“

Unmuthig sah ihm Faldner nach, als er das Zimmer verlassen

hatte. „Ich glaube, der Aunensch ist auch jetzt nicht mit seinem Loos zufrieden; hat einen Engel gewählt und schafft sich durch seine lächerlichen Prätensionen eine Hölle im Hand. Das arme Weib!“

Es war ihm nicht entgangen, wie ängstlich sie bei Allem, was sie that und sagte, an seinen Blicken hing, wie er ihr oft ein grimmes Auge zeigte, wenn sie nach seinen Begriffen einen Fehler begangen, wie er ihr oft mit der Hand winkte, die Lippen zusammenbiß und schünte, wenn er glaubte, von dem Gast nicht gesehen zu werden. Und mit welcher Engselgeduld trug sie dies Alles! Sie hatte tiefen wunderbaren Eindruck auf ihn gemacht. Das reiche blonde Haar, das um eine freie Stirne fiel, ließ blaue Augen, rothe Wangen, vielleicht auch ein Mädchen erwarten, das durch seine zierliche Reiztheit Blondinen mehr, als Bräunetten zieht. Aber von all' dem nichts. Unter den blonden Wimpern ruhte wie das Mondlicht hinter dünnen Wolken ein braunes Auge, das nicht durch Glut oder große Lebendigkeit, sondern durch ein gewisses Etwas von sinnender Schwermuth überraschte, das Erbden bei schönen Frauen, so selten er es fand, so unendlich liebte. Ihre Nase näherte sich dem griechischen Stamm, die Wangen waren gewöhnlich bleich, nur von einem leisen Schatten von Roth unterlaufen, und das Einzige, was in ihrem Gesichte blühte, waren statt der Rosen der Wangen die Lippen, bei deren Anblick man sich des Gedankens an garte, rothe Kirschchen nicht erwehren konnte.

„Und diese herrliche Gestalt,“ fuhr Erbden in seinen Gedanken weiter fort, „so gart, so hoch und, wenn sie über das Zimmer geht, beinahe schwebend! Schwebend? Als ob ich nicht gesehen hätte, daß sie recht schwer zu tragen hat, daß diese Lippen so manches Wort des Grams verschlucken, daß diese Augen nur auf die Einsamkeit warten, um über den rohen Gatten zu weinen! Nein, es ist unmöglich,“ fuhr er nach einigem Sinnen fort, „sie kann ihn nicht aus Liebe geheirathet haben. Die Welt, die hinter diesem Auge liegt, ist zu groß für Baldners Verstand, das Herz seines Weibes zu gart für den rohen Druck ihres Handtyrannen. Ich bedauere sie!“



Er war während dieser Worte an einen Schrank getreten, worin die Diener sein Reisegepäcke niedergelegt hatten. Er schloß ihn auf, sein erster Blick fiel auf die wohlbekannte Rolle und er erröthete. „Bin ich Dir nicht ungetreu gewesen diesen Abend?“ fragte er. „Hat nicht ein anderes Bild sich in mein Herz geschlichen? Ja, und ertappe ich mich nicht auf Reflexionen über das Weib meines Freundes, die mir nicht ziemen, die ihr auf jeden Fall nichts nützen können?“ Er entrollte das Bild der Geliebten und blieb betroffen stehen. Wie ein Gedanke, der bisher in ihm schlummerte und verworren träumte, erwachte es jetzt mit einemmal in ihm, daß Frau von Faldner wunderbare Ähnlichkeit mit diesem Bilde habe. Zwar waren ihre Haare, ihre Augen, ihre Stirne gänzlich verschieden von denen des Bildes, aber überraschende Ähnlichkeit glaubte er in Nase, Mund und Sinn, ja sogar in der Haltung des zierlichen Halses zu finden. „Und diese Stimme!“ rief er. „Klang mir diese Stimme nicht gleich anfangs so bekannt? Wie ist mir denn? Wäre es möglich, daß die Gattin meines Freundes jenes Mädchen wäre, die ich nur einmal, nur halb gesehen und ewig liebe und, von jenem Augenblick an, vergebens suche? Diese Gestalt — ja auch sie war groß, und als ich ihr den Mantel umschlang, als sie an meinem Herzen ruhte, fühlte ich eine feine, schlanke Taille. Und begegnete ich nicht heute Abend so oft ihrem Auge, das prüfend auf mir ruhte? Sollte auch sie mich wieder erkennen? Doch — ich Thor! wie könnte Faldner bei seinem Mißtrauen, bei seinen strengen Grundsätzen über Adel und unbescholtenen Ruf eine — unbekante Bettlerin geheirathet haben?“

Er sah wieder prüfend auf das Bild herab, er glaubte in diesem Augenblicke Gewißheit zu haben, im nächsten zweifelte er wieder. Er klagte sein trennendes Gedächtniß an. Hatte nicht dieses Gemälde sich so ganz mit seinen früheren Erinnerungen vermischt, daß er die Unbekannte sich nicht mehr anders dachte, als wie dieses Bild? Und nun, da er auf eine neue, auffallende Ähnlichkeit gestoßen, stand er nicht vor einem Labirinth von Zweifeln? Er warf das Gemälde auf die

Seite und verbarg seine heiße Stirn in die Kissen seines Bettes. Er wünschte sich tiefen Schlaf herbei, damit er diesen Zweifeln entgehe, daß ihm das wahre Bild mit steigender Kraft in seinen Träumen aufstehe.

## 12.

Als Fröben am andern Morgen in den Salon trat, wo er frühstücken sollte, war sein rastloser Freund schon ausgeritten, um eine Dammarbeit an der Grenze seines Gutes zu besichtigen. Der Diener, der ihm diese Nachricht gab, setzte mit wichtiger Miene hinzu, daß sein Herr wohl kaum vor Mittag zurückkommen dürfte, weil er noch seine neue Dampfmühle, einige Schläge im Wald, eine neue Gartenanlage, nebst vielem Andern besichtigen müsse. „Und die gnädige Frau?“ fragte der Gast.

„War schon vor einer Stunde im Garten, um Bohnen abzubrechen, und wird jetzt bald zum Frühstück hier sein.“

Fröben ging im Saal umher und muskerte in Gedanken den vergangenen Abend. Wie anders erscheinen alle Bilder in der Morgenbeleuchtung, als sie uns im Dufte des Abends erschienen! Auch mit den verworrenen Gedanken, die gestern in ihm auf- und abschwebten, ging es ihm so; er lächelte über sich selbst, über die Zweifel, die ihm seine rege Phantasie aufgeweckt hatte. „Der Baron,“ sprach er zu sich, „ist am Ende doch ein guter Mensch; freilich viele Eigenheiten, einige Rohheit, die aber mehr im Aeußern liegt. Aber wer länger mit ihm umgeht, gewöhnt sich daran, weiß sich dazwischen zu finden. Und Josephe, wie vornehm man oft urtheilt! Wie oft glaubte ich rührenden Kummer, tiefe Seelenleiden, Resignation in den Augen, in den Mienen einer Frau zu lesen, ließ mich vom Teufel blenden, sie recht zart trösten und aufrichten zu wollen, und am Ende lag der ganze Sauber in meiner Einbildung: es war dann, näher betrachtet, eine ganz gewöhnliche Frau, die mit den sinnenden Augen, worin ich Begehrt sah, ängstlich die Naschen an ihrem Strickstrumpf zählte, oder hinter der von Gram umwölkten Stirne bedachte, was sie auf den Abend

lösen lassen sollte.“ Er verfolgte diese Gedanken, um sich selbst mit Ironie zu strafen, um die zartere Empfindung, jene Nachklänge von gestern, zu verdrängen, die ihm heute thöricht, überspannt erschienen. In diese Gedanken versunken, war er an den Spiegel getreten und hatte die Befehlarten überlesen, die dort angeheftet waren. Da fiel ihm eine in die Hand, welche Faldners eigene Verlobung ankündigte. Er las die zierlich gekochenen Worte: „Freiherr F. von Faldner mit seiner Braut Josephe von Lannensee.“

„Von Lannensee?“ Wie ein Blitz erleuchtete ihm dieser Name jene dunkle Neugiertheit, die er zwischen der Gattin seines Freundes und seinem lieben Bilde gefunden. Wie? Wäre sie vielleicht die Tochter jener Bartra, die einst mein guter Don Pedro geliebt? Welche Freude für ihn, wenn es so wäre, wenn ich ihm von der Verlorenen Nachricht geben könnte. Fand er nicht in jenem wunderbaren Bilde die täuschendste Neugiertheit mit seiner Cousine? Kann nicht die Tochter der Mutter gleichen?“

Er verbarg die Karte schnell, als er die Thüre gehen hörte; er sah sich um und — Josephe schwebte herein. War es das zierliche Morgenkleid, das ihre zarte Gestalt umschloß, war ihr die Beleuchtung des Tages günstiger als das Kerzenlicht? Sie kam ihm in diesem Augenblick noch unendlich reizender vor als gestern. Ihre Locken flatterten noch kunstlos um die Stirne, der frische Morgen hatte ein feines Roth auf ihre Wangen gehaucht, sie lächelte zu ihrem Morgenruß so freundlich, und doch mußte er sich schon in diesem Augenblick einen Thoren schelten, denn ihre Augen erschienen ihm trübe und verweint.

## 13.

Sie lud ihn ein, sich zu ihr zum Frühstück zu setzen. Sie erzählte ihm, daß Faldner schon mit Tagesanbruch weggeritten sei und ihr seine Entschuldigung aufgetragen habe; sie beschrieb die mancherlei Geschäfte, die er heute vornehme und die ihn bis zu Mittag zurückhalten werden. „Er hat ein Leben voll Sorgen und Mühen,“ sagte

„Aber ich glaube, daß diese Beschäftigkeit ihm zum Bedürfnis geworden ist.“

„Und ist dies nur in diesen Tagen so?“ sagte Fröben; „ist jetzt gerade besonders viel zu thun auf den Gütern?“

„Das nicht;“ erwiderte sie, „es geht Alles seinen gewöhnlichen Gang, er ist so, seit ich ihn kenne. Er ist rastlos in seinen Arbeiten. Diesen Frühling und Sommer verging kein Tag, an welchem er nicht auf dem Gute beschäftigt gewesen wäre.“

„Da werden Sie sich doch oft recht einsam fühlen,“ sagte der junge Mann, „so ganz allein auf dem Lande und Halbner den ganzen Tag entfernt.“

„Einsam?“ erwiderte sie mit zitterndem Ton und beugte sich nach einem Tischchen an der Seite; und Fröben sah im Spiegel, wie ihre Lippen schmerzlich zuckten. „Einsam? Nein! Besucht ja doch die Erinnerung die Einsamen und —“ setzte sie hinzu, indem sie zu lächeln suchte; „glauben Sie denn, die Hausfrau habe in einer so großen Wirtschaft nicht auch recht viel zu thun und zu sorgen? Da ist man nicht einsam oder — man darf es nicht sein.“

Man darf es nicht sein? Du Arme! dachte Fröben, verbietet dir dein Herz die Träume der Erinnerung, die dich in der Einsamkeit besuchen, oder verbietet dir der harte Freund, einsam zu sein? Es lag etwas im Ton, womit sie jene Worte sagte, das ihrem Lächeln zu widersprechen schien.

„Und doch,“ fuhr er fort, um seinen Empfindungen und ihren Worten eine andere Richtung zu geben, „und doch scheinen gerade die Frauen von der Natur ausdrücklich zur Stille und Einsamkeit bestimmt zu sein; wenigstens war bei jenen Völkern, die im Allgemeinen die herrlichsten Männer aufzuweisen hatten, die Frau am meisten auf ihr Frauengemach beschränkt, so bei Römern und Griechen, so selbst in unserem Mittelalter.“

„Daß Sie diese Beispiele anführen konnten, hätte ich nicht gedacht,“ entgegnete Dolmache, indem ihr Auge wie prüfend auf seinen

Sagen verwickelte. „Glauben Sie mir, Fräulein, jede Frau, auch die geringste, merkt dem Mann, ehe sie noch über seine Verhältnisse unterrichtet ist, recht bald an, ob er viel im Kreise der Frauen lebte oder nicht. Und unbeschreibbar liegt in solchen Kreisen etwas, das jenen keinen Takt, jenes zarte Gefühl verleihet, immer im Gespräch auszuwählen, was gerade für Frauen tangt, was uns am meisten anspricht; ein Grad der Bildung, der eigentlich keinem Manne fehlen sollte. Sie werden mir dies um so weniger bestreiten,“ setzte sie hinzu, „als Sie offenbar einen Theil Ihrer Bildung meinem Geschlecht verdanken.“

„Es liegt etwas Wahres darin,“ bemerkte der junge Mann, „und namentlich das Letztere will ich zugeben, daß Frauen weniger auf meine Denkungsart, als auf die Art, das Gedachte auszudrücken, Einfluß hatten. Meine Verhältnisse nöthigten mich in der letzten Zeit viel in der großen Welt, namentlich in Damenzirkeln zu leben. Aber eben in diesen Zirkeln wird mir erst recht klar, wie wenig eigentlich die Frauen, oder nun mich anders auszudrücken, wie wenige Frauen in dieses großartige Leben und Treiben passen.“

„Und warum?“

„Ich will es sagen, auch auf die Gefahr hin, daß Sie mir lächerlich werden. Es ist ein schöner Zug der neueren Zeit, daß man in den größeren Zirkeln eingesehen hat, daß das Spiel eigentlich nur eine Schalkkrankheit oder ein modischer Deckmantel für Geistesarmuth sei. Man hat daher Whist, Boston, Pharo und dergleichen den älteren Herren und einigen Damen überlassen, die nun einmal die Conversation nicht machen können. In Frankreich freilich spielen in Gesellschaft Herren von zwanzig bis dreißig Jahren; es sind aber nur die armseligen Wichte, die sich nach einem englischen Dandy gebildet haben, oder die selbst fühlen, daß ihnen der Witz abgeht, den sie im Gespräch nothwendig haben müßten. Seitdem man nun, seien die Zirkel groß oder klein, die sogenannte Conversation macht, das heißt, sich um das Ramin oder in Deutschland um den Sopha pflanzt, Thier dazu trinkt und ungemein

geistreiche Gespräche führt, sind die Frauen offenbar aus ihrem rechten Geleise gekommen.“

„Bitte, Sie sind doch gar zu streng, wie sollten denn —“

„Lassen Sie mich ausreden!“ fuhr Fröben eifrig fort, „eine Dame der sogenannten guten Gesellschaft empfängt jede Woche Abendbesuche bei sich; sechsmal in der Woche gibt sie solche heim. In solchen Gesellschaften tanzt höchstens das junge Volk einigemal, außer es wäre auf großen Bällen, die schon seltener vorkommen. Der übrige Kreis, Herren und Damen, unterhält sich. Es gibt nun ungemein gebildete, wirklich geistreiche Männer, die im Männerkreise stumm und langweilig, vor Damen ungemein witzig und sprachselig sind, und einen Reichthum socialer Bildung, allgemeiner Kenntnisse entfalten, die Jedem staunen machen. Es ist nicht Eitelkeit, was diese Männer glanzend oder beredt macht, es ist das Gefühl, daß das Interessantere ihres Wissens sich mehr für Frauen als für Männer eignet, die mehr systematisch sind, die ihre Forderungen höher spannen.“

„Gut, ich kann mir solche Männer denken, aber weiter.“

„Durch solche Männer bekommt das Gespräch Gestalt, Hintergrund, Leben; Frauen, besonders geistreiche Frauen, werden sich unter sich bei weitem nicht so lebendig unterhalten, als dies geschieht, wenn auch nur ein Mann gleichsam als Zeuge und Schiedsrichter dabei ist. Indem nun durch solche Männer allerlei Witziges, Interessantes auf die Bahn gebracht wird, werden die Frauen unnatürlich gesteigert. Um doch ein Wort mit zu sprechen, um als geistreich, gebildet zu erscheinen, müssen sie Alles anbieten, gleichsam alle Sphären ihres Geistes aufdrehen, um ihren reichlichen Antheil zu der allgemeinen Gesprächsart zu geben, in welcher sich die Gesellschaft badei. Doch, verzeihen Sie, dieser Fond ist gewöhnlich bald erschöpft; denken Sie sich, einen ganzen Winter alle Abende geistreich sein zu müssen, welche Qual!“

„Aber nein, Sie machen es auch zu arg, Sie übertreiben —“

„Gewiß nicht; ich sage nur, was ich gesehen, selbst erlebt habe. Seit in neuerer Zeit solche Conversation zur Mode geworden ist, wer-

den die Mädchen ganz anders erzogen als früher; die armen Geschöpfe! Was müssen sie jetzt nicht Alles lernen vom zehnten bis ins fünfzehnte Jahr. Geschichte, Geographie, Botanik, Physik, ja sogenannte höhere Zeichnung und Malerei, Aesthetik, Literaturgeschichte; von Gesang, Musik und Tanz gar nichts zu erwähnen. Diese Jünger lernt der Mann gewöhnlich erst nach seinem achtzehnten, zwanzigsten Jahre recht verstehen; er lernt sie nach und nach, also gründlicher; er lernt Manches durch sich selbst, weiß es also auch besser anzuwenden, und tritt er im dreiundzwanzigsten oder später noch in diese Kreise, so trägt er, wenn er nur halbwegs einige Lebensflugsheit und Gewandtheit hat, eine große Sicherheit in sich selbst. Aber das Mädchen? Ich bitte Sie! Wenn ein solches Unglückskind im fünfzehnten Jahre, vollgepfropft mit den verschiedenartigsten Kenntnissen und Kunststücken, in die große Welt tritt, wie wunderbarlich muß ihm da Alles zuerst erscheinen! Sie wird, obgleich ihr oft ihr einsames Zimmer lieber wäre, ohne Gnade in alle Zirkel mitgeschleppt, muß glänzen, muß plandern, muß die Kenntnisse anstrahlen, und — wie bald wird sie damit zu Ende sein! Sie lächeln? Hören Sie weiter. Sie hat jetzt keine Zeit mehr, ihre Schulkenntnisse zu erweitern; es werden bald noch höhere Ansprüche an sie gemacht. Sie muß so gut wie die Aeltern über Kunstgegenstände, über Literatur mitsprechen können. Sie sammelt also den Tag über alle möglichen Kunstansprüche, liest Journale, um ein Urtheil über das neueste Buch zu bekommen, und jeder Abend ist eigentlich ein Examen, eine Schulprüfung für sie, wo sie das auf geschickte Art anbringen muß, was sie gelernt hat. Daß einem Mann von wahrer Bildung, von wahren Kenntnissen vor solchem Geplauder, vor solcher Halbbildung grant, können Sie sich denken; er wird diese Unsitte zuerst lächerlich, nachher gefährlich finden; er wird diese Ueberbildung verfluchen, welche die Frauen aus ihrem stillen Kreise herandrückt und sie zu Halbmadamern macht, während die Männer Halbweiber werden, indem sie sich gewöhnen, Alles nach Frauenart zu besprechen und zu betiteln; er wird für edlere Frauen jene häusliche Stille zurück-

wünschen, jene Einsamkeit, wo sie zu Hause sind und auf jeden Fall herrlicher brilliren, als in einem jener geistreichen Zirkel!“

„Es liegt etwas Wahres in dem, was Sie hier sagten,“ erwiderte Frau von Faldner; „ganz kann ich nicht darüber urtheilen, weil ich nie das Glück oder das Unglück hatte, in jenen Zirkeln zu leben. Aber mir scheint auch dort, wie überall, das minder Gute nur aus der Uebertreibung hervorzugehen. Es ist wahr, was Sie sagen, daß uns Frauen ein engerer Kreis angewiesen ist, jene Häuslichkeit, die einmal unser Beruf ist. Wir werden ohne wahren Halt sein, wir werden uns in ein unsicheres Feld begeben, wenn wir diesen Kreis gänzlich verlassen. Aber wollen Sie uns die Freude einer geistreichen Unterhaltung mit Männern gänzlich rauben? Es ist wahr, sieben solche Abende in der Woche müssen zum Unnatürlichen, zur Ueberbildung oder zur Erschöpfung führen; aber ließe sich denn hier nicht ein Mittelweg denken?“

„Ich habe mich vielleicht zu stark ausgedrückt, ich wollte —“

„Lassen Sie auch mich ausreden,“ sagte sie, ihn sanft zurückdrängend; „Sie sagten selbst, daß Frauen unter sich seltener ein sogenanntes geistreiches Gespräch lange fortführen. Ich weiß nur allzuwohl, wie peinlich in einer Frauengesellschaft eine sogenannte geistreiche Dame ist, welcher Alles trivial erscheint, was nicht allgemein, nicht interessant ist. Wir fühlen uns beengt und wollen am Ende mit unserem bißchen Wissen lieber vor einem Manne erröthen, als vor einer Frau. Gewöhnlich wird, wenn nur Frauen zusammen sind, oder Mädchen, die Wittschaft, das Hauswesen, die Nachbarschaft, vielleicht auch Reutigkeiten, oder gar Moden abgehandelt; aber sollen wir denn ganz auf diesen Kreis beschränkt sein? Soll denn, was allgemein interessant und bildend ist, uns ganz fremd bleiben?“

„Gott! Sie verkennen mich, wollte ich denn dies sagen?“

„Es ist wahr,“ fuhr sie eifriger fort, „es ist wahr, die Männer besitzen jene tiefe, geregeltere Bildung, jene geordnete Klarheit, die jede Halbbildung, oder gar den Schrein von Wissen ausschließt oder



gering achtet. Aber wie gerne lauschen wir Frauen auf ein Gespräch der Männer, das an Gegenstände grenzt, die uns nicht so ganz ferne liegen, zum Beispiel über ein interessantes Buch, das wir gelesen, über Bilder, die wir gesehen; wir lernen gewiß recht viel, wenn wir dabei zuhören oder gar mitsprechen dürfen; unser Urtheil, das wir im Stillen machen, bildet sich aus und wird richtiger, und jeder gebildeten Frau muß eine solche Unterhaltung angenehm sein. Auch glaube ich kaum, daß die Männer uns dies verargen werden, wenn wir nur,“ setzte sie lächelnd hinzu, „nicht selbst glänzen, den bescheidenen Kreis nicht verlassen wollen, der uns einmal angewiesen ist.“

## 14.

Wie schön war sie in diesem Augenblick; das Gespräch hatte ihre Wangen mit höherem Roth übergoßen, ihre Augen leuchteten, und das Lächeln, womit sie schloß, hatte etwas so Zauberisches, Gewinnendes an sich, daß Fröben nicht wußte, ob er mehr die Schönheit dieser Frau oder ihren Geist und die einfache schöne Weise, sich auszudrücken, bewundern sollte.

„Gewiß,“ sagte er, in ihren Anblick verloren, „gewiß, wir müßten sehr ungerecht sein, wenn wir solche zarte und gerechte Ansprüche nicht achten wollten; denn die Frau müßte ich für recht unglücklich halten, die bei einem gebildeten Geist, bei einer Freude an Lectüre und gebildeter Unterhaltung keine solche Anklänge in ihrer Umgebung fände; wahrlich, so ganz auf sich beschränkt, müßte sie sich für sehr unglücklich halten.“

Joseph erröthete und eine dunklere Wolke zog über ihre schöne Stirne; sie senkte unwillkürlich, und mit Schrecken nahm Fröben wahr, daß ja eine solche Frau, wie er sie eben beschrieben, an seiner Seite stehe. Ja, ohne es zu wollen, hatte sie ihren eigenen Gram verrathen. Denn, konnte ihr roher Gatte jenen zarten Forderungen entsprechen? Er, der in seiner Frau nur seine erste Schaffnerin sah, der jedes Geistige, was dem Menschen interessant oder wünschenswerth dünkt, als

unpraktisch gering schätzte, konnte er diese Ansprache auf den Genuß einer gebildeten Unterhaltung befriedigen? War nicht zu befürchten, daß er ihr solche sogar geflissentlich entzog?

Noch ehe Fröben so viel Fassung gewonnen hatte, seinem Satz eine allgemeinere Wendung zu geben und das ganze Gespräch von diesem Gegenstand abzuleiten, sagte Josephe, ohne ihn seinen Verstoß fühlen zu lassen: „Wir Frauen auf dem Lande genießen diese Freude freilich seltener; übrigens sind wir dennoch nicht so allein, als es dem Fremden vielleicht scheinen möchte; man besucht einander um so öfter; sehen Sie nur, welche Masse von Besuchen dort am Spiegel hängt.“

Fröben sah hin und jene Karte fiel ihm bei. „Ach ja,“ sagte er, indem er sie hervorzog, „da habe ich vorhin einen kleinen Diebstahl begangen;“ er zog sie hervor und zeigte sie. „Können Sie glauben, daß ich bis gestern nicht einmal wußte, daß mein Freund verheirathet sei? Und Ihren Namen erfuhr ich erst vorhin durch diese Karte. Sie heißen Tannensee?“

„Ja,“ antwortete sie lächelnd, „und diesen unberühmten Namen tauschte ich gegen den schönen von Faldner um.“

„Unberühmt? Wenn Ihr Vater der Obrist von Tannensee war, so war Ihr Name wohl nicht unberühmt.“

Sie erröthete. „Ach, mein guter Vater!“ rief sie. „Ja, man erzählte mir wohl von ihm, daß er für einen braven Offizier des Kaisers gegolten habe und — sie haben ihn als General begraben. Ich habe ihn nicht gekannt; nur einmal, als er aus dem Feldzug zurückkam, sah ich ihn und nachher nicht wieder.“

„Und war er nicht ein Schweizer?“ fragte Fröben weiter.

Sie sah ihn staunend an. „Wenn ich nicht irre, sagte mir meine Mutter, daß Verwandte von ihm in der Schweiz leben.“

„Und Ihre Mutter, heißt sie nicht Laura und stammt aus einem spanischen Geschlecht?“

Sie erblickte, sie zitterte bei diesen Worten. „Ja, sie hieß Laura,“ antwortete sie — „aber mein Gott, was wissen Sie denn

von uns, woher? — Aus einem spanischen Geschlechte?“ fuhr sie gefasster fort. „Nein, da irren Sie, meine Mutter sprach deutsch und war eine Deutsche.“

„Wie? So ist Ihre Mutter todt?“

„Seit drei Jahren,“ erwiderte sie wehmüthig.

„O, schelten Sie mich nicht, wenn ich weiter frage; hatte sie nicht schwarze Haare, und, wie Sie, braune Augen? Hatte sie nicht viele Neugiertheit mit Ihnen?“

„Sie kannten meine Mutter?“ rief sie ängstlich und zitterte heftiger.

„Nein; aber hören Sie einen sonderbaren Zufall,“ erwiderte Fröben; „es wüßte mich Alles täuschen, wenn ich nicht einen trefflichen Verwandten Ihrer Mutter kennen gelernt hätte.“ Und nun erzählte er ihr von Don Pedro. Er beschrieb ihr, wie sie sich vor dem Bilde gefunden, er ließ die Coyle von seinem Zimmer bringen und zeigte sie; er sagte ihr, wie sie genauer bekannt geworden, und wie ihm Don Pedro seine Geschichte erzählte. Aber die letztere wiederholte er mit großer Schonung: er datirte sogar aus einem gewissen Bartgefühl jene Vorfälle und Laura's Flucht um ein ganzes Jahr zurück und schloß endlich damit, daß er, wenn Josephe ihre Mutter nicht eine Deutsche nennen würde, bestimmt glaubte, Mutter Laura und jene Donna Laura Lortoff des Spaniers, der Schweizerhauptmann Lannensee und ihr Vater, der Obrist, seien dieselben Personen.“

Josephe war nachdenklich geworden; sinnend legte sie die Stirne in die Hand; sie schien ihm, als er geendet hatte, nicht sogleich antworten zu können.

„O zürnen Sie mir nicht,“ sagte Fröben, „wenn ich mich hinreißer ließ, dem wunderlichen Spiel des Zufalls diese Deutung zu geben.“

„O, wie könnte ich denn Ihnen zürnen?“ sagte sie bewegt, und Thränen drängten sich aus den schönen Augen. „Es ist ja nur mein schweres Schicksal, das auch dieses Dunkel wieder herbeiführt. Wie könnte ich auch wäuhnen, jemals ganz glücklich zu sein?“

„Nein Gott, was habe ich gemacht!“ rief Fröben, als er sah,

wie ihre Thränen heftiger strömten. „Es ist ja Alles nur eine thörichte Vermuthung von mir. Ihre Mutter war ja eine Deutsche, ihre Verwandten und Sie werden ja dies Alles besser wissen —“

## 15.

„Meine Verwandten?“ sagte sie unter Thränen. „Ach, das ist ja gerade mein Unglück, daß ich keine habe. Wie glücklich sind die, welche auf viele Geschlechter zurücksehen können, die mit den Banden der Verwandtschaft an gute Menschen gebunden sind; wie angenehm sind die Worte Oheim, Tante; sie sind gleichsam ein zweiter Vater, eine zweite Mutter, und welcher Zauber liegt vollends in dem Namen Bruder! Wahrlich, wenn ich fähig wäre, einen Menschen zu beneiden, ich hätte oft dies oder jenes Mädchen beneidet, die einen Bruder hatte, es war ihr inniger, natürlichster, aufrichtigster Freund und Beschützer.“

Eröbden rückte ängstlich hin und her; er hatte hier, ohne es zu wollen, eine Saite in Josephens Brust getroffen, die schmerzlich nachklang; es standen ihm Aufschlüsse bevor, vor welchen ihm unwillkürlich bangte. Er schwieg, als sie ihre Thränen trocknete und fortfuhr:

„Das Schicksal hat mich manchmal recht sonderbar geprüft. Ich war das einzige Kind meiner Eltern, und so entbehrte ich schon jene große Wohlthat, Geschwister zu haben; wir wohnten unter fremden Menschen, und so hatte ich auch keine Verwandte. Mein Vater schien mit den Seinigen in der Schweiz nicht im besten Einverständnis zu leben, denn meine Mutter erzählte mir oft, daß sie ihm grollen, weil er sie geheirathet habe und nicht ein reiches Fräulein in der Schweiz, das man ihm anbringen wollte. Auch meinen Vater sah ich nur wenig; er war bei der Armee; und Sie wissen, wie unabhängig unter dem Kaiser die Zeiten waren. So blieb mir nichts, als meine gute Mutter; und wahrlich, sie ersehnte mir alle Verwandte. Als sie starb, freilich, da stand ich sehr verlassen in der großen Welt; denn da war unter Millionen Niemand, zu dem ich hätte gehen und sagen können: nun sind Sie todt, die mich ernährten und beschützten, seid ihr jetzt meine Eltern!“

„Und Ihre Mutter hieß also nicht Lortosi,“ sagte Fröben.

„Ich nannte sie nicht anders als Mutter, und nie hatte sie über ihre früheren Verhältnisse mit mir gesprochen; ach, als ich größer wurde, war sie ja immer so krank! Mein Vater nannte sie nur Laura, und in den wenigen Papieren, die man nach ihrem Tode fand und mir übergab, wird sie Laura von Lortheim genannt.“

„Et nun!“ rief Fröben heiter, „das ist ja so klar wie der Tag; Laura hieß Ihre Mutter, Lortheim ist nichts anders als Lortosi, das die lieben Gläublinge veränderten; Lannensee hieß jener Kapitän in Valencia, er ist Ihr Vater, der Obrist Lannensee, und noch möge, sagen Sie nicht selbst, daß dieses Bild Ihrer Mutter Laura vollkommen gleiche, und erkannte nicht mein werther Don Pedro in dem Urbild seine Donna Laura? Jetzt sind Sie nicht mehr einsam, einen trefflichen Vetter haben Sie wenigstens. Don Pedro de San Montanjo Ligez! Ach, wie wird sich mein Freund über die berühmte Verwandtschaft freuen!“

„O Gott, mein Mann!“ rief sie schmerzlich und verhällte das Gesicht in ihr Tuch.

Unbegreiflich war es Fröben, wie sie dies Alles so ganz anders ansehen könne, als er; er sah ja in diesem Allem nichts als die Frende Don Pedro's, eine Tochter seiner Laura zu finden. Er war reich, unverheiratet, trug noch immer den alten Enthusiasmus für seine schöne Cousine in sich, also auch eine schöne Erbschaft combinirte Fröben aus diesem wunderbaren Verhältniß. Er ergriff Josephens Hand, zog sie herab von ihren Augen; sie weinte heftig.

„O, Sie kennen Faldner schlecht,“ sagte sie, „wenn Sie meinen, daß ihn diese Vermuthungen freudig überraschen werden! Sie kennen sein Mißtrauen nicht. Alles soll ja nur seinen ganz gewöhnlichen Gang gehen, Alles recht schicklich und ordentlich sein, und alles Außergewöhnliche haßt er aus tiefster Seele. Ich mußte es ja,“ fuhr sie nicht ohne Bitterkeit fort, „ich mußte es ja als eine Gnade ansehen, daß mich der reiche, angesehene Mann heirathete, daß er mit den wenigen Dokumenten zufrieden war, die ich ihm über meine Familie geben konnte.“

„Muß ich es denn,“ rief sie heftiger weinend, „muß ich es denn nicht noch alle Tage hören, daß er mit den angesehensten Familien sich hätte verbinden, daß er dieses oder jenes reiche Fräulein hätte heirathen können? Sagt er es mir nicht so oft, als er mir zärtelt, daß mein Adel neu sei, daß man von dem Geschlecht meiner Mutter gar nichts wisse, und daß sogar einige Lannensee in der Schweiz das von abgelegt haben und Kaufleute geworden seien?“

Jetzt erst ging dem jungen Mann ein schreckliches Licht auf. „Also in ein Haus des Unglücks, in eine unglückselige Ehe bin ich gekommen,“ sprach er zu sich. „Ach, nicht aus Liebe hat sie ihn geheirathet, sondern aus Noth, weil sie allein stand; und Faldner, so kenne ich ihn, hat sie genommen, weil sie schön war, weil er mit ihr glücken konnte. Das unglückliche Weib! Und der Barbar macht ihr Vorwürfe über ihr Unglück, läßt sie sogar fühlen, was sie ihm verdankt?“ Ein gemischtes Gefühl von Muth und seinen Freund, von Mitleid und Achtung gegen die schöne, unglückliche Frau zog ihn zu ihr hin; er bemerkte sich, ihr Muth und Vertrauen einzuschöpfen. „Sehen Sie dies Alles als nicht gesagt an,“ flüsterte er; „ich sehe, es macht Ihnen Kummer; was nützt es denn Faldner? Verschweigen wir ihm die thörichten Muthmaßungen, die ich hatte, die ja ohnedies zu nichts führen können.“ —

Josephine sah ihn bei diesen Worten groß an; ihre Thränen verblühten in den weitgeöffneten Augen, und Erdben glaubte eine Art von Stolz in ihren Mienen zu lesen. „Mein Herr,“ sagte sie und ihre Gestalt schien sich höher aufzurichten, „ich kann unmöglich glauben, daß, was Sie sagten, Ihr Ernst sein kann; auf jeden Fall werden Sie wissen, daß die Gattin des Baron von Faldner kein Geheimniß mit Ihnen theilt, das nicht ihr Gatte wissen dürfte.“

Unter diesen Worten hatte sie das Theegeßhirn unsanft von sich gerückt, war aufgestanden und — nach einer kurzen Verbeugung verließ sie den erkrankten Gast. Erdben wollte ihr nach, wollte abbitten, was er gethan, wollte Alles auf einmal gut machen, aber sie war schon in der Thüre verschwunden, ehe er nur Fassung genug hatte, sich vom

Sopha aufzuraffen. Unmuthig ging er hinab in den Garten; er wußte nicht, sollte er sich selbst großen oder der Empfindlichkeit der Dame, die ihm in diesem Augenblick übergroß erschien. Doch, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, sein aufgeregtes Blut wallte nach und nach ruhiger, und sein Geist gewann Raum, über sich selbst nachzudenken. Und hier fand er nun Manches, was Josephen zur Entschuldigung diente. „Sie liebt ihn nicht,“ sagte er zu sich, „er behandelt sie vielleicht roh, zeigt sich mehr als Herr, denn als Gatte. Sie wurde weich, als ich mit ihr über höhere Genüsse des Lebens sprach, ich sah, wie sie erschrad, als sie sich gegen mich verrathen hatte, als sie aussprach, welcher Mangel selbst mitten im andern Glück sie drückte. Und mußte sie sich nicht ängstlich berührt fühlen, daß sie diesen Mangel einem Freunde ihres Gatten verrieth? Und weiter, als ich ihr Alles, Alles sagte, als ich mit einer gewissen Bestimmtheit von ihrer Abstammung sprach, als ich, vielleicht etwas ungerath, Seiten berührte, die sonst Niemand bei ihr antastete, mußte sie nicht dadurch schon außer sich selbst gerathen? Und als sie vollends den Argwohn, die Zweifelsucht des Barons bedachte, wurde sie nicht immer ängstlicher, immer verlegener, und ich,“ fuhr er fort, indem er sich vor die Stirne schlug, „ich konnte ihr zumuthen, ein Geheimniß mit mir zu theilen, das sie ihrem nächsten Freund, ihrem Gatten, nicht verrathen dürfte? Müßte sie nicht fürchten, wenn sie es verheimlichte, ganz in meiner Hand zu sein? Müßte ihr nicht das ganze Anerbieten sonderbar, ungerath vorkommen?“ Wie hoch, wie edel erschien ihm jetzt erst der Charakter dieser Frau, wo nahm sie bei dieser Jugend, denn sie konnte höchstens neunzehn zählen, solche Stärke, solche Umsicht, solche ungewöhnliche Bildung, solche feine gefelligen Formen her? Er fühlte, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, daß den Frauen etwas von Feinheit, Schlantheit, Kraft, Ueberwindung, kurz, daß ihnen ein Geheimniß inne wöhne, dem der Mann, selbst der stolze, gewichtige, nicht gewachsen sei.

## 16.

Der Baron von Faldner war zum Mittagessen zurückgekommen, und Josephe hatte ihn mit der gewohnten Annuth, vielleicht ein wenig erufter als gewöhnlich, empfangen. Aber hastig riß er sich aus ihrer Umarmung. „Ist es nicht um toll zu werden, Erdben?“ rief er, ohne seine Frau weiter zu beachten. „Mit horrenden Kosten lasse ich mir eine Dampfmaschine aus England kommen, lasse sie, auf die Gefahr hin, daß Alles zu Grunde gehe, anschwärzen, Du kennst ja die Gesetze hierüber. Und jetzt, da ich meine, im Trocknen zu sein, da ich schon achtzig, ja hundert Procent berechnete, jetzt geht sie nicht!“

„Frau!“ rief Josephe erblickend.

„Sie geht nicht?“ rief ihr Erdben nach.

„Sie geht nicht!“ wiederholte der unglückliche Landwirth. „Die Fugen greifen nicht ein. Das Räderwerk steht, es muß irgend Etwas verloren gegangen sein. Ich ließ, wie Du weißt, Josephe, ich ließ es mich ja Alles kosten, mit theurem Gelde ließ ich einen Mechanikus aus Mainz kommen; ich legte ihm die Zeichnung vor. „Nichts leichter als dies,“ sagte der Hund, „und jetzt, da ich ihm A zu A, B zu B gebe, denn es ist Alles numerirt und beschrieben, jetzt kann es kein Teufel zusammensetzen; o, es ist nun rasend zu werden!“

Man setzte sich verstimmt zu Tische. Der Baron verließ seinen inneren Grimm über die schlagelohngene Hoffnung und den wahrscheinlichen Verlust des Kapitals, er trank viel Wein und exaltirte sich zu schlechten Scherzen. Josephine war noch bleicher als gewöhnlich; sie besorgte sich ihr Amt als Hausfrau, und nur Erdben wagte einigermassen ihre Gefühle zu demohn, denn sie vermied es, ihn anzusehen. Ihm quoll der Bissen im Munde; er sah den Augenth einer gedanktesten Hoffnung in den Mienen seines Freundes, er sah den Muth, die Entschlossenheit und doch wieder die unmerkbare Angst auf den Wangen der schönen Frau, es war ihm zuweilen, als sei mit ihm erst das Unglück über dieses Haus hereingebrochen. Das Gespräch schlich wdh-



tend der Tafel nur mühsam und stotternd hin, doch als das Dessert aufgetragen war und die Diener auf Josephens Wink sich entfernt hatten, holte sie einigemal mühsam Athem, ihre Wangen färbten sich röthler, und sie sprach:

„Du hast heute früh eine recht sonderbare Unterhaltung zwischen mir und Deinem Freunde versäumt. Schon oft, wie Du weißt, klagten wir über Mangel an Verwandtschaft von meiner Seite, jetzt scheint mir auf einmal ein neues Licht aufzugehen, denn er bringt uns ja viele und angesehene Verwandte ins Haus.“

Bewundert und fragend sah Faldner seinen Freund an; dieser war im ersten Augenblicke etwas betroffen, doch hier galt es, mit Umsicht zu handeln. Wunderbar fühlte er in diesem Augenblicke das Uebergewicht eines Mannes von Welt über die niedere, beinahe rohe Denkungsart eines Baron Faldner, und mit mehr Gelassenheit, mit weiser Benützung der Umstände, erzählte er die sonderbare Geschichte des Bildes und seiner Bekanntschaft mit Don Pedro.

Gegen alle Erwartung wurde der Baron zusehends heiterer während der Erzählung, „ei — sonderbar,“ waren die einzigen Worte, die ihm hie und da entschlüpfen, und als Fröbbs geendet hatte, rief er: „Was ist klarer als dies? Donna Laura Tortosi und Laura von Lorthheim, der Schweizer Kapitän Tannensee und Dein Vater sind dieselben. Und reich sagst Du, lieber Fröbbs, reich ist der Haushofmeister? Begütert, unverheirathet und hegt noch die alte Vorliebe für seine Dulcinea von Balencia? Ei der Tausend! Josephchen, da könntest es ja noch eine reiche Erbschaft von Plastern geben!“

Joseph hatte wohl diese Aeußerung nicht erwartet; der Gast sah ihr an, daß sie dieses gemeine Wort lieber ohne Zeugen gehört hätte; aber eine drückende Last schien sich dennoch ihrem Busen zu entladen, sie drückte die Hand ihres Gatten, vielleicht nur, weil er ihr diesmal weniger Bitteres gesagt hatte als sonst, und ziemlich angeheitert sagte sie: „Mir selbst scheint in dem sonderbaren Zusammentreffen unseres

Freundes mit dem Spanier eine eigene Fügung des Schicksals zu liegen; ja ich glaube sogar, daß es spanische Lieder waren, die hier und da meine Mutter, wenn sie einsam war, zur Laute sang. Ja vielleicht kommt es eben daher, daß ich nicht in Eurem Glauben erzogen wurde, obgleich mein Vater, wie ich bestimmt weiß, reformirten Glaubens war. Nun, das Beste ist, unser Freund schreibt an Don Pedro.“

„Ja, thu' mir den Gefallen,“ sagte Kalbner; „schreibe an den alten Don: seine Laura habest Du nicht gefunden, aber offenbar ihre Tochter; es könnte doch zu Etwas führen, Du verstehst mich schon; wem will er auch seinen Nammon vermachen, als Dir, Du Goldkind? Ich habe es ja immer gesagt, und auch zur Gräfin Landstron sagte ich es, als ich um Dich anhielt, wenn sie auch nicht viel, eigentlich gar nichts hat, mit ihr kommt Segen in mein Hand. Und haben wir da nicht den Segen? Wie hoch, sagtest Du, daß Du den Spanier schätze?“

## 17.

Der Baron hatte frische Flaschen befohlen, und Josephe stand bei den letzten Worten auf und entfernte sich. Unbegreiflich war Erdben; wie ungar sein Freund mit dem holden, edlen Wesen verfuhr; er fühlte, wie sie sich vor ihm der Gemeinheit ihres Gatten schäme, er fühlte es und antwortete daher ziemlich unmutig: „Was weiß ich; meinst Du denn, ich frage die Leute, mit denen ich umgehe, wie ein Engländer: wie viel wiegst Du?“

„Ach, ich kenne ja Deine sonderbaren Grillen über diesen Punkt,“ lachte der Baron, „Dir ist ein armseliger Geselle, wenn er nur das sogenannte Sentiment und Savoir vivre besitzt, so gut als Einer, der zweimalhunderttausend Pfund Renten hat; aber ernstlich, mit dem Don müssen wir ins Reine kommen, und ich rechne ganz auf Dich.“

„Ja doch; Du kannst gänzlich auf mich rechnen. Aber wie war es denn mit der Gräfin Landstron? Du sagtest mir ja noch nicht einmal, wie Du Deine Frau kennen lerntest.“

„Nun, das ist eigentlich eine kurze Geschichte,“ erwiderte Falbner, indem er sich und dem Freunde von Neuem Wein in das Glas goß; „Du kennst meinen praktischen Sinn, meinen richtigen Takt in dergleichen Dingen. Es stand mir die Wahl frei unter den Töchtern des Landes; reiche, bemittelte, schöne, hübsche; Alles stand mir zu Gebot. Aber ich dachte: nicht Alles ist Gold, was glänzt, und suchte mir eine thätige Hausfrau. So kam ich durch Zufall auch auf das Gut der Gräfin Landstron. Josephine war damals noch als Fräulein von Lannensee ihre Gesellschaftsdame. Das emsige, geschäftige Kind gefiel mir; Thee eingießen, Äpfel schälen, Bohnen brechen, Blumen begießen, kurz Alles wußte sie so gierlich und nett zu machen, daß ich dachte, diese oder keine wird eine gute Hausfrau werden. Ich sprach mit der Gräfin darüber. Zwar schreckten mich Anfangs die kurzgefaßten Nachrichten wieder ab, die mir die Landstron über Josephens Verhältnisse geben konnte. Sie sagte mir, daß sie Josephens Mutter gekannt und nach ihrem Tode das Mädchen zu sich genommen habe; Vermögen hatte sie nicht, aber die Gräfin gab eine anständige Ausstattung. Das Kopulationszeugniß ihrer Eltern, ihr Taufschein war richtig — nun, man ist ja in der Liebe gewöhnlich ein Narr, und so nahm ich sie zu mir.“

„Und bist gewiß unendlich glücklich mit diesem holden Wesen?“

„Nun, nun, das geht so; praktisch ist sie nun einmal gar nicht, und ich muß ihr die dummen Bücher ordentlich confisciren, nur daß ich sie an Hans und Garten gewöhne; denn wie will man am Ende hier auf dem Lande auskommen, wenn die Hausfrau sich vornehm in den Sopha setzt, Romane und Almanachs liest, empfindelt, wozu sie ahnedies großen Hang hat, und weder Küche noch Garten besorgt?“

„Aber mein Gott, dazu könntest du ja Mägde halten?“ bemerkte Erdben, den der Wein und das Gespräch noch wärmer und unruhiger gemacht hatten.

„Mägde?“ fragte Falbner lachend und sah ihn groß an. „Mägde! Da steht man wieder den Theoretiker! Freund, davon verstehst Du nichts! Würden mir nicht die Mägde hinterrücks den halben Garten,

die schönen Gemüße, Obst und Salat verkaufen? Und vollends in der Küche. Woher nur Holz und Butter genug nehmen, wenn Alles den Mägden anvertraut ist! Nein, die Frau muß da schalten und walten, und leider! bin ich da mit Josephen schlecht gefahren; doch komm, stoß an; der Don soll Alles gut machen!"

Fröben, so sehr sein Herz, sein zärterer Sinn durch Alles, was er hier sah und hörte, verletzt wurde, wagte nichts entgegen zu reden. Er folgte dem Hausherrn, als dieser jetzt aufstand, hielt seine Umarmung geduldig aus und nahm sogar, mehr um Josephen so bald nach diesem Vorfall nicht zu sehen, als aus Freude an des Barons Gesellschaft, seine Einladung an, ihn nach der neuen Dampfmaschine zu begleiten. Die Pferde wurden vorgeführt, die Männer schwangen sich auf, und schon wollte Fröben um die Ecke biegen, als er noch einen Blick zurückwarf und Josephens Gestalt im Fenster erblickte; sie zog ihr Tuch von dem Auge, sie blickte ihnen wehmüthig nach, sie grüßte mit der zierlichen Hand. „Deine Frau winkt uns noch, nur Abschied zu nehmen;“ rief er Faldner zu; aber dieser lachte ihn aus. „Was meinst Du denn?“ sagte er im Weiterreiten. „Glaubst Du, ich habe sie so zart und weich gewöhnt, daß wir auf einen Nachmittag mit Käffen und Dräcken, mit Gräßen und Schnupstuchwedeln Abschied nehmen? Gott bewahre mich, dadurch verwöhnt man die Weiber, und, wenn es Dir einmal begegnen sollte, daß Du auch heirathest, so mache es um Gottes willen wie ich. Kein Wort von einer Reise oder einem Spazierritt vorher. Das Pferd wird vorgeführt. — „Wohin, mein Lieber?“ fragt sie dann das erste oder zweite Mal. Keine Antwort, sondern die Handschuh angezogen. „Aber wirst Du mich denn so allein lassen?“ fragt sie weiter und streichelt Dir die Wangen; Du nimmst getrost die Reitpeitsche und sagst: Ja, ich will heute Abend noch auf das Vorwerk, es ist dies und das zu thun. Adje! und wenn ich bis neun Uhr nicht zu Hause bin, brauchst Du mit der Suppe nicht zu warten. Sie erschrickt, Du achtest es nicht; sie will nach, Du winkst ihr mit der Reitgerte zurück; sie fährt aus Fenster, hängt sich und das

Thronenthron heraus und ruft Adje! und wedelt hin und her mit dem weißen Fahnen. Laß wehen und achte nicht darauf. Drück dem Saul die Sporen in den Leib und davon; ich kann Dir Schwören, das setzt die Weiber in Respekt. Das dritte Mal fragte die meine nicht mehr, und Gottlob! das Gewinsel hat ein Ende!“

Der Baron hatte während dieser trefflichen Rede in größter Gemüthsruhe eine Pfeife gestopft, Feuer angeschlagen und dampfte jetzt, indem er seine Felder und Wälder überschaute, ohne eine Antwort seines Gastes zu erwarten; aber dieser preßte die Lippen zusammen, und noch härter preßte die Rede des rohen Mannes sein volles Herz. „O Du Hund von einem Menschen,“ sprach er bei sich, „schlechter noch als ein Hund, denn der Herr hat Dir ja Vernunft gegeben. Wie man ein Pferd zureitet oder einen Baum in bessere Erde setzt, hast Tu gelernt, aber eine schöne Seele zu behandeln, ein liebendes Herz zu verstehen, liegt außer Deinen Grenzen.“ Wie sie ihm nachsah, so voll Behmuth, denn er hatte ja nicht von ihr Abschied genommen, so voll Engelsgeduld, sie hatte ihm ja seine rohen Worte schon wieder vergeben; mit einem Blick so voll von Liebe! Von Liebe? Kann sie ihn denn lieben? Wird nicht ihr zarter Sinn tausendmal von ihm beleidigt? Sieht sie denn nicht, wie er seinem Jagdhund mehr Zärtlichkeit beweist, als ihr? Oder wie? fuhr er in seinem Hinträumen fort, sollte sie, weil sie einmal sein Weib geworden ist, Zärtlichkeit für den fühlen, den sie an Geist so weit überragt und den sie dennoch — fürchtet? Oder sollte es immer und ewig das Loos dieser armen Wesen sein, daß unter Hunderten nur eine wahrhaft lieben darf, daß die andern von der Natur zu einem herrlichen Gefäß zärtlicher, hoher Liebe ausgerüstet, erwachsen, blühen, verwellen, ohne wahre Liebe zu kennen? Doch dieser Gedanke wäre mir noch erträglicher als der, daß sie ihn wirklich lieben könnte! Nein, es kann, es darf nicht sein! Unwillkürlich hatte er bei dem letzten Gedanken durch eine rasche Bewegung seinem Pferde die Sporen gegeben, es raffte sich auf und flog dahin. „Ho, ho, Junge! Du willst mit mir in die Wette reiten?“ rief ihm der

Baron nach, und steckte die Pfeife bei. „Zweihundert Schritte gebe ich Dir vor und hole Dich dennoch ein.“ Kunstgerecht berechnete er dann den Zwischenraum, und als er dachte, Fröben habe die vorgegebenen Schritte zurückgelegt, ließ er sein Pferd weit ausstreichen und gelangte zu seinem nicht geringen Triumph in demselben Moment mit dem Freunde vor der Dampfmühle an.

## 18.

Der Mechanikus, ein bescheidener Mann, der aber allgemein den Ruf großer Geschicklichkeit genoß, empfing sie an der Thüre. „Noch immer nicht weiter?“ fragte Faldner, indem sein Gesicht sich verfinsterte. „Wahrhaftig, entweder ist mein Correspondent in London ein Schurke und verdient gehangen zu werden, oder Ihr, Meister Fröhlich, versteht zwar Taschenuhren zusammen zu dreheln, aber keine Dampfmühle aufzuschlagen, wie Ihr mir vorgespiegelt.“

Der Mann schien tief gekränkt durch die Worte des Barons; eine hohe Röthe überflog sein Gesicht, und ein bitteres Wort schwebte auf seinen Lippen, aber er unterdrückte es und fuhr mit der Hand über sein schlichtes Haar, als wollte er seinen innern Unmuth wie seine Haare glätten. „Halten zu Gnaden, Herr Baron,“ antwortete er; „wenn man mir Anfrif und Berechnung einer Maschine vorlegt und dazu Räderwerk und Schrauben so genau verzeichnet sind, so will ich eine Maschine zusammensetzen, wenn ich sie auch nie zuvor gesehen. Aber dann muß ich freies Spiel haben, und dann steh' ich auch davor, daß Alles recht wird, aber so —“

„Nun, daß ich selbst ein wenig mitgeholfen, meint Ihr? Daran soll also Alles geschoben werden? Ihr sagt selbst, daß Ihr in Eurem Leben noch keine solche Maschine gesehen, und ich habe eine gesehen, zwei, drei, in Frankreich und England, und weiß recht gut, daß die größeren Räder in der Mitte des Cylinders eingreifen und die kleineren oben angebracht sind —“

„Aber mein Gott, erlauben Eure Gnaden,“ entgegnete der Künstler

ungebuldig, „diese Ihre Dampfmaschine ist nun einmal nach anderer Struktur, das kann man ja schon an der Zeichnung sehen —“

„Zeichnung hin, Zeichnung her, Dampfmaschinen sind Dampfmaschinen, und eine sieht aus wie die andere. Betrogen bin ich; von allen Seiten angeführt, das Geld zum Fenster hinausgeworfen!“

Frdöben hatte indessen die Zeichnungen zur Hand genommen und sie durchgesehen. Er fand, daß die Struktur dieser Mühle sehr einfach und schön, und wenn die bezeichneten Räder und Schrauben paßten, sehr leicht aufzuschlagen sei. Er hatte in früheren Zeiten Mathematik und Physik gründlich studirt, er hatte zugleich mit dem Freunde die berühmtesten Maschinenwerke gesehen und kennen gelernt, kam aber, weil er sich selten darüber äußerte, bei dem Herrn von Faldner, der sich mit seinen Kenntnissen ungemein viel wußte, in den Verdacht, wenig oder nichts vom Maschinenwesen zu verstehen. Er wandte sich nun, als Faldners Unmuth noch größer zu werden drohte, an den Mechanikus, fragte nach diesen und jenen Stücken, die auf der Zeichnung angegeben waren, und als Jener sie vorwies, als man sah, wie richtig sie in einander paßten, sagte er zu Faldner: „Ich wollte wetten, Du bist durchaus nicht betrogen, denn so gut hier F und H in P paßen, — Du siehst, es sind die Hauptzüge, wodurch die Stampfmühle mit der Delpresse in Verbindung gesetzt wird — so gut muß sich auch das Uebrige fügen.“

„Ach, Sie hat unser Herrgott hergeschickt,“ rief der Mechanikus freudig, „wie Sie dies doch gleich so wegbeizamen! Ja, das F ist der Hauptzug, H hier greift in das Stangenwerk ein, hier wird das Rad KL befestigt.“

„Die Maschine ist sehr einfach,“ fuhr Frdöben fort, „und der ganze Irrthum meines Freundes kommt daher, daß er die Struktur größerer Werke vor Augen hat, die freilich anders aussehen. Du wirst Dich übrigens erinnern, daß wir in Devonshire bei Sir Henry Smith eine Delpresse sahen, die beinahe ganz nach diesem Plan gebaut war.“

Der Baron verberg sein Staunen hinter einem ironischen Lächeln, womit er bald den Freund, bald den Mechanikus ansah. „Machet

„was ihr wollt,“ sagte er gleichgültig, „ich gebe die ganze Geschichte verloren; vernünftiger wäre es gewesen, ich hätte einen englischen Mechaniker mitkommen lassen. Versuche immer Dein Heil an dem heillosen Schraubenwerk; ich denke, wenn ich Dich in einigen Stunden abhole, wirst Du dieses Maschinenabc schon satt haben; denn darin, ich weiß es ja, bist Du doch nur ein ABC-Schäpe.“ Pfeifend verließ er das Gebäude, setzte sich auf und ritt in den Wald.

Fröben aber ließ sogleich wieder auseinanderlegen, was nach des Barons eigenmächtigem Plan bisher zusammengefügt war. Die Nummern wurden geordnet, und er wurde unter diesem Geschäft nach und nach heiterer, denn es zerstreute die düsteren Bilder in seiner Seele, und nicht ohne Lächeln bemerkte er, wie ihn der Mechanikus mit leuchtenden Blicken betrachtete, wie ihn seine Gefellen und Jungen gleich einem Altmeister ihrer Kunst ehrfurchtsvoll ansahen. Freude und Leben war in die Werkstatt gekommen, wo man diesen Morgen nur die Befehle, die Fläche des Barons, die Bitten und Segenreden des Meisters gehört hatte; bald war Alles in Ordnung gebracht, und als der Baron Abends aus dem Wald zurückkam, seinen Gast abzuholen, erkaunte er und schien sich im ersten Augenblick nicht einmal über das sichtbare Fortschreiten des Werkes zu freuen. Er hatte erwartet, Alles in Bestürzung und Confusion zu treffen, aber der Mechanikus überreichte ihm lächelnd die Zeichnung, führte ihn an den Cylinder und zeigte ihm, indem er bald auf das Papier, bald auf das Werk hindeutete, mit stolzer Freude, was sie jetzt schon geleistet haben. „Wenn es so fortlehrt,“ setzte der Mechanikus hinzu, „und wenn der fremde Herr dort uns auch morgen so trefflich an die Hand geht, so garantire ich, daß wir noch vor Sonntag fertig werden.“

„Tolles Zeug!“ war Alles, was der Baron antwortete, indem er die Zeichnung zurückgab, und Fröben war ungewiß, ob es Fläche oder Dankfugungen seien, was sein Freund hix und wieder murmelte, als sie zusammen nach dem Schloß zurücktritten.

Der glückliche Fortgang des Maschinenbaues, vielleicht auch die



Schlummernde Ansicht auf Don Pedro's spanische Quadrupeln, hatte den Baron in den nächsten Tagen fröhlicher gestimmt. Fröben hatte an den Spanier nach B. geschrieben, und sein Gassfreund nahm ihm das Versprechen ab, so lange bei ihm zu verweilen, bis aus B. eine Antwort angelangt sei. Auch gegen Josephe betrug er sich etwas menschlicher, und er hatte ihr, wahrscheinlich mehr aus Rücksicht auf den Freund, als auf sie, sogar erlaubt, daß sie ihre Haushaltungsgeschäfte abthürzen und Vormittags oder Abends, wenn ihn selbst Geschäfte abhielten, sich von Fröben vorlesen lassen, oder Spaziergänge mit ihm machen dürfe. Und sie lebte in diesen wenigen Tagen zusehends auf. Ihre Haltung wurde kräftiger, ihre Wangen röthete ein Schlummer von stillem Vergnügen, und in manchen Augenblicken, wenn ein holdes Lächeln um ihre Lippen zog, wenn jene feine Strähnen in den Wangen erschienen, gestand sich Fröben, daß er selten eine schönere Frau gesehen habe, ja ihr Anbild verwirrte ihn oft so ganz, daß er ein geliebtes Bild seiner Träume verwirklicht glaubte, daß halbversunkene Erinnerungen wieder in ihm auftauchten, daß ihm sogar ihre Stimme, wenn sie bewegt, gekührt war, so bekannt dünkte, als hätte er sie nicht hier zum erstenmal gehört. Seltener zog er in jenen Tagen das Bild hervor, das er sonst stundenlang betrachtet hatte, und wenn es ihm zufällig in die Hände fiel, wenn er es aufrollte, wenn er in das Auge der unbekanntem Geliebten sah, so fühlte er sich beschämt, er glaubte, ihrem leblosen Bilde diese Vernachlässigung abbitten zu müssen. „Doch,“ sprach er dann zu sich, als müßte er sich entschuldigen, „ist es denn Unrecht, der armen Freundin einige Tage ihres freudlosen Lebens angenehmer zu machen? Und wie wenig gehört dazu, dieses holde Wesen zu erfreuen, sie glücklicher zu stimmen! Ein schönes Buch mit ihr zu lesen, mit ihr zu sprechen, sie auf einem Spaziergang an ihre Lieblingsplätzchen zu begleiten — dies ist ja Alles, was sie braucht, um heiter und froh zu sein. Welchen Himmel könnte Faldner in seinem Hause haben, wenn er nur zuweilen die eine oder andere dieser kleinen Freuden mit ihr theilte!“

Der junge Mann fühlte sich übrigens, ohne daß er es sich selbst recht gestand, angenehm berührt, geschmeichelt von Josephens Anhänglichkeit an ihn. Schien ihr nicht jeder Morgen, jeder Abend ein neues Fest zu sein? Wenn er herabkam zum Frühstück, hatte sie schon Alles zierlich und nett bereitet; bald wählte sie den Saal, der eine herrliche Aussicht auf den fernem Rhein öffnete, bald die Terrasse, von wo sie das ländliche Gemälde der Arbeiter in den Feldern und an den Weinbergen vor sich hatten, so nah, um Alles, wie ein treues Tableau, zu betrachten, und doch ferne genug, um im stillen Genuß des Morgens nicht gestört zu sein; bald hatte sie eine Laube im Garten ausgesucht, wo die Welt ringsum von dichten Platanen abgeschlossen und nur der frischen Morgenluft, oder dem Frühroth der Zutritt gestattet war. So erschien sie immer neu und überraschend, und wenn der Freund herzutrat, wie freudig stand sie auf, wie hold bot sie ihm die Hand zum Gruß, wie lebhaft wußte sie, wenn er, noch ganz in ihren Anblick versunken, ohne Worte war, das Gespräch anzuknüpfen, dies und jenes zu erzählen, durch Lanne und seine Beobachtung Allem, was sie sagte, ein eigenes Gewand, einen eigenthümlichen Reiz zu geben! Und wenn sie dann nachher schnell und emsig das Geräthe des Frühstücks auf die Seite räumte, wenn er sein Buch hervorzog, wenn sie mit der Arbeit, die sie selten bet Seite legte, ihm sich gegenüber setzte und erwartungsvoll an seinen Lippen hing, da war es ihm oft, als müßte er Alles, die ganze Welt vergessen, und einen kleinen, kurzen, seligen Augenblick träumte er, er sei ein glücklicher Gatte und sitze hier an der Seite eines geliebten Weibes.

## 19.

Es gereichte Josephen in den Augen ihres Freundes zu keinem geringen Ruhm, daß sie gerade jenen Dichter zu ihrem Liebling erwählt hatte, der auch ihn vor allen anzog. Zwar mußte er ihr oft bei Vorlesungen aus Jean Pauls herrlichen Dichtungen zu Hülfe kommen, um dieses oder jenes dunklere Gleichniß zu erklären; aber sie sagte

schuell; ihr natürlicher Takt und ihr zarter Sinn, der so ganz in dem Dichter lebte, ließ sie Manches errathen, ehe ihr noch der Freund Gewißheit gegeben hatte.

„Es liegt doch,“ sagte sie eines Tages, „eine Welt voll Gedanken in diesem Hesperus! Jede menschliche Empfindung bei Freude und Schmerz, bei Liebe und Gram liegt zergliedert vor uns da; er weiß uns, indem wir den süßen Duft einer Blume einfangen, ihre innersten Theile, ihre zarten Blätter, ihre feinsten Staubfäden zu beschreiben, ohne daß er sie zerstört, entblättert. Denn das, glaube ich, ist ja das große, tiefe Geheimniß dieses Meisters, daß er jede tiefere Empfindung nicht beschreibt, sondern andeutet, und doch wieder nicht flüchtig andeutet, sondern wie durch das feine Mikroskop eines Gleichnisses uns einen tiefen Blick in die Menschenseele thun läßt, wo Gedanke an Gedanke aufsteigt und das Auge, überrascht, aber entzückt über die wundervolle Schöpfung, in eine Thräne übergeht.“

„Sie haben,“ erwiderte der Gastfreund, „wie es mir scheint, in diesen Worten sein Geheimniß wirklich ausgesprochen. Mir ist sonst, ich gesehe es offen, nichts so in der innersten Seele zuwider, als das sichtbare Abmāhen eines Autors, dem Leser recht klar und deutlich zu machen, was sein Held oder die Heldin, oder eine dritte, vierte Person da oder dort empfunden oder gedacht. Aber unser Dichter! Wie herrlich, wie reich ist auch hierin seine Erfindung; wir leben, wir denken, wir weinen unwillkürlich mit Victor, und Klotildens bleichere Wangen, ihre klagelose Trauer trifft uns tiefer als jede Beschreibung es sagen kann, und im warmen, weichen Glanz der Liebenden möchten wir ein Strahl der Abendsonne sein, der in der Laube um ihre Umarmung spielt, jene Nachtigall, die ihnen die fromme Feier ihrer Seligkeit mit ihrer glodenhellen Stimme einkläutere.“

„Es ist sonderbar,“ bemerkte Joseph, „der Faden dieses Romans, was man sein Gerippe nennt, würde uns bei andern nicht im mindesten interessant, vielleicht sogar gesucht, langweilig dünken. Sechs verlorene, vertauschte, wieder gefundene Söhne, statt daß z. B. Walter Scott ge-

wöhnlich nur einen hat und sogar der Verfasser des Balladmor in seiner Parodie mit zweien sich begnügt; eine junge Dame, die zu ihrer Qual von ihrem Bruder geliebt wird, selbst aber seinen Freund liebt; ein kleiner, simpler Hof in Duodes, ein Pfarrhaus voll Ratten und Kinder, und ein Edelsth, wo Ueoble wohnen; denken Sie sich diese gewöhnlichen Dinge in einer Reihenfolge, so haben Sie einen unserer gewöhnlicheren Romane von verlorenen Söhnen u., und nicht einmal einen rechten Jammer, um mich so auszudrücken, als etwa Le Beau's Ermordung durch den Hofjunker, oder das tragische Ende des Lords im fünften Akt. Aber welsch' ein Leben, welsch' eine Welt wird aus dieser Geschichte, wenn ihr jener Dichter seinen Blumenmantel umhängt! Welche geistreiche Lust, höher und reiner als jede irdische, kommt uns aus der verehrenden Liebe Victors und Klotildens zu ihrem Lehrer Emanuel, welche Behmuth aus den Täuschungen eines kalten Lebens, wenn Victor und jenes lebenswürdige Wesen sich verkennen, nicht finden; welche Bönne endlich, wenn ihre Seelen unter dem nächstlichen, gestirnten Himmel im Schmerz der Trennung sich aufschließen und überströmen in Liebe!"

„Ja,“ rief der junge Mann, „unser Dichter ist ein großer Musiker. Er hat ein ausgespieltes, altes, längst gehdrites Thema vor sich; aber indem er den Gang des alten Liedchens beibehält, führt er die Gedanken auf eine Weise aus, die uns so überraschend, so neu erscheint, daß wir das Thema vergessen und nur auf die Wendungen hören, in die er übergeht, in welchen er die Himmelsleiter der Lönne wie ein Engel auf- und abgeht und uns einen geöffneten seligen Himmel im Traume zeigt, während wir vielleicht wie Jakob in der Wirklichkeit auf recht hartem Lager liegen. Dann ist er bald weich, wie eine Flöte, durchdringend, wie die Hoboe, bald voll, röhrend, wie das Waldhorn aus der Ferne, bald brant er daher wie mit den mächtigsten tiefsten Bässen, majestätisch, erhaben, bald nur sanft lispelnd wie die Aeolsharfe, oder in Behmuth aufgelöst, wie die Lönne der Harmonika.“

„Wie danke ich es ihm,“ sagte Josephine weich, „daß er verfährt, daß er die Wunden unserer Wehmuth heilt! Es hätte ja in seiner Macht gestanden, Klotilden untergehen zu lassen im Schmerz unerwidelter Liebe, vor ihrem Tode hätte ihr Victor noch zugerufen: „Ich liebte Dich ja über Alles,“ und sie wäre lächelnd eingeschlafen. Denken Sie sich den ungeheuern Schmerz, die Bitterkeit gegen das Geschick, wenn wir diese Menschen so hätten untergehen sehen, ohne Hoffnung, ohne Trost! Aber es wäre ja nicht möglich gewesen; Victor hätte nicht so lange geliebt, hätte sich an Joachime oder die Fürstin hingegeben, denn ein Mann kann ja ohne erwiderte Liebe nicht lange lieben!“

„Glauben Sie das wirklich?“ erwiderte Fröben, wehmüthig lächelnd. „O wie wenig müssen Sie uns kennen, wie klein müssen Sie von uns denken, wenn wir nicht einmal den Muth besäßen, dieses kurze Leben hindurch tren zu lieben, auch ohne geliebt zu werden!“

„Ich halte es bei Frauen für möglich,“ sagte die schöne Fran; „Liebe ohne Gegenliebe ist ein tiefes Unglück, und Frauen sind ja mehr dazu gemacht, stille Leiden zu tragen ein Erdenleben lang, als ihr. Der Mann würde einen solchen Gram von sich werfen, oder der glühende Kummer wüßte ihn verzehren!“

„Beides nicht — ich lebe ja noch und liebe,“ sagte Fröben, gerstrent vor sich hinblickend.

„Sie lieben!“ rief Josephine, und mit so eigenem Ton, daß der junge Mann erschrocken aufblickte; sie schlug die Augen nieder, als ihr sein Blick begegnete, eine tiefe Röthe überflog ihr Gesicht und ging eben so schnell wieder in tiefe Blässe über.

„Ja,“ sagte er, indem es ihm mit Mühe gelang, es scherzhaft zu sagen: „der Fall, den Sie setzten, ist der meinige, und noch liebe ich, vielleicht ruhiger, aber nicht minder thunig als am ersten Tag, ich liebe sogar betruhe ohne Hoffnung, denn die Dame meines Herzens weiß nicht um meine Liebe, und dennoch, wie Sie sehen, hat mich der Kummer noch nicht getödtet.“

„Und darf man wissen!“ sagte sie guttraulich, aber wie es Fröben

sahen, mit zitternder Stimme, „darf man wissen, wer die Strolche ist?“

„Ach, sehen Sie, das ist gerade das Unglück, ich weiß ja nicht, wer sie ist, noch wo sie sich anhält, und liebe dennoch; ja, Sie werden mich für einen zweiten Don Quixote halten, wenn ich gestehe; daß ich sie nur eintigmal flüchtig sah, mich nur noch einiger Partien ihres Gesichtes erinnern kann, und dennoch in der Welt umherstreife, um sie zu finden, weil es mir zu Hause keine Ruhe läßt.“

„Sonderbar,“ bemerkte Josephe, indem sie ihn nachdenklich ansah, „sonderbar, es ist wahr, ich kann mir einen solchen Fall denken, aber dennoch machen Sie eine seltene Ausnahme, lieber Erdben; wissen Sie denn, ob Sie geliebt werden? Ob das Mädchen Ihnen tren ist?“

„Nichts weiß ich von diesem Allen,“ erwiderte er ernst und mit verschlossenem Gram, ich weiß nichts, als daß ich glücklich wäre, wenn ich jenes Wesen mein nennen könnte, und weiß nur allzugut, daß ich vielleicht auf immer verzichten muß und nie ganz glücklich werde!“

„Je seltener sonst der junge Mann über diese Gefühle sich aussprach, desto mächtiger kamen in diesem Augenblicke alle Schmerzen der Erinnerung an gramvolle Stunden, und eine Wehmuth über ihn, der er sich nicht gewachsen fühlte. Er stand schnell auf und ging aus der Laube dem Schlosse zu. Aber Josephe sah ihn mit Blicken voll unendlicher Liebe nach; Thräne um Thräne löste sich aus den zuckenden Wimpern, und erst als sie wie ein Quell auf ihre schöne Hand herabfielen, erweckten sie Josephen aus ihren Träumen. Und beschämt, als hätte sie sich bei einer geheimen Schuld belauscht, erröthete sie und preßte ihr Tuch vor diese verrätherischen Augen.“

## 20.

Die Vorhersagung des alten Mechanikus war eingetroffen, denn mit dem letzten Tage der Woche waren auch die Maschinen der Dampf- mühle fertig aufgestellt. Der Baron, so unruhig er anfangs gewesen war, hatte in der Freude seines Herzens, als der erste Versuch glücklich

gelungen war, den Alten und seine Gesellen reichlich beschenkt entlassen, und auf Sonntag alle seine Nachbarn in der Umgegend eingeladen, um mit einem kleinen Feste seine Mühle einzuweihen. So glücklich und heiter er an diesem Tage war, so fröhlich und jovial er seine zahlreichen Gäste empfing, so entgieng es doch Fröbrens beobachtenden Blicden nicht, daß er die arme Josephe mit hunderterlei Aufträgen und Anordnungen plagte, daß sie ihm nichts zu Dank machen konnte. Bald sollte sie in der Küche sein, um das Gefinde anzutreiben und selbst mitzuhelfen, bald besserte er dies oder jenes an ihrem Fuß, bald wollte er vor Ungeduld verzweifeln, wenn sie nicht schnell genug die Treppe herabfiel, um mit ihm am Portal die Ankommenden zu empfangen, bald wollte er die Tafel so oder anders gestellt haben, bald wollte er den Kaffee im Garten, bald im Salon trinken. Mit Engelsgeduld und einer Resignation, die dem Freunde unbegreiflich war, ertrug sie alle diese Unbilden. Sie war überall, sorgte für Alles und wußte sogar einen Augenblick zu finden, um den Gastfreund zu fragen, warum er gerade heute so trübe sei, ihn aufzumuntern, an der allgemeinen Fröhlichkeit Theil zu nehmen.

Allgemein entzückte die Schönheit, die behende Aufmerksamkeit der Handfrau; die Männer priesen den Baron glücklich, einen solchen Schatz im Hause zu haben, und mehrere der älteren Damen sagten ihm unverholen ihre Bewunderung über die seltenen Talente zur Wirtschaft, über die Einsicht und Ordnung einer so jungen Frau. „Siehst Du,“ flüßerte der Glückliche Fröbren zu, „siehst Du, was eine Frucht, wie die meinige, Wunder wirkt? Ich bin im Ganzen heute recht zufrieden mit ihr, aber wenn ich nicht im Geheimen überall selbst nachhülfe, wie stünde es dann um die wirtschaftliche Ehre der Handfrau! Aber es macht sich, ich sagte es ja immer, es macht sich.“ Die allgemeine Fröhlichkeit und der Wein steigerten baldner immer höher, und es war endlich hohe Zeit, die Tafel aufzuheben, denn er und einige Herren aus der Nachbarschaft erlaubten sich schon Scherze und Auspielungen, welche jedes zartere Ohr beleidigten.

Man fuhr nach der neuen Dampfkuhle, man weichte sie unter Scherz und Lachen förmlich ein, man ging wieder zurück und erkannte aufs Neue über die geschmackvollen und doch so bequemen Anordnungen, welche Josephe indeffen im Garten getroffen hatte. Sie hatte es gewagt, nach ihrer eigenen Erfindung schnell eine große geräumige Laube errichten zu lassen; alle möglichen Erfrischungen erwarteten dort die Gäste, und ihr allgemeines Lob bewirkte ein Wunder; der Baron wurde nicht einmal ungehalten, daß man junge Eschen und Tannen aus seinem Walde zu der Laube verwendet, daß man seinen eigenen Plan, ein Zelt aus Brettern und Leppichen aufzuschlagen, nicht befolgt hatte. Er lächelte seine Frau auf die Stirne und dankte ihr für die angenehme Ueberraschung.

Man setzte sich in bunten Reihen umher. Die Männer sprachen den alten Weinen des Hansherrn fleißig zu, und bald hatte eine allgemeine Fröhlichkeit die Gesellschaft erfaßt. Man spielte wichtige, geistreiche Spiele, und als die muthwillige Lanne der Männer noch höher krieg, wurden sogar Pfänderspiele nicht verschmäht. So kam es, daß bei ihrer Auslösung auch Fröbden sein Pfand mit einer Strafe lösen sollte, und Josephe, welcher die Bestimmung dieser Strafe aufgelegt war, befahl ihm, eine wahre Geschichte aus seinem Leben zu erzählen. Man gab ihrer Wahl allgemeinen Beifall, der Baron schlug vor Freunden über seine kluge Frau in die Hände, und als Fröbden zauderte und sich besann, rief er: „Nun, soll ich etwas für Dich erzählen aus Deinem Leben? Etwa die pikante Geschichte von dem Mädchen vom Pont des Arts?“

Fröbden erröthete und sah ihn mißbilligend an; aber die Gesellschaft, die hier vielleicht ein lustiges Geheimniß abnete, rief: „Die Geschichte von dem Mädchen, die Geschichte vom Pont des Arts!“ und vielleicht nur, um der Indiscretion seines Freundes zu entgehen, den der Wein schon etwas über die gewöhnlichen Grenzen hinausgerückt hatte, bequeme er sich zu erzählen; der Baron aber versprach der Gesellschaft, sobald der Erzähler von der genauen Wahrheit abweisen



würde, wolle er Noten zu der Geschichte geben, denn er sei selbst dabei gewesen.

## 21.

„Ich weiß nicht,“ hub Fröben an, „ob der Gesellschaft bekannt ist, daß ich vor mehreren Jahren mit unserem Faldner reiste, namentlich in Paris mit ihm einige Zeit zusammenlebte, ja ein Haus mit ihm bewohnte? Wir hatten so ziemlich gemeinschaftliche Studien, besuchten dieselben Zirkel, machten gegenseitig unsere früheren Bekannten mit dem Freunde bekannt und lebten auf diese Weise unzertrennlich. Wir hatten einen gemeinschaftlichen Freund, den eben so liebenswürdigen als gelehrten Doktor R., einen Landsmann, der in der Rue Laranne wohnte, die bekanntlich in die Rue St. Dominique führt und auf dem linken Ufer der Seine liegt. Unser gewöhnlicher Abendspaziergang war durch die Champs élysées über die schöne Brücke ins Marsfeld und von da durch Faubourg St. Germain in die Wohnung unseres Freundes, wo wir oft noch bis tief in der Nacht vom Vaterlande, von Frankreich, von dem, was wir gesehen, von allem Möglichen plauderten. Wir wohneten, um dies noch hinzuzusetzen, am Place des Victoires, ziemlich entfernt von der Rue Laranne und wählten zum Rückweg gewöhnlich den Pont des Arts, um das Louvre zu durchschneiden und uns einen Umweg durch die Seitenstraßen zu ersparen. Eines Abends, es mochte nach elf Uhr sein — es hatte etwas geregnet, und der Wind wehte besonders in der Nähe des Flusses sehr kalt und schneidend — gingen wir auch vom Quai Malaquais über den Pont des Arts dem Louvre zu. Der Pont des Arts ist nur für Fußgänger zugänglich, und so kam es, daß um diese Zeit nicht mehr viel Leben um und auf der Brücke war. Wir gingen, die Mäntel fester um uns ziehend, stillschweigend über die Brücke; schon wollte ich die Brückenstufen auf der andern Seite hinabellen, als ein überraschender Anblick mich fest hielt.

„An die Brücke gelehnt, stand eine schlanke, ziemlich hohe weibliche Gestalt. Ein schwarzes Hüßchen war tief ins Gesicht gedrückt und

zum Ueberfluß noch mit einem grünen Schleier versehen; ein schwarzer Mantel von Seide fiel um den Leib, und der Bind, der die Gewänder in diesem Augenblick fester anschniegte, verrieth eine ungemein garte, jugendliche Taille; aus dem Mantel ragte eine kleine Hand hervor, die einen Teller hielt; vor ihr aber stand ein kleines Laternchen, dessen Licht unruhig flackerte; sein Schein fiel auf einen zierlichen Fuß. Es wohnt vielleicht nirgends so sehr als in jener Stadt das tiefste Elend neben dem höchsten Glanz und Wohlleben, aber dennoch sieht man verhältnißmäßig wenige Bettler. Sie drängen sich selten unverschämt herzu, und nie wird man sehen, daß sie dem Fremden nachlaufen, ihn mit Bitten verfolgen. Alte Männer oder Blinde sitzen oder knien an den Ecken der Straßen, den Hut ruhig vor sich hinhaltend, und überlassen es dem Vorübergehenden, ob er ihren bittenden Blick beachten will.

Am Schauerlichsten, wenigstens für mein Gefühl, waren immer jene verschämten Bettler, die Nachts, mit verhäutem Haupt, eine brennende Kerze vor sich, regungslos, fast schon wie erstorben, in einer Ecke stehen; viele meiner Bekannten in Paris hatten mich versichert, daß man darauf rechnen könne, daß dies meistens Leute aus besseren Ständen seien, die durch Unglück so tief herabgekommen sind, daß sie entweder Arbeit suchen müssen, oder sind sie zu verschämt, vielleicht zu schwach, um für Brod zu arbeiten, so ergreifen sie diesen letzten Ausweg, ehe sie, wie so viele Unglückliche, ihr Leben in der Seine der Vergessenheit übergeben.

Von dieser Klasse der Bettelnden war die weibliche Gestalt an dem Pont des Arts, deren Anblick mich unwillkürlich fesselte. Ich sah sie näher an; ihre Glieder schienen vor Frost noch heftiger zu zittern, als das Flämmchen in der Laterne, aber sie schwieg und ließ ihr Elend und den kalten Nachtwind für sich reden. Ich suchte in der Tasche nach kleinem Gelde, aber es wollte sich kein Sou, sogar kein einzelner Frank finden. Ich wandte mich an Faldner und bat ihn um Münze; aber unmutig, durch mein Zögern der schneidenden Kälte ausgesetzt zu sein,

rief er mir in unserer Sprache zu: ‚So laß doch das Bettelvolk und spate Dich, daß wir zu Bette kommen, mich friert!‘ — ‚Nur ein Paar Sous, Bester!‘ bat ich; aber er packte mich am Mantel und wollte mich wegziehen.

„Da rief die Verkältete mit zitternder, aber wohlthuerender Stimme, und zu unserer Verwunderung auf gut deutsch: ‚O meine Herren! sein Sie barmherzig!‘ Diese Stimme, diese Worte und unsere Sprache hatten etwas so Rührendes für mich, daß ich noch einmal um einige Münze bat. Er lachte: ‚Nun wohl, da hast Du ein Paar Franken,‘ sagte er, ‚versuche Dein Heil mit der Jungfer, aber mich laß aus dem Zug treten.‘ Er drückte mir das Geld in die Hand und ging lachend weiter. Ich war in diesem Augenblick wirklich verlegen, was ich thun sollte; sie mußte ja gehört haben, was Faldner sagte, und beleidigen mag ich am wenigsten einen Unglücklichen. Ich trat unschlüssig näher. ‚Mein Kind,‘ sagte ich, ‚Sie haben hier einen schlechten Standpunkt gewählt, hier werden heute Abend nicht mehr viele Menschen vorübergehen.‘ Sie antwortete nicht gleich. ‚Wenn nur,‘ flüsterte sie nach einer Weile kaum hörbar, ‚diese Wenigen Gefühl für Unglück haben!‘ Diese Antwort überraschte mich, sie war so ungesucht und doch so treffend. Die edle Haltung des Mädchens, der Ton, womit sie jene Worte gesagt, verriethen Bildung. ‚Wir sind Landleute,‘ fuhr ich fort, ‚darf ich Sie nicht bitten, daß Sie mir sagen, ob ich vielleicht mehr für Sie thun kann, als so im Vorübergehen zu geschehen pflegt?‘ — ‚Wir sind sehr arm,‘ antwortete sie, wie mir schien, etwas muthiger, ‚und meine Mutter ist krank und ohne Hilfe.‘ Ohne weitere Ueberlegung, nur von dem unbestimmten Gefühl, daß mich das Mädchen sehr anzog, getrieben, sagte ich: ‚Führen Sie mich zu ihr!‘ Sie schwieg; der Vorschlag schien sie zu überraschen. ‚Halten Sie dieses für nichts anders,‘ fuhr ich fort, ‚als für meinen redlichen Willen, Ihnen zu helfen, wenn ich kann.‘ — ‚So kommen Sie,‘ erwiderte die Verschleierte, hob ihr Laternchen auf, löschte es aus und verbarg es sammt dem Teller unter dem Mantel.“

## 22.

„Wie?“ rief der Baron laut lachend, als Fröben schwieg, „weiter willst Du nicht erzählen? Willst es auch heute wieder machen, wie Du es mir schon damals machtest? Nämlich bis hieher, meine Herren und Damen, hat er ganz nach reiner historischer Wahrheit erzählt. Er glaubte mich vielleicht weit weg, und ich stand keine zehn Schritte von der erbaulichen Samariter scene unter dem Portal des Palais und sah ihm zu; ob der Dialog wirklich so vor sich gegangen, weiß ich nicht, denn der schändliche Wind verwehte die Worte, aber ich sah, wie die Dame ihr Lämpchen auslöschte und mit ihm zurück über die Brücke ging. Die Nacht war mir zu kalt, um ihm bei seinem galanten Abenteuer zu folgen, aber am Ende, ich wollte wetten, sah er weder eine franke Mama, noch dergleichen, sondern die Dame vom Pont des Arts hatte das alte Strenenlied nur auf andere Weise gesungen.“

Er belachte seinen eigenen Witz, und die Männer stimmten ein in das rohe Gelächter, die Damen aber saßen vor sich nieder, und Josephine schien mit den Worten ihres Gatten so unzufrieden, als mit der sonderbaren Erzählung ihres Freundes, denn bleich wie der Tod hielt sie ihre Tasse in den Händen, daß sie klirrte, und sandte dem jungen Mann nur einen Blick zu, für den er in diesem Augenblick keine andere, als eine tief beschämende Deutung wußte. „Ich glaube zwar,“ sprach er, mit starker Stimme das Gelächter der Männer unterbrechend, „mein Pfand gelöst zu haben, aber mein eigener Vortheil will, daß ich eine Deutung dieses Vorfalles nicht zulasse, die mein Freund ihm unterzulegen scheint; Sie erlauben mir daher, daß ich fortfahre, und bei meinem Leben,“ setzte er hinzu, indem er erröthete und sein Auge höher leuchtete, „ich will Ihnen die reine Wahrheit sagen.“

„Das Mädchen bog über die Brücke ein, woher ich gekommen war. Während ich schweigend mehr hinter als neben ihr ging, hatte ich Zeit, sie zu betrachten. Ihre Gestalt, so weit sie der Mantel sehen ließ, ihre ganze Haltung, besonders aber ihre Stimme, war sehr jugend-

Ich; ihr Gang schnell, aber leicht und schwebend. - Sie hatte meinen Arm abgelehnt, als ich ihn zur Führung angeboten. Am Ende der Brücke bog sie nach der Rue Mazarin ein. 'Ist Ihre Mutter schon lange krank?' fragte ich, indem ich wieder an ihre Seite trat und versuchte, durch den Schleier etwas von ihren Zügen zu erspähen. 'Seit zwei Jahren,' antwortete sie seufzend, 'aber seit acht Tagen ist sie recht elend geworden.' — 'Waren Sie schon öfter an jenem Ort?' — 'Wo?' fragte sie. — 'Auf der Brücke.' — 'Diesen Abend zum ersten Mal,' erwiderte sie. — 'Dann haben Sie sich keinen guten Platz gesucht, andere Passagen sind frequenter.' Doch schon, indem ich dies sagte, berante ich, es gesagt zu haben, denn es mußte sie ja verletzen. Mit unterdrücktem Weinen flüsterte sie: 'Ach, ich bin ja hier so unbekannt und — ich schämte mich, so ins Gedränge zu gehen.'

'Wie grenzenlos mußte das Elend sein, das dieses Geschöpf zwang, zu betteln. Zwar wollten auch mir, ich gestehe es, einigemal solche Gedanken kommen, wie sie Faldner hatte, aber immer verschwanden sie wieder, weil sie widersinnig, unnatürlich waren; wenn sie zu jener verworfenen Klasse von Mädchen gehörte, warum sollte sie sich verbüllt an einen einsamen Ort stellen? Warum geiffentlich eine Gestalt verbergen, die, so viel die Umrisse flüchtig zeigten, gewiß zu den schoueren zu zählen war? Nein, es war gewiß wirkliches Elend und jene zarte Verschämtheit vor unverschuldeter Armuth da, die das Unglück so unbeschreiblich rührend macht.

'Hat Ihre Mutter einen Arzt?' fragte ich wieder nach einiger Weile. 'Sie hatte einen; aber als wir keine Arznei mehr kaufen konnten, wollte er sie in das Spital des Incurables bringen lassen, und — das konnte ich nicht ertragen. Ach Gott, meine arme Mutter ins Spital!' Wie viel tiefer Schmerz lag in den letzten Worten dieses Mädchens!

'Sie weinte, sie führte ihr Tuch unter dem Schleier aus Auge, und Laterne und Kessel, die sie in der andern Hand trug, verhinderten sie, den Mantel zusammen zu halten; der Wind wehte ihn weit aus-

einander und ich sah, daß ich mich nicht betrogen hatte; sie war von feiner, schlanker Taille, sie trug ein einfaches, so viel mein flüchtiger Blick bemerkte, sehr reinliches Kleid. Sie haschte nach dem Mantel, und indem ich ihr behülflich war, ihn wieder umzulegen, fühlte ich ihre weiche, zarte Hand.

Wir waren schon durch die Straßen Nazarin, St. Germain, Ecole de Médecine und von dort durch einige kleine Seitenstraßen gegangen, als sie auf einmal stehen blieb und klagte, sie habe den Weg verfehlt. Ich fragte sie, in welcher Gegend sie wohne, und sie gab St. Severin an. Ich war in Verlegenheit, denn diese Straße wußte ich selbst nicht zu finden. Mochte es Angst oder Kälte, ich sah sie heftiger zittern. Ich sah mich um; ich bemerkte noch Nicht in einem Souterrain, wo Braantwein verkauft wurde, ich bat sie, zu warten, stieg hinauf und erkundigte mich. Man wies mich zurecht, und ich glaubte mich hinfinden zu können. Als ich herauf kam, hörte ich in der Nähe laut reden; ich sah beim schwachen Schein einer Laterne, wie sich das Mädchen heftig gegen zwei Männer wehrte, von denen der eine ihre Hand, der andere den Mantel gefaßt hatte; sie lachten, sie sprachen ihr zu; ich ahnete, was vorging, sprang herzu und riß dem einen die Hand weg, die er gefaßt hatte; sprachlos, weinend klammerte sie sich fest an meinen Arm.

„Meine Herren,“ sagte ich, „Ihr sehet, Ihr seid hier im Irrthum, Ihr werdet im Augenblick den Mantel von Mademoiselle loslassen?“

„Ach, Verzeihung, mein Herr!“ erwiderte der, welcher ihren Mantel gefaßt hatte. „Ich sehe, Sie haben ältere Rechte auf Mademoiselle!“ Und lachend zogen sie weiter.

Wir gingen weiter, das arme Kind zitterte heftig, sie hielt noch immer meinen Arm fest, sie war nahe daran, niederzusenken.

„Nur Muth!“ sagte ich zu ihr, „St. Severin ist nicht ferne, Sie werden bald zu Hause sein.“ Sie antwortete nicht, sie weinte noch immer. Als wir in der Straße waren, die nach der Beschreibung

St. Severin sein mußte, blieb sie wieder stehen. „Nein, Sie dürfen nicht weiter mit mir gehen, mein Herr!“ sagte sie. „Es darf nicht sein.“ — „Aber warum denn nicht, da Sie mich so weit mitgenommen haben; ich bitte, trauen Sie mir keine schlechten Absichten zu!“ Ich hatte bei diesen Worten, ohne es zu wissen, ihre Hand ergriffen und vielleicht gedrückt; sie entzog sie mir hastig und sagte: „Bergeben Sie, daß ich die Unschicklichkeit beging, Sie so weit mit zu führen; bitte, verlassen Sie mich jetzt!“ Ich fühlte, daß der Antritt vorhin sie tief verletzt hatte, daß er ihr vielleicht gegen mich selbst Mißtrauen einflößte, und eben dies rührte mich unbeschreiblich; ich nahm das Silber, das mir Faldner gegeben, und wollte es ihr hinreichen; aber der Gedanke, wie wenig diese kleine Gabe ihr helfen könne, zog meine Hand zurück, und ich gab ihr das wenige Gold, das ich bei mir trug.

„Ihre Hand zuckte, als sie es nahm; sie schien es für Silber zu halten, dankte mir aber mit zitternder, rührender Stimme und wollte gehen.“

„Noch ein Wort,“ sagte ich und hielt sie auf; „ich hoffe, Ihre Mutter wird gesund werden, aber es könnte ihr doch noch an etwas gebrechen, und Sie, mein Kind, sind nicht für solche Abendgänge, wie der heutige, gemacht. Wollen Sie nicht heute über acht Tage um dieselbe Zeit vor der Ecole de Médecine sein, daß ich mich nach Ihrer Mutter erkundigen kann?“ Sie schien unerschütterlich, endlich sagte sie: „Ja.“ — „Und setzen Sie doch den Hut mit dem grünen Schleier wieder auf, daß ich Sie erkenne,“ fügte ich hinzu; sie bejahte es, dankte noch einmal, ging eilend die Straße hin und war schnell in der Nacht verschwunden.“

## 23.

„Als ich am Morgen nach dieser Begebenheit erwachte, schien es mir, als hätte mir von diesem Allem nur geträumt. Aber Faldner, der bald herbeikam und mich nach seiner zarten Manier zu schrauben anfing, riß mich aus meinem Zweifel. Die Sache schien mir, so recht deutlich am Morgenlicht betrachtet, doch allzu fabelhaft, als daß ich

ſie dem ungläubigen Freund hätte erzählen mögen. Man iſt in neuerer Zeit zu jenem Grad der Sittenverfeinerung gekommen, die ſchon ins Gebiet der Unſittlichkeit hinüberſtreift; man will in manchen Fällen lieber wild, etwas lieberlich und ſchlecht erſcheinen, man gibt lieber eine Zweideutigkeit zu, nur um nicht als ein Thor, als ein Sonderling, als ein Menſch von ſchwachem Verſtand und beſchränkten Lebensauſichten zu gelten.

„Im Innern tränkte mich aber noch mehr als Faldner's Schraubenereien, eine Urruße, ein Etwas, was ich nicht zu deuten wußte. Ich machte mir Vorwürfe, daß ich nicht einmal ihr Geſicht geſehen hatte. ‚Wozu,‘ ſagte ich mir, ‚wozu dieſe übertriebene Diſcretion? Wenn ich ein Paar Napoleons hingebe, ſo kann ich doch um die Gunſt bitten, den Schleier etwas zu löſten?‘ Und doch, wenn ich mir das ganze Betragen des Mädchens, das, ſo einfach es war, doch von Gemeinheit auch nicht im Geringſten etwas an ſich hatte, zurückerief, wenn ich bedachte, wie mich ihre edle Haltung, der gebildete Ton ihrer Antworten anzog, ſo mußte ich mich, halb zu meinem Aerger, rechtfertigen. Es liegt etwas in der menſchlichen Stimme, das uns, ehe wir Bäge und Ange, ehe wir den Stand der Sprechenden kennen, den Ton angibt, in welchem wir mit ihm ſprechen müſſen. Wie unendlich, nicht ſowohl in der Form als im Klang der Sprache, unterſcheidet ſich der Gebildete vom Ungebildeten, und des Mädchens Töne waren ſo weich und gart, ihre kurzen Antworten oft ſo aus der tieſten Seele geſprochen. Den ganzen Tag konnte ich dieſe Gedanken nicht los werden, ſogar Abends, in eine glänzende Geſellſchaft von Damen begleitete mich das arme Mädchen mit dem ſchwarzen Hütchen, dem grünen Schleier und dem unſcheinbaren Mantel.

„In den nächſten Tagen ärgerte ich mich über meine Thorheit, welche Schuld war, daß ich das Mädchen erſt nach acht Tagen wieder ſehen konnte: ich zählte die Stunden ab bis zu dem nächſten Freitag, und es war, als hätte jene Hauptſtadt der Welt, wie ſie ihre Bewohner nennen, nichts Reizendes mehr in ſich, als die Bettlerin vom



Pont des Arts. Endlich, endlich erschien der Freitag. Ich brauchte alle mögliche Eile, um mich auf diesen Abend von Goldner und den übrigen Freunden los zu machen, und trat, als es dunkel wurde, meinen Weg an. Ich hatte über eine Stunde zu gehen, und Zeit genug, über meinen Gang nachzudenken. „Heute,“ sagte ich zu mir, „heute wirst du ins Reine kommen, was du von dieser Person zu denken hast; du wirst ihr anbieten, mit ihr zu gehen, nimmt sie es an, so hast du dich schon das erste Mal betrogen, auch das Gesicht muß sie heute zeigen.“

„Ich war so eilends gegangen, daß es noch nicht einmal zehn Uhr war, als ich auf dem Place de l'École de Médecine anlangte, und — auf elf Uhr hatte ich sie ja erst bestimmt. Ich trat noch in einen Café, durchblätterte gedankenlos eine Schaar von Zeitungen —; endlich schlug es elf Uhr.“

„Auf dem Platz waren wenige Menschen, und so weit ich mein Auge anstrengte, kein grüner Schleier zu sehen. Ich hielt mich immer auf der Seite der Arzneyschule, weil dort mehrere Laternen brannten. Die Momente solchen Erwartens sind peinlich. „Wenn sie an deinem Geld genug hätte und gar nicht läme? Wenn sie deine Gutherzigkeit verlachte?“ dachte ich, als ich den Platz wohl schon zehnmal auf- und abgegangen war. Es schlug halb zwölf, schon fing ich an über meine eigene Thorheit zu murren, da wehte im Schein einer Laterne, etwa dreißig Schritte von mir, etwas Grünes; mein Herz pochte ungestümer, ich eilte hin — sie war es. „Guten Abend,“ sagte ich, indem ich ihr die Hand bot, „schön, daß Sie doch Wort halten; schon glaubte ich, Sie werden nicht mehr kommen.“ Sie verbogte sich, ohne meine Hand zu fassen, und ging an meiner Seite hin; sie schien sehr gerührt: „Mein Herr, mein edler Landmann,“ sprach sie mit bewegter Stimme, „ich mußte ja Wort halten, um Ihnen zu danken. Ich komme heute gewiß nicht, um Ihre Güte aufs Neue in Anspruch zu nehmen. Ach, wie reich, wie freigebig haben Sie uns beschenkt! Kann Sie der innige Dank einer Tochter, können die Gebete und Segenswünsche meiner kranken Mutter Sie entschädigen?“

„Sprechen wir nicht davon,“ erwiderte ich. „Wie geht es Ihrer Mutter?“ — „Ich glaube wieder Hoffnung schöpfen zu dürfen,“ antwortete sie, „der Arzt spricht zwar nichts Bestimmtes aus, aber sie selbst fühlt sich kräftiger. O wie danke ich Ihnen! Von Ihrem Geschenk konnte ich ihr wieder kräftige Speisen bereiten, und glauben Sie mir, der Gedanke, daß es noch so gute Menschen gibt, hat sie beinahe eben so sehr gestärkt.“

„Was sagte Ihre Mutter, als Sie zu Hause kamen?“ — „Sie war sehr in Sorgen um mich, weil es schon so spät war,“ erwiderte sie, „ach, sie hatte so ungern mir die Erlaubniß zu diesem Gang gegeben, und malte sich jetzt irgend ein Unglück vor, das mir begegnet sei. Ich erzählte ihr Alles, aber als ich mein Tuch öffnete, und die Gaben, die ich gesammelt hatte, hervorzog und Gold dabei war, Gold unter den Kupfer- und Silberstücken, da erkannte sie, und —“ sie stockte und schien nicht weiter reden zu können; ich dachte mir, die Mutter habe sie arger Dinge beschuldigt, und forschte weiter, aber mit rührender Offenheit gestand sie: „Die Mutter habe gesagt, der großmüthige Landmann müsse entweder ein Engel oder ein Prinz gewesen sein.“

„Weder das Eine noch das Andere,“ sagte ich ihr. „Aber wie weit haben Sie ausgereicht? Haben Sie noch Geld?“

„O! wir haben noch,“ erwiderte sie muthig, wie es scheinen sollte, aber mir entging nicht, daß sie vielleicht unwillkürlich dabei senfte.

„Und was haben Sie noch?“ sagte ich etwas bestimmter und dringender.

„Wir haben eine Rechnung in der Apotheke davon bezahlt und einen Monat am Hanszins, und der Mutter habe ich davon gelocht, es ist aber immer noch übrig geblieben.“

„Wie armlich mußten Sie wohnen, wenn Sie von diesem Gelde eine Apothekerrechnung, einen Monat Hanszins bezahlen, und acht Tage lang kochen konnten! Ich will aber genau wissen,“ fuhr ich fort, „was und wie viel Sie noch haben.“

„Mein Herr!“ sagte sie, indem sie beleidigt einen Schritt zurücktrat.

„Mein gutes Kind, das verstehen Sie nicht,“ erwiderte ich, indem ich ihr näher trat; „oder Sie wollen es sich aus übertriebenem Partigefühl nicht gestehen; ich frage Sie ernstlich, wenn Sie mit den Paar Franken zu Rande sind, haben Sie Hülfe zu erwarten?“

„Nein,“ sagte sie schwächer und weicher; „keine!“

„Denken Sie an Ihre Mutter und verschmähen Sie meine Hülfe nicht!“ Ich hatte ihr bei diesen Worten meine Hand geboten; sie ergriff sie hastig, drückte sie an ihr Herz und pries meine Güte.

„Nun wohl, so kommen Sie,“ fuhr ich fort, indem ich ihren Arm in den meinigen legte; „ich kam leider nicht gerade von Hause, als ich mich hieher begab, und hatte mich nicht versehen; Sie werden daher die Güte haben, mich einige Straßen zu begleiten bis in meine Wohnung, daß ich Ihnen für die Mutter etwas mitgebe.“ Sie ließ sich schweigend weiter führen, und so angenehm mir der Gedanke war, sie noch ferner unterstützen zu können, so war doch mein Gefühl beinahe beleidigt, als sie so ganz ohne Strauben mitging; Nachts in die Wohnung eines Mannes; aber wie ganz anders kam es, als ich dachte. Wir mochten wohl etwa zwei oder dreihundert Schritte fortgegangen sein, da stand sie stille und entzog mir ihren Arm. „Nein, es kann, es darf nicht sein,“ rief sie in Thränen ausbrechend. „Was betrübt Sie auf einmal?“ fragte ich verwundert, „was darf nicht sein?“

„Nein, ich gehe nicht mit, ich darf nicht mit Ihnen gehen.“

„Aber, mein Gott,“ erwiderte ich, indem ich mich etwas aufgebracht stellte. „Sie haben doch wahrhaftig sehr wenig Vertrauen zu mir; wenn nicht Ihre Mutter wäre, gewiß ich ginge jetzt von Ihnen, denn Sie tranken mich.“

„Sie nahm meine Hand, sie drückte sie bewegt. „Habe ich Sie denn beleidigt?“ rief sie. „O Gott weiß, das wollte ich nicht; verzeihen Sie einem armen unerfahrenen Mädchen; Sie sind so großmüthig, und ich sollte Sie beleidigen?“

„Nun denn so komm,“ sagte ich, indem ich sie weiter zog; „es ist keine Zeit zu verlieren, es ist spät und der Weg ist weit.“ Aber sie blieb stehen, weinte und schlüßte; „Nein, um keinen Preis gehe ich weiter.“

„Aber vor wem fürchten Sie sich denn? Es kennt Sie ja kein Mensch, es sieht Sie ja keine Seele; Sie können getroßt mit mir kommen.“

„Ich bitte Sie um Gottes Willen, lassen Sie mich! Nein, nein, es darf nicht sein, dringen Sie nicht weiter in mich.“ Sie zitterte; ich fühlte wohl, wenn ich ihr die Noth der Mutter noch einmal recht dringend vorstellte, so ging sie mit, aber die Angst des Mädchens rührte mich tief.

„Gut, so bleiben Sie hier,“ sprach ich. „Aber sagen Sie mir, können Sie vielleicht arbeiten?“

„O ja, mein Herr,“ erwiderte sie, ihre Thränen trocknend.

„Können Sie vielleicht meine feinere Wäsche besorgen?“

„Nein,“ antwortete sie sehr bestimmt. „Dazu sind wir nicht eingerichtet.“

„Hier ist ein weißes Tuch,“ fuhr ich fort. „Können Sie mir vielleicht ein halbes Duzend besorgen und fertig machen?“

„Sie befah das Tuch und sagte: „Mit Vergnügen, und recht fein will ich es nähren!“ Zu meiner eigenen Beschämung mußte ich jetzt dennoch Geld hervorziehen, obgleich ich es vorhin verläugnet hatte.

„Kaufen Sie sechs solcher Tücher,“ fuhr ich fort, „und können Sie wohl drei davon bis Sonntag Abend fertig machen?“ Sie versprach es; ich gab ihr noch etwas für die Mutter und sagte ihr, daß ich heute darauf nicht eingerichtet sei, aber Sonntag mehr thun könne. Sie dankte innig; es schien sie zu freuen, daß ich ihr Arbeit gegeben, denn noch einmal plauderte sie davon, wie schön sie die Tücher machen wolle, ja wenn ich nicht irre, so fragte sie mich sogar, ob sie nicht einen englischen Saum einnähen dürfe? Ich sagte ihr Alles zu, aber als sie nun Abschied nehmen wollte, hielt ich sie noch fest. „Eines müssen Sie mir übrigens noch zu Gefallen thun,“ sprach ich, „Sie können es gewiß und leicht.“

„Und was?“ fragte sie. „Wie gerne will ich Alles für Sie thun.“

„Lassen Sie mich diesen neidischen Schleier anheben, und Ihr Gesicht sehen, daß ich doch eine Erinnerung an diesen Abend habe.“

„Sie will mir aus und hielt mir ihren Schleier fester. „Bitte, lassen Sie das,“ erwiderte sie, und schien ein wenig mit sich selbst zu kämpfen; „Sie haben ja die schöne Erinnerung an Ihre Wohlthaten; die Mutter hat mir streng verboten, den Schleier zu lüften, und ich verflühere Sie,“ setzte sie hinzu, „ich bin häßlich wie die Nacht, Sie würden nur erschrecken!“

„Aber dieser Widerstand reizte mich nur noch mehr; ein wirklich häßliches Mädchen, dachte ich, spricht nicht so von ihrer Häßlichkeit, ich wollte den Schleier lassen, aber wie ein Mal war sie entwischt: ‚Dimanche à revoir!‘ rief sie, und eilte davon. Erkannt hätte ich ihr nach, etwa fünfzig Schritte von mir blieb sie stehen, winkte mir mit meinem weißen Tuch, und rief mit ihrer überhellen Stimme: ‚Gute Nacht!‘“

## 24.

„In den nächsten Tagen beschäftigte mich der Gedanke, welchem Stand das Mädchen wohl angehören könnte. Je lebhafter ich mir ihre gebildete Sprache, ihren zarten Sinn zurückrief, desto höher steigerte ich sie in meinen Gedanken. Darüber wenigstens mußte sie mir Gewißheit geben, nahm ich mir vor, und beschloß, mich nicht wieder so abspelsen zu lassen, wie mit dem Schleier. Der Sonntag kam; Du wirst Dich noch jenes Nachmittags erinnern, Faldner, wo wir mit den Freunden in Montmorency im Garten des großen Dichters saßen. Ihr wolltet spät in der Nacht zu Hause fahren, und ich trieb immer zu einer frühen Rückfahrt, und als Ihr dennoch bliebet, da machte ich mich trotz Eures Scheltens davon. Freilich glaubtest Du damals nicht, was ich vorgab, ich könnte die Nachtlust nicht ertragen, aber daß ich zu einem Rendez-vous mit der Bettlerin vom Pont des Arts eile, konntest Du auch nicht denken? Sie war diesmal die erste auf dem Platz, und weil sie mir

die Lächer zu bringen hatte, war sie schon bange geworden, ich könnte sie verfehlt haben, und glauben, sie werde nicht Wort halten. Mit beinahe kindischer Freude, und, wie es mir schien, noch größerem Vertrauen als früher, plauderte sie, indem sie mir beim Schein einer Straßenlaterne die Lächer zeigte.

„Sie schien es gerne zu hören, daß ich ihre feine Arbeit lobte. ‚Sehen Sie, auch Ihren Namen habe ich herein gezeichnet,‘ sagte sie, indem sie das zierliche E. v. F. in der Ecke vorwies. Dann wollte sie mir eine Menge Silbergeld als Ueberschuß zurückgeben, und nur meine bestimmte Erklärung, daß sie mich dadurch beleidige, konnte sie bewegen, es als Arbeitslohn anzunehmen.

„Ich bestellte aufs Neue wieder Arbeit, weil ich sah, daß dem garten Sinn des Mädchens ein solcher Weg meiner Gaben mehr zusagte, und diesmal waren es Tabots und Manschetten, die ich bestellte. Ihre Mutter war nicht kränker geworden, konnte aber das Bett noch nicht verlassen, doch schon dieser Mittelzustand erschien ihr tröstlich. Als die Mutter abgehandelt war, wagte ich es, sie geradehin zu fragen, wie denn eigentlich ihre Verhältnisse seien.

„Die Geschichte, die sie mir in wenigen Worten preisgab, ist in Frankreich so alltäglich, daß sie beinahe jedem Armen zum Aushängeschild dienen muß. Ihr Vater war Offizier in der großen Armee gewesen, war nach der ersten Restauration der Bourbons auf halben Sold gesetzt worden, hatte nachher während der hundert Tage wieder Partei ergriffen, und war bei Mont St. Jean mit den Gardes gefallen; seine Wittve verlor die Pension, und lebte von da an ärmlich und elend. In den zwei letzten Jahren fristeten sie ihr Leben meist vom Verkauf ihrer geringen Habe, und waren jetzt eben an jenen äußersten Grad des Elends gekommen, wo dem Armen nichts übrig bleibt, als aus der Welt zu gehen.

„Ich fragte das Mädchen, ob sie nicht ihr Verhältniß hätte bessern können, wenn sie etwa ihre Mutter auf andere Weise zu unterstützen gesucht hätte.

„Sie meinen, wenn ich einen Dienst genommen hätte?“ erwiderte sie ohne alle Empfindlichkeit. „Sehen Sie, das war nicht möglich. Vor der Krankheit der Mutter war ich viel zu jung, kaum vierzehn Jahre vorüber, und dann wurde sie auf einmal so elend, daß sie das Bett nicht verlassen konnte; da brauchte sie also immer Jemand um sich, und konnte ich denn ihre Pflege einer Fremden überlassen? Ja, wenn sie gesund geblieben wäre, da hätte ich mit Freuden alle unsere früheren Verhältnisse verläugnet, wäre etwa in einen Puzladen gegangen oder als Gouvernante in ein anständiges Haus, denn ich habe Manches gelernt, mein Herr! Aber so ging es ja nicht!“

„Auch diesmal hat ich vergeblich, den Schleier zu lüften. Die Auentungen, die sie über ihr Alter gegeben, reizten mich, ich gestehe es, nur noch mehr, das Gesicht dieses Mädchens zu sehen, die wenig über sechzehn Jahre haben konnte; aber sie hat mich so dringend, davon abzulassen, ihre Mutter habe ihr so triftige Gründe ausgegeben, daß es nimmer geschehen könne.“

„Wir trafen uns von da an alle drei Tage. Ich hatte immer einige kleine Arbeiten für sie, und pünktlich war sie damit fertig. Je fester ich in dem Betragen blieb, das ich einmal gegen sie angenommen, je strenger ich mich immer in den Grenzen des Anstandes hielt, desto zutraulicher und offener wurde das gute Mädchen. Sie gestand mir sogar, daß sie zu Hause die drei Tage über immer an den nächsten Abend denke. Und ging es mir denn anders? Tag und Nacht beschäftigte ich mich mit diesem sonderbaren Wesen, das mir durch seinen gebildeten Geist, durch sein liebenswürdiges Zartgefühl, durch sein eigenthümliches Verhältnis zu mir immer interessanter wurde.“

„Der Frühling war indessen völlig heraufgekommen und die Zeit war da, die ich mit Faldner schon längst zu einer Reise nach England festgesetzt hatte. Mancher hält es vielleicht für thöricht, was ich ausspreche, aber wahr ist es, daß ich an diese Reise nur mit Widerwillen dachte; Paris an sich hatte nichts Interessantes mehr für mich; aber jenes Mädchen hatte alle meine Sinne so gefangen genommen; daß ich

einer längeren Trennung nur mit Behuth entgegen sah. Ausweichen konnte ich nicht, ohne mich lächerlich zu machen, denn es war sonst kein kühner Grund vorhanden, die Reise aufzuschieben; ich schämte mich sogar vor mir selbst, und stellte mir die ganze Thorheit meines Treibens vor; ich beschloß die Abreise, aber gewiß hat sich wohl keiner je so wenig auf England gestreut als ich.\*

## 25.

„Acht Tage zuvor sagte ich es dem Mädchen, sie erschrak, sie weinte. Ich bat sie, ihre Mutter zu fragen, ob ich sie nicht besuchen dürfe, sie sagte es zu. Das nächste Mal aber brachte sie mir sehr betrübt die Antwort, daß mich ihre Mutter bitten lasse, diesen Besuch aufzugeben, der für ihren Gemüthszustand allzu angreifend sein würde. Ich hatte jenen Besuch eigentlich nur darum nachgesucht, um mein Mädchen bei Tag und ohne Schleier zu sehen; ich verlangte dies also aufs Neue wieder; aber sie bat mich, am Abend vor meiner Abreise noch einmal zu kommen, sie wolle ihre Mutter so lange bestärken, bis sie die Erlaubniß erhalte, den Schleier aufzuheben. Unvergeßlich wird mir immer dieser Abend sein. Sie kam, und meine erste Frage war, ob die Mutter es erlaubt habe; sie sagte ja und hob von selbst den Schleier auf. Der Mond schien hell, und zitternd, begierig blickte ich unter den Hut. Aber die Erlaubniß schien nur theilweise gegeben zu sein, denn meine Schöne trug sogenannte Venezianer Augen, die den obern Theil ihres Gesichtes verhüllten. Doch wie schön, wie reizend waren die Partien, welche frei waren! Eine feine, zierliche Nase, schöngeformte, blühende Wangen, ein kleiner lieblicher Mund, ein Kinn wie aus Wachs geformt, und ein schlanker blendend weißer Hals. Ueber die Augen konnte ich nicht recht ins Reine kommen, aber sie schienen mir dunkel und feurig.

„Sie erröthete, als ich sie lange entzückt betrachtete. „Werden Sie mir nicht böse,“ flüßerte sie, „daß ich diese Halbmaske vornahm; die Mutter wollte es von Anfang ganz abschlagen, nachher gestattete



„Sie es nur unter dieser Bedingung; ich war selbst recht ärgerlich darüber, aber Sie sagte mir einige Gründe, die mir einleuchteten.“

„Und was sind diese Gründe,“ fragte ich.

„Ach mein Herr!“ erwiderte sie wehmüthig. „Sie werden ewig in unserem Herzen leben, aber Sie selbst sollen uns ganz vergessen; Sie sollen mich nie, nie wieder sehen, oder wenn Sie mich auch sehen, nicht erkennen.“

„Und meinen Sie denn, ich werde Ihre schönen Zähne nicht wieder erkennen, wenn ich auch Ihre Augen, Ihre Stirne nicht sehen darf?“

„Die Mutter — meint,“ antwortete sie, „das sei nicht wohl möglich; denn wenn man ein Gesicht nur zur Hälfte gesehen, sei das Wiedererkennen schwer.“

„Und warum soll ich Dich denn nicht wieder sehen, nicht wieder erkennen?“

„Sie weinte bei dieser Frage, sie drückte meine Hand und sagte: „Es darf ja nicht sein! Was kann Ihnen denn daran liegen, ein unglückliches Mädchen wieder zu erkennen; und — nein, die Mutter hat recht; es ist besser so.“

„Ich sagte ihr, daß meine Reise nicht lange dauern werde; daß ich vielleicht schon nach zwei Monaten wieder in Paris sein könne, daß ich Sie wieder zu sehen hoffe. Sie weinte heftiger und verneinte es. Ich drang in sie, mir zu sagen, warum Sie glaube, ich werde Sie nicht mehr sehen.

„Mir ahnt,“ erwiderte sie, „ich sehe Sie heute zum letzten Mal; ich glaube, meine Mutter wird nicht lange mehr leben, der Arzt sagte es mir gestern, und dann ist ja Alles vorbei! Und wenn Sie auch länger lebt, in London werden Sie ein so armes Geschöpf, wie ich bin, lange vergessen.“

„Ihr Schmerz machte mich unendlich weich; ich sprach ihr Muth ein; ich gelobte ihr, sie gewiß nicht zu vergessen; ich nahm ihr das Versprechen ab, immer den ersten und fünfzehnten eines jeden Monats

(Gauts Werke. I. 2ter Abdr.)

17

auf diesen Platz zu kommen, damit ich sie wieder finden könnte; sie sagte es unter Thränen lächelnd zu, als ob sie wenig Hoffnung hätte. „Nun, so lebe wohl auf Wiedersehen,“ sagte ich, indem ich sie in meine Arme schloß und einen kleinen, einfachen Ring an ihre Hand steckte, „lebe wohl und denke an mich und vergiß nicht den ersten und fünfzehnten!“

„Wie könnte ich Sie vergessen!“ rief sie, indem sie weinend zu mir aufblickte. „Aber ich werde Sie nimmer wieder sehen; Sie nehmen Abschied auf immer.“

„Ich konnte mich nicht enthalten, ihren schönen Mund zu küssen; sie erröthete, ließ es aber geduldig geschehen; ich steckte ihr einen Tresorschein in die kleine Hand, sie sah mich noch einmal recht aufmerksam an, und drückte sich heftiger an mich. „Auf Wiedersehen,“ sprach ich, indem sie sich sanft aus meinen Armen wand. Der letzte Moment des Abschieds schien ihr Muth zu geben: sie zog mich noch einmal an ihr Herz, ich fühlte einen heißen Kuß auf meinen Lippen. „Auf immer! Lebe wohl auf immer!“ rief sie schmerzlich, riß sich los und eilte über den Platz hin.

„Ich habe sie nicht wieder gesehen! Nach einem Aufenthalt von drei Monaten lehrte ich von London nach Paris zurück; ich ging am fünfzehnten auf dem Place de l'École de Médecine, ich wartete über eine Stunde, mein Mädchen erschien nicht. Noch oft am ersten und fünfzehnten wiederholte ich diese Gänge; wie oft ging ich durch die Straße St. Severin, blickte an den Häusern hinauf, fragte wohl auch nach einer armen deutschen Frau und ihrer Tochter, aber ich habe nie wieder etwas von ihnen erfahren, und das reizende Wesen hatte recht, als sie mit beim Abschied zurief: „Auf immer!““

## 26.

Der junge Mann hatte seine Erzählung mit einem Feuer vorgelesen, das ihr große Wahrheit verlieh und wenigstens auf den weiblichen Theil der Gesellschaft tiefen Eindruck zu machen schien. Josephine

weinte heftig und auch die andern Fräulein und Frauen wischten sich hin und wieder die Augen. Die Männer waren ernster geworden und schienen mit großem Interesse zuzuhören, nur der Baron lächelte hin und wieder seltsam, rief bei dieser oder jener Stelle seinen Nachbar an und flüsterte ihm seine Bemerkungen zu. Jetzt, als Fröben geschlossen hatte, brach er in lautes Gelächter aus: „Das heiße ich mir sich gut aus der Affaire ziehen,“ rief er. „Ich hab es ja immer gesagt, mein Freund ist ein Schlaupf. Seht nur, wie er die Damen zu rühren wußte; der Schelm! Wahrhaftig, meine Frau heult, als habe ihr der Pfarrer die Absolution versagt. Das ist köstlich, auf Ehre! Dichtung und Wahrheit! Ja, das hast Du Deinem Goethe abgelauscht, Dichtung und Wahrheit, es ist ein herrlicher Spaß.“

Fröben fühlte sich durch diese Worte aufs Neue verletzt. „Ich sagte Dir schon,“ sagte er unnmuthig, „daß ich die Dichtung oder Erdichtung gänzlich bei Seite ließ und nur die Wahrheit sagte: ich hoffe, Du wirst es als solche ansehen.“

„Gott soll mich bewahren,“ lachte der Baron. „Wahrheit, das Mädchen hast Du Dir unterhalten, Bester, das ist die ganze Geschichte, und aus Deinen Abendbesuchen bei ihr hast Du uns einen kleinen Roman gemacht. Aber gut erzählt, gut erzählt, das lasse ich gelten.“

Der junge Mann erröthete vor Zorn; er sah, wie Josephe ihren Gatten starr und ängstlich ansah; er glaubte zu sehen, daß auch sie vielleicht seinen Argwohn theile und schlecht von ihm denke; die Achtung dieser Frau wenigstens wollte er sich durch diese gemeinen Scherze nicht nehmen lassen. „Ich bitte, schweigen wir davon,“ rief er, „ich habe nie in meinem Leben Ursache gehabt, irgend etwas zu bemängeln oder zu entstellen; kann es aber auch nicht dulden, wenn mir Andere dieses Geschäft abnehmen wollen. Ich sage Dir zum letztenmal, Faldner, daß sich, auf mein Wort, Alles so verhält, wie ich es erzählte.“

„Nun, dann sei es Gott geklagt,“ erwiderte Jener, indem er die Hände zusammenschlug. „Dann hast Du aus lauter übertriebenem Ekelstan und theoretischer Zartheit ein Paar hundert Franken an ein

lliches Fremdenmädchen weggeworfen, das Dich durch ein gewöhnliches Händchen von Elend und kranker Mutter löbete; haß nichts davon gehabt als einen armseligen Kuß! Armer Teufel! In Paris sich von einer Mehe so zum Narren halten zu lassen."

Noch mehr als die vorige Beschuldigung reizte den jungen Mann dieses spöttische Mitleid und das Gelächter der Gesellschaft auf, die auf seine Kosten den schlechten Witz des Barons applaudirte. Er wollte eben, aufs Tiefste getränkt, die Gesellschaft verlassen, als ein sonderbarer, schrecklicher Anblick ihn zurückhielt. Josephe war bleich, wie eine Leiche, langsam aufgestanden; sie schien ihrem Satten etwas erwidern zu wollen, aber in demselben Moment sank sie ohnmächtig, wie todt zusammen. Befürzt sprang man auf, Alles rannte durcheinander, die Frauen richteten die Ohnmächtige auf, die Männer fragten sich verwirrt, wie dies denn so plötzlich gekommen sei, Erbßen hatte der Schrecken beinahe selbst ohnmächtig gemacht, und der Baron murmelte Klähe über die zarten Nerven der Weiber, schalt auf die grenzenlose Decenz, auf die ängstliche Beobachtung des Anstandes, wovon man ohnmächtig werde, suchte bald die Gesellschaft zu beruhigen, bald rannte er wieder zu seiner Frau; Alles sprach, rieth, schrie zusammen und keiner hörte, keiner verstand den Andern.

Josephe kam nach einigen Minuten wieder zu sich; sie verlangte nach ihrem Zimmer, man brachte sie dahin, und die Mädchen und Frauen drängten sich neugierig und geschäftig nach; sie gaben hundertlei Mittel an, die wider die Ohnmacht zu gebrauchen, sie erzählten, wie ihnen da und dort dasselbe begegnet; sie wurden darüber einig, daß die große Anstrengung der Frau von Faldner, die vielen Sorgen und Geschäfte an diesem Tage diesen Unfall nothwendig haben herbeiführen müssen, und die Sorge, der Baron möchte sich vielleicht blamiren, da er ohnedies schon recht unaufrichtig gewesen, habe die Sache noch beschleunigt.

Der Baron suchte indessen unter den Männern die vorige Ordnung wieder herzustellen. Er ließ fleißig einschenken, trank Diesem oder Jenem

tapfer zu, und suchte sich und seine Gäste mit allerlei Trostgründen zu beruhigen. „Es kommt von nichts,“ rief er, „als von dem Unwesen der neuern Zeit; jede Frau von Stande hat heutzutage schwache Nerven, und wenn sie die nicht hat, so gilt sie nicht für vornehm; Ohnmächtigwerden gehört zum guten Ton; der Teufel hat diese verräthten Einrichtungen erfunden. Und auch daher kommt es, daß man nichts mehr beim rechten Namen nennen darf. Alles soll so überaus zart, decent, fein, manierlich hergehen, daß man darüber aus der Haut fahren möchte. Da hat sie sich jetzt alterirt, daß ich einigen Scherz riskirte, was doch die Würze der Gesellschaft ist; daß ich über dergleichen zarte, feingefühlige Geschichten nicht außer mir kam vor Rührung und Schmerz, und mir einige praktische Conjecturen erlaubte. Was da! unter Freunden muß dergleichen erlaubt sein! Und ich hätte Dich für gescheiter gehalten, Freund Fröbden, als daß Du nur dergleichen äbel nehmen könntest.“

Aber Der, an den der Baron den lehtern Theil seiner Rede richtete, war längst nicht mehr unter den Gästen; Fröbden war auf sein Zimmer gegangen im Unmuth, im Groll auf sich und die Welt. Noch konnte er sich diesen sonderbaren Auftritt nicht ganz enträthseln, seine Seele, halb noch aufgeregt von dem Jorn über die Rohheit des Freundes, halb ergriffen von dem Schrecken über den Unfall der Freundin, war noch zu voll, zu stürmisch bewegt, um ruhigeren Gedanken und der Ueberlegung Raum zu geben. „Wird auch sie mir nicht glauben,“ sprach er kummervoll zu sich, „wird auch sie den schönsten Worten ihres Gatten mehr Gewicht geben, als der einfachen ungeschmückten Wahrheit, die ich erzählte? Was bedeuteten jene seltsamen Blicke, womit sie mich während meiner Erzählung zuweilen ansah? Wie konnte sie diese Begebenheit so tief ergreifen, daß sie erbleichte, zitterte? Sollte es denn wirklich wahr sein, daß sie mir gut ist, daß sie irrtigen Antheil an mir nimmt, daß sie verletzt wurde von dem Hohne des Freundes, der mich so tief in ihren Augen herabsehen mußte? Und was wollte sie denn, als sie aufstand, als sie sprechen wollte? Wollte sie den unschuldigen Reden Falbners Einhalt thun, oder wollte sie mich sogar verteidigen?“

Er war unter diesen Worten heftig im Zimmer auf- und abgegangen, sein Blick fiel jetzt auf die Rolle, die jenes Bild enthielt, er rollte es auf, er sah es bitter lächelnd an. „Und wie konnte ich mich auch von einem Gefühl der Beschämung hinreißen lassen, mein Herz Menschen aufschließen, die es doch nicht verstehen, von Dingen zu reden, die solch' überaus vornehmen Leuten so fremd sind; das Schlechte, das Gemeine ist ihnen ja lieber, scheint ihnen natürlicher als das Außerordentliche; wie konnte ich von deinen lieben Wangen, von deinen süßen Lippen zu diesen Puppen sprechen? O du armes, armes Kind; wie viel edler bist du in deinem Glend als diese Fuchsjäger und ihr Gelichter, die wahren Jammer und verschämte Armuth nur vom Hörensagen kennen und jede Tugend, die sich über das Gemeine erhebt, als Märchen verachten! Wo du jetzt sein magst? Und ob du des Freundes noch gedenkst und jener Abende, die ihn so glücklich machten!“

Seine Augen gingen über, als er das Bild betrachtete, als er bedachte, welch' bitteres Unrecht die Menschen heute diesem armen Wesen angethan. Er wollte seine Thränen unterdrücken, aber sie strömten nur noch heftiger. Es gab eine Stelle in der Brust des jungen Mannes, wohin, wie in ein tiefes Grab, sich alle Wehmuth, alle zurückgedrängten Thränen des Grames fill und auf lange versammelten; aber Momente, wie dieser, wo die Schmerzen der Erinnerung und seine Hoffnungslosigkeit so schwer über ihn kamen, sprengten die Decke dieses Grabes und ließen den langverhaltenen Kummer um so mächtiger überströmen, je mehr sein gebrochener Muth in Wehmuth überging.

## 27.

Erden überdachte am andern Morgen die Vorfälle des gestrigen Tages, und war mit sich uneinig, ob er nicht lieber jetzt gleich ein Haus verlassen sollte, wo ihn ein längerer Aufenthalt vielleicht noch öfter solchen Unannehmlichkeiten aussetzte, als die Thüre aufging und der Baron niedergeschlagen und beschämt hereintrat. „Du bist gestern Abend nicht zu Tisch gekommen. Du hast Dich heute noch nicht sehen

lassen," hub er an, indem er näher kam, „Du zürst mir; aber sei vernünftig und vergib mir; siehe, es ging mir wunderbar; ich hatte den Tag über zu viel Wein getrunken, war erhitzt, und Du kennst meine schwache Seite, da kann ich das Reden nicht lassen. Ich bin gestraft genug, daß der schöne Tag so elend endete, und daß mein Haus jetzt vier Wochen lang das Gespräch der Umgegend sein wird. Verbittere mir nicht vollends das Leben und sei mir wieder freundlich wie zuvor!"

„Lasse lieber die ganze Geschichte ruhen," entgegnete Fröben finster, indem er ihm die Hand bot; „ich liebe es nicht, aber dergleichen mich noch weiter anzusprechen; aber morgen will ich fort, weiter; hier bleibe ich nicht länger."

„Sei doch kein Narr!" rief Faldner, der dies nicht erwartet hatte und ernstlich erschrad. „Wegen einer solchen Scene gleich aufbrechen zu wollen! Ich sagte es ja immer, daß Du ein solcher Hitzkopf bist. Nein, daraus wird nichts, und hast Du mir nicht versprochen, zu warten, bis Briefe da sind vom Don in B.? Nein, Du darfst mir nicht schon wieder weggehen, und wegen der Gesellschaft hast Du Dich nicht zu schämen, sie Alle, besonders die Frauen, schalten mich thätig aus, sie gaben Dir völlig recht und sagten, ich sei an Allem schuld."

„Wie geht es Deiner Frau?" fragte Fröben, um diesen Erinnerungen auszuweichen.

„Ganz hergestellt, es war nur so ein kleiner Schrecken, weil sie fürchtete, wir werden ernstlich an einander gerathen; sie wartet mit dem Frühstück auf Dich; komm jetzt mit herunter und sei vernünftig und nimm Raison an. Ich muß ausreiten, nimm es mir nicht übel, die Mühle kommt heute in Gang. Du bist also wieder ganz wie zuvor?"

„Nun ja doch," sagte der junge Mann ärgerlich. „Laß doch einmal die ganze Geschichte ruhen." Er folgte mit sonderbaren Gefühlen, die er selbst nicht recht zu deuten wußte, dem Baron, der vergnügt über die schnelle Versöhnung seines Freundes ihm voraneilte, seiner Frau schnell berichtete, was er angerechnet habe, und dann das Schloß verließ, um seine Mühle in Gang zu bringen.

Hatte sich denn heute auf einmal Alles so ganz anders gestaltet, oder war nur er selbst anders geworden; Josephens Blicke, ihr ganzes Wesen schienen Erdben verändert; als er bei ihr eintrat. Eine stille Behemth, eine weiche Trauer schien über ihr Antlitz ausgegossen, und doch war ihr Lächeln so hold, so traulich, als sie ihn willkommen hieß. Sie schrieb ihr gestriges Uebel allangroßer Anstrengung zu und schien überhaupt von dem ganzen Vorfalle nicht gerne zu sprechen. Aber Erdben, dem an der guten Meinung seiner Freundin so viel lag, konnte es nicht ertragen, daß sie beinahe geküffentlich seine Erzählung gar nicht berührte. „Nein,“ rief er, „ich lasse Sie nicht so entschöpfen, gütige Frau! An dem Urtheil der Andern über mich lag mir wenig; was kümmert es mich, ob solche Alltagsmenschen mich nach ihrem gemeinen Maßstab messen! Aber wahrhaftig, es würde mich unendlich schmerzen, wenn auch Sie mich falsch beurtheilten, wenn auch Sie Gedanten Raum gäben, die mich in Ihren Augen so tief herabsehen müßten, wenn auch Sie die Wahrheit jener Erzählung bezweifelten, die ich freilich solchen Ohren nie hätte preisgeben sollen. O! ich beschwöre Sie, sagen Sie recht aufrichtig, was Sie von mir und jener Geschichte denken?“

Sie sah ihn lange an; ihr schönes, großes Auge füllte sich mit Thränen, sie drückte seine Hand: „O Erdben, was ich davon denke?“ sagte sie. „Und wenn die ganze Welt an der Wahrheit zweifeln würde, ich wüßte dennoch gewiß, daß Sie wahr gesprochen! Sie wissen ja nicht, wie gut ich Sie kenne!“

Er erröthete freudig und küßte ihre Hand. „Wie gütig sind Sie, daß Sie mich nicht verkennen. Und gewiß, ich habe Alles, Alles, genau nach der Wahrheit erzählt.“

„Und dieses Mädchen,“ fuhr sie fort, „ist wohl dieselbe, von welcher Sie mir leztthin sagten? Erinnern Sie sich nicht, als wir von Victor und Klotilde sprachen, daß Sie mir gestanden, Sie lieben hoffnungslos? Ist es dieselbe?“

„Sie ist es,“ erwiderte er traurig; „nein, Sie werden mich wegen



dieser Thorheit nicht anlachen; Sie fühlen zu tief, als daß Sie dies lächerlich finden könnten. Ich weiß Alles, was man dagegen sagen kann, ich halt mich selbst oft genug einen Thoren, einen Phantasten, der einem Schatten nachluge; ich weiß ja nicht einmal, ob Sie mich liebt —“

„Sie liebt Sie!“ rief Josephe unwillkürlich aus; doch über ihre eigenen Worte erdbühend, setzte sie hinzu: „Sie muß Sie lieben; glauben Sie denn, so viel Edelmutz würde nicht tiefen Eindruck auf ein Mädchenherz von siebzehn Jahren machen, und in allen ihren Aeußerungen, die Sie uns erzählten, liegt, es würde mich Alles tragen, oder es liegt gewiß ein bedeutender Grad von Liebe darin.“

Der junge Mann schien mit Entzücken auf ihre Worte zu lauschen. „Wie oft rief ich mir dies selbst zu,“ sprach er, „wenn ich so ganz ohne Trost war und traurig in die Vergangenheit blickte; aber wozu denn? Vielleicht nur um mich noch unglücklicher zu machen. Ich habe oft mit mir selbst gekämpft, habe im Gemüth der Menschen Zerstreuung, im Drang der Geschäfte Betäubung gesucht, es wollte mir nie gelingen. Immer schwebte mir jenes holde, unglückliche Wesen vor; mein einziger Wunsch war, sie nur noch einmal zu sehen. Es ist noch jetzt mein Wunsch, ich darf es Ihnen gestehen, denn Sie wissen mein Gefühl zu würdigen; auch diese Reise unternahm ich nur, weil meine Sehnsucht mich hinaus trieb, sie zu suchen, sie noch einmal zu sehen. Und wie ich denn so recht über diesen Wunsch nachdenke, so finde ich mich sogar oft auf dem Gedanken, sie auf immer zu besitzen! — Sie blicken weg, Josephe? O ich verstehe; Sie denken, ein Geschöpf, das so tief im Elend war; dessen Verhältnisse so zweideutig sind, dürfte ich nie wählen; Sie denken an das Urtheil der Menschen; an Alles dies habe auch ich recht oft gedacht, aber, so wahr ich lebe, wenn ich sie so wiedersände, wie ich sie verlassen, ich würde Niemand als mein Herz fragen. Würden Sie mich denn so strenge beurtheilen, Josephe?“

Sie antwortete ihm nicht; noch immer abgewandt, ihre Stirne in die Hand gestützt, bot sie ihm ein Buch hin und bat ihn vorzu-

lesen. Er ergriff es zögernd, er sah sie fragend an; es war das einzige Mal, daß er sich in ihr Betragen nicht recht zu finden wußte; aber sie winkte ihm zu lesen und er folgte, wiewohl er gerne noch länger sein Herz hätte sprechen lassen. Er las von Anfang zerstreut; aber nach und nach zog ihn der Gegenstand an, entführte seine Gedanken mehr und mehr dem vorigen Gespräch, und riß ihn endlich hin, so, daß er im Fluß der Rede nicht bemerkte, wie die schöne Frau ihm ein Angesicht voll Wehmuth zuwandte, daß ihre Blicke voll Zärtlichkeit an ihm hingen, daß ihr Auge sich oft mit Thränen füllen wollte, die sie nur mühsam wieder unterdrückte. Spät erst endete er, und Josephe hatte sich so weit gefaßt, daß sie mit Ruhe über das Gelesene sprechen konnte, aber dennoch schien es dem jungen Mann, als ob ihre Stimme hier und da zitterte, als ob die frühere gütige Vertraulichkeit, die sie dem Freund ihres Vaters bewiesen, gewichen sei; er hätte sich unglücklich gefühlt, wenn nicht jener leuchtende Strahl eines wärmeren Gefühls, der aus ihrem Auge hervorbrach, ihn an seiner Beobachtung irre gemacht hätte.

## 28.

Da der Baron erst bis Abend zurückkehren wollte, Josephe sich aber nach dieser Vorlesung in ihre Zimmer zurückgezogen hatte, so beschloß Fröden, um diesen quälenden Gedanken auf einige Stunden wenigstens zu entgehen, die heiße Mittagszeit vor der Tafel zu verschlafen. In jener Laube, die ihm durch so manche schöne Stunde, die er mit der liebenswürdigen Frau hier zugebracht, werth geworden war, legte er sich auf die Moosbank und entschlief bald. Seine Sorgen hatte er zurückgelassen, sie folgten ihm nicht durch das Thor der Träume; nur liebliche Erinnerungen verschmolzen und mischten sich zu neuen reizenden Bildern; das Mädchen aus St. Severinstraße mit ihrer schmelzenden Stimme schwebte zu ihm her und erzählte ihm von ihrer Mutter; er schalt sie, daß sie so lange auf sich habe warten lassen, da er doch ja den ersten und fünfzehnten gekommen sei; er wollte sie

lässen zur Strafe, sie sträubte sich, er hob den Schleier auf, er hob das schöne Gesichtchen am Rinn empor, und siehe — es war Don Pedro, der sich in des Mädchens Gewänder gesteckt hatte, und Diego, sein Diener, wollte sich todt lachen, über den herrlichen Spas. — Dann war er wieder mit einem kühnen Sprung der träumenden Phantasie in Stuttgart in jener Gemäldesammlung. Man hatte sie anders geordnet, er durchsuchte vergebens alle Säle nach dem theuern Bilde; es war nicht zu finden; er weinte, er fing an zu rufen und laut zu klagen; da kam der Galleriediener herbei und bat ihn, stille zu sein und die Bilder nicht zu weden, die jetzt alle schlafen. Auf einmal sah er in einer Ecke das Bild hängen, aber nicht als Brustbild wie früher, sondern in Lebensgröße; es sah ihn neckend, mit schelmischen Blicken an, es trat lebendig aus dem Rahmen und umarmte den Unglücklichen; er fühlte einen heißen, langen Kuß auf seinen Lippen. Wie es zu geschehen pflegt, daß man im Traum zu erwachen glaubt; und träumend sich sagt, man habe ja nur geträumt, so schien es auch jetzt dem jungen Mann zu gehen. Er glaubte, von dem langen Kuß erweckt, die Augen zu öffnen, und siehe, auf ihn niedergebeugt hatte sich ein blühendes, rosiges Gesicht, das ihm bekannt schien. Vor Lust des süßen Athems, der Liebewarmen Kasse, die er einsog, schloß er wieder die Augen; er hörte ein Geräusch, er schlug sie noch einmal auf und sah eine Gestalt in schwarzem Mantel, schwarzem Hütchen mit grünem Schleier entschweben; als sie eben um eine Ecke biegen wollte, lehrte sie ihm noch einmal das Gesicht zu, es waren die Züge des geliebten Mädchens, und neidisch wie damals hatte sie auch jetzt die Halbmaske vorgenommen. „Ach, es ist ja doch nur ein Traum!“ sagte er lächelnd zu sich, indem er die Augen wieder schließen wollte; aber das Gefühl, erwacht zu sein, das Säuseln des Windes in den Blättern der Laube, das Plätschern des Springbrunnens, war zu deutlich, als daß er davon nicht völlig wach und munter geworden wäre. Das sonderbare, lebhaftes Traumbild stand noch vor seiner Seele; er blickte nach der Ecke, wo sie verschwunden war; er sah die Stelle an, wo sie gestanden, sich über

ihn hingebengt hatte, er glaubte die Kasse des geliebten Mädchens noch auf den Lippen zu fühlen. „So weit also ist es mit dir gekommen,“ sprach er erschreckend zu sich, „daß du sogar im Wachen träumst, daß du sie bei gesunden Sinnen um dich siehst! Zu welchem Bahnmiß soll dies noch führen? Nein, daß man so deutlich träumen könne, hätte ich nie geglaubt. Es ist eine Krankheit des Gehirns, ein Fieber der Phantasie, ja es fehlt nicht viel, so möchte ich sogar behaupten, Traumbilder können Fußstapfen hinterlassen; denn diese Tritte hier im Sande sind nicht von meinem Fuß.“ Sein Blick fiel auf die Bank, wo er gelegen, er sah ein zierlich gefaltetes Papier und nahm es verwundert auf. Es war ohne Aufschrift, es hatte ganz die Form eines Billet doux; er zauderte einen Augenblick, ob er es öffnen dürfe; aber neugierig, wer sich hier wohl in solcher Form schreiben könnte, entfaltete er das Papier — ein Ring fiel ihm entgegen. Er hielt ihn in der Hand und durchsah den Brief, er las: „Oft bin ich Dir nahe, Du mein edler Retter und Wohlthäter; ich umschwebe Dich mit jener unendlichen Liebe, die meine Dankbarkeit ansachte, die selbst mit meinem Leben nicht verglähnen wird. Ich weiß, Dein großmüthiges Herz schlägt noch immer für mich, Du hast Länder durchstreift, um mich zu suchen, zu finden; doch umsonst bemühst Du Dich — vergiß ein so unglückliches Geschöpf; was wolltest Du auch mit mir? Wenn auch mein höchstes Glück in dem Gedanken liegt, ganz Dir anzugehören, so kann es ja doch nimmermehr sein! Auf immer! sagte ich Dir schon damals, ja auf immer liebe ich Dich, aber — das Schicksal will, daß wir getrennt seien auf immer, daß nie an Deiner Seite, vielleicht nur in Deiner gütigen Erinnerung leben darf.“

Die Bettlerin vom Pont des Arts.“

Der junge Mann glaubte noch immer oder aufs Neue zu träumen; er sah sich mittrauisch um, ob seine Phantasie ihn denn so ganz verführt habe, daß er in einer Traumwelt lebe; aber alle Gegenstände um ihn her, die wohlbekannte Laube, die Bank, die Bäume, das Schloß

in der Ferne, Alles stand noch wie zuvor, er sah, er wachte, er träumte nicht. Und diese Zeilen waren also wirklich vorhanden, waren nicht ein Traumbild seiner Phantasie? „Hat man vielleicht einen Scherz mit mir machen wollen?“ fragte er sich dann; „ja gewiß; es thut wohl Alles von Joseph; vielleicht war auch jene Erscheinung nur eine Maske?“ Indem er das Papier zusammenrollte, fühlte er den Ring, der in dem Briefchen verborgen gewesen, in seiner Hand. Neugierig zog er ihn hervor, betrachtete ihn und erblaßte. Nein, das wenigstens war keine Täuschung, es war derselbe Ring, den er dem Mädchen in jener Nacht gegeben, als er auf immer von ihr Abschied nahm. So sehr er im ersten Augenblick versucht war, hier an übernatürliche Dinge zu glauben, so erfüllte ihn doch der Gedanke, daß er ein Zeichen von dem geliebten Wesen habe, daß sie ihm nahe sei, mit so hohem Entzücken, daß er nicht mehr an die Worte des Briefes dachte; er zweifelte keinen Augenblick, daß er sie finden werde, er drückte den Ring an die Lippen, er stürzte aus der Laube in den Garten, und seine Blicke streiften auf allen Wegen, in allen Büschen nach der theuern Gestalt. Aber er spähte vergebens; er fragte die Arbeiter im Garten, die Diener im Schlosse, ob sie keine Fremde gesehen haben; man hatte sie nicht bemerkt. Bekümmert, beinahe keiner Ueberlegung fähig, kam er zu Tische; umsonst forschte Faldner nach dem Grund seiner verführten Blicke, umsonst fragte ihn Joseph, ob er denn vielleicht von gestern her noch so trübe gestimmt sei. „Es ist mir etwas begegnet,“ antwortete er, „das ich ein Wunder nennen müßte, wenn nicht meine Vernunft sich gegen Aberglauben sträubte.“

## 29.

Dieser sonderbare Vorfall und die Worte des Briefchens, das er wohl zehnmal des Tages überlas, hatten den jungen Mann ganz tief-sinnig gemacht. Er fing an nachzuspüren, ob es denn möglich sei, daß überirdische Wesen in das Leben der Sterblichen eingreifen können. Wie oft hatte er aber jene Schwärmer gelacht, die an Erscheinungen,

an Boten aus einer andern Welt, an Schutzgeister, die den Menschen umschweben, wie an ein Evangelium glaubten. Wie oft hatte er ihnen sogar die physische Unmöglichkeit dargethan, daß körperlose Wesen dennoch sichtbar erscheinen, daß sie dies oder jenes verrichten können. Aber was ihm selbst begegnet war, wie sollte er es deuten? Oft nahm er sich vor, Alles zu vergessen, gar nicht mehr daran zu denken, und im nächsten Augenblick quälte er sich ab, seine Erinnerung recht lebhaft vor das Auge treten zu lassen; deutlicher als je erschienen dann wieder ihre Züge, er hatte sie ja gesehen, als sie sich an der Erde noch einmal umwandte; er hatte den holden Mund, diese rothgen Wangen, dieses Kinn, diesen schlanken Hals wieder gesehen! Er holte jenes Bild herbei, er verglich Zug um Zug, er bedeckte die Hand auf Augen und Stirne der Dame, und es war das holde Gesichtchen, wie es unter der Halbmaske hervorschaut!

Er hatte sich, weil Josephine am nächsten Morgen im Hause allzusehr beschäftigt war, um ihn zu unterhalten, wieder in die Laube gesetzt. Er las, und während des Lesens beschäftigte ihn immer der Gedanke, ob sie ihm wohl wieder erscheinen werde. Die Hitze des Mittags wirkte betäubend auf ihn; mit Mühe suchte er sich wach zu halten, er las eifriger und angestrongter, aber nach und nach sank sein Haupt zurück, das Buch entfiel seinen Händen, er schlief.

Beinahe um dieselbe Zeit wie gestern erwachte er, aber keine Gestalt mit grünem Schleier war weit und breit zu sehen; er lächelte über sich selbst, daß er sie erwartet habe, er stand traurig und unzufrieden auf, um ins Schloß zu gehen, da erblickt er neben sich ein weißes Tuch, das er sich nicht erinnern konnte, hingelegt zu haben; er sah es an, es mußte wohl dennoch ihm gehören, denn in der Erde war sein Namenszug eingenäht. „Wie kommt dies Tuch hieher?“ rief er bewegt, als er bei genauerer Besichtigung entdeckte, daß es eines seiner Lächer sei, die ihm das Mädchen hatte fertigen müssen, und die er wie Heiligthümer sorgfältig verschloß. „Soll dies aufs Neue ein Zeichen sein?“ Er entfaltete das Tuch, und suchte, ob nicht vielleicht wieder

einige Zeilen eingelegt seien? Es war leer; aber in einer andern Ecke des Buches entdeckte er noch einige Lettern, die wie sein Name eingedrückt waren; - zierlich und nett standen dort die Worte: *Auf immer!* „Also dennoch hier gewesen!“ rief der junge Mann unmutig. „Und ich konnte ihre liebliche Erscheinung schänderweise verschlafen? Warum gibt sie mir wohl ein neues Zeichen? Warum diese traurigen Worte wiederholen, die mich schon damals und erst gestern wieder so unglücklich machten?“ Auch heute befragte er nach der Reihe die Domefiken, ob nicht eine fremde Person im Garten gewesen sei? Sie verneinten es einstimmig, und der alte Gärtner sagte, seit drei Stunden sei gar Niemand durch den Garten gegangen, als nur die gnädige Frau. „Und wie war sie angezogen?“ fragte Fröben, auf sonderbare Weise überrascht. „Ach, Herr, da fragt Ihr mich zu viel,“ antwortete der Alte; „sie ist halt angezogen gewesen in vornehmen Kleidern, aber wie, das weiß ich nicht zu beschreiben; als sie vor mir vorbeiging, nickte sie freundlich und sagte: ‚Guten Tag, Jakob!‘“

Der junge Mann führte den Alten bei Seite: „Ich beschwöre Dich,“ flüßerte er; „trug sie einen grünen Schleier? Hatte sie nicht eine große, schwarze Brille auf?“

Der alte Gärtner sah ihn mißtrauisch und kopfschüttelnd an. „Eine schwarze Brille?“ fragte er. „Die gnädige Frau eine große schwarze Brille? Ei du Herr Gott, wo denken Sie hin, sie hat so scharfe, klare Augen wie eine Semse, und soll eine Brille auf der Nase tragen, mit Respekt zu melden, eine große, schwarze Brille, wie sie die alten Weiber in der Kirche auf die Nase klemmen, daß es keiner schnarrt, wenn sie Augen? Nein, gnädiger Herr, solche schlechte Gedanken müssen Sie sich aus dem Kopf schlagen, das ist nichts; und nehmen Sie es nicht ungnädig, aber eine Mühe sollten Sie doch aufsetzen bei dieser Hitze, es ist von wegen des Sonnenstichs.“ So sprach der Alte, und ging kopfschüttelnd weiter; den übrigen Diensthoten aber deutete er mit sehr verdächtiger Bewegung des Zeigefingers ans Hirn an, daß es mit dem jungen Herrn *Gast* hier oben nicht ganz richtig sein müsse.

Auch jetzt kam Fröben zu keinem andern Resultat, als daß das Betragen jenes Mädchens, das er so innig liebte, unbegreiflich sei, und dieses räthselhafte Spiel mit seinem Schmerz, mit seiner Sehnsucht, beschäftigte ihn so ganz ausschließlich, daß ihm Vieles entging, was ihm sonst wohl hätte auffallen müssen. Josephe kam mit verweinten Augen zu Tische; der Baron war verstimmt und einflüßig und schien seinem inneren Unmuth, der ihm um die Stirne lag und deutlich aus den Augen sprach, die und da durch einen Fluß über die schlechte Küche und die noch schlechtere Haushaltung Luft machen zu müssen. Die unglückliche Frau ließ Alles still und geduldig über sich ergehen, sie schiedte zuweilen, als wolle sie Hülfe und Trost suchen, einen künftigen Blick nach Fröben hinüber; ach, sie bemerkte nicht, wie ihr Gatte diese Blicke belauerte, wie seine Stirne sich rührte, wenn er ihre Augen auf diesem Wege traf.

In Fröbens Auge und Ohr ging dies vorüber, als etwas, an das er sich schon gewöhnt hatte; er gab sich nicht einmal die Mühe, Josephe um die Ursache dieses Aufbrausens zu befragen. Es fiel ihm nicht auf, daß sie zurückhaltender gegen ihn war in Weisens Kaldners; er schrieb es der gewöhnlichen Geschäftigkeit seines Freundes zu, daß ihn dieser in den nächsten Tagen nöthigte, mit ihm da und dort hin auf das Gut zu gehen und in Wald und Feld oft einen großen Theil des Tages mit Messungen und Berechnungen hinzubringen. Als er aber eines Morgens, als ihn Kaldner schon gestiefelt und geschnürt erwartete, eine kleine Unpöblichkeit vorschätzte, um diesen unangenehmen Feldbesuchen zu entgehen, als er arglos hinweg, daß er doch Josephen auch einmal wieder vorlesen müsse, da wollte es ihm doch anfallend dünken, daß der Baron unmutig rief: „Nein, sie soll mir nichts mehr lesen, gar nichts mehr. Es geht ohnedies seit einiger Zeit Alles anders. Das könnte ich vollends brauchen, wenn sie den ganzen Morgen mit Lesen zubrächte, und solche Romanideen im Kopfe trägt, wie ich schon



welche habe Spuren sehen. Lies Dir in Gottes Namen selbst vor, lieber Fröbden, und nimm mir nicht übel, wenn ich mein Weib anders placire. Du gehst in den Garten nach dem Frühstück, Josephe, es soll heute Gemüse ausgestochen werden, nachher bist Du so gütig und gehst zu Pastors, Du bist dort seit lange einen Besuch schuldig.“ Mit diesen Worten nahm er seine Reitpeitsche vom Tische und schritt davon.

„Was soll denn das? Was hat er denn heute?“ fragte Fröbden kannend die junge Frau, die kaum ihre Thränen zurückzuhalten vermochte.

„O, er ist so ziemlich wie sonst,“ erwiderte sie, ohne aufzublicken. „Ihre Anwesenheit hat ihn einige Zeit lang aus dem gewöhnlichen Geleise gebracht; Sie sehen, er ist jetzt wieder wie zuvor.“

„Aber mein Gott,“ rief er unniithig, „so schiden Sie doch eine Nagd in den Garten!“

„Ich darf nicht,“ sagte sie bestimmt, „ich muß selbst ansehen; er will es ja haben.“

„Und den Besuch bei Pastors —?“

„Muß ich machen, Sie haben es ja gebdrt, daß ich ihn machen muß; lassen wir das, es ist einmal so. Aber Sie,“ fuhr Josephe fort, „Sie, mein Freund, scheinen mir seit einigen Tagen verändert, gar nicht mehr so munter, so zutraulich wie früher. Sollten Sie sich vielleicht nicht mehr hier gefallen? Sollte mein Mann, sollte vielleicht ich Ursache Ihrer Verstimmung sein?“

Fröbden fühlte sich verlegen; er war auf dem Punkt, der Freundin jene sonderbaren Vorfälle im Garten zu gestehen, aber der Gedanke, sich vor der klugen, jungen Frau eine Blöthe zu geben, hielt ihn zurück. „Sie wissen,“ sagte er ausweichend, „daß ich in den letzten Tagen Briefe aus S. bekam. Und wenn ich verstimmt erscheine, so tragen diese Briefe allein die Schuld.“ Sie sah ihn zweifelhaft an; eine Antwort schien auf ihren Lippen zu schweben, aber, wie wenn sie den Mangel an Vertrauen in dem Blicke des jungen Mannes gelesen und sich dadurch getränkt gefühlt hätte, zuckten ihre schönen Lippen und drängten die Antwort zurück; sie zog schweigend die Glocke, befaßl ihrer

Jose, ihr Hut und Schirm zu bringen, und ging dann, ohne ihn zu diesem Gang einzuladen, in den Garten an die Arbeit.

Als der junge Mann einige Stunden nachher ebenfalls in den Garten hinabstieg und nach Josephe fragte, hieß es, sie sei zu Pastors gegangen. Er eilte der Laube zu, er setzte sich mit pochendem Herz nieder. Heute hatte er sich vorgenommen, nicht einzuschlafen. „Ich will doch sehen,“ sagte er zu sich, „ob dieses Wesen, das mich so geheimnißvoll umschwebt, noch ein drittes Zeichen für mich hat? Ich will mich wie zum Schlummer niederlegen, und so wahr ich lebe, wenn es wieder erscheint, will ich es haschen und schauen, welcher Natur es sei.“ Er las, bis der Mittag herangekommen war; dann legte er sich nieder und schloß die Augen. Oft wollte sich der Schlummer wirklich über ihn herabsenken, aber Erwartung, Unruhe und sein fester Wille, der die Rohnkörner von ihm ferne hielt, ließen ihn wach bleiben. Er mochte wohl eine halbe Stunde so gelegen haben, als die Zweige der Laube rauschten. Er öffnete die Augen kaum ein wenig und sah, wie zwei weiße Hände die Zweige behutsam theilten, vermuthlich, um eine Ansicht auf den Schlummernden zu öffnen. Dann knisterten leise, leise Schritte im Sand. Er blickte verstohlen nach dem Eingang der Laube, und sein Herz wollte zerspringen voll freudiger Ungeduld, als er sein Mädchen sah im schwarzen Mantel und Hut, den grünen Schleier zurückgeschlagen, die schwarzen Mastenangen vor den obern Theil des schönen Gesichtes gebunden.

### 31.

Sie nahte auf den Lebensspitzen. Er sah, wie auf ihrem Gesicht ein höheres Roth aufstieg, als sie näher trat. Sie betrachtete den Schläfer lange; sie seufzte tief und schien Thränen abzutrocknen. Dann trat sie nahe heran; sie beugte sich über ihn herab, ihr Athem berührte ihn wie ein Himmelsbote, der die Nähe ihrer süßen Lippen ansagte, sie senkte sich tiefer und ihr Mund legte sich auf den seinigen so sanft, wie das Morgenroth sich auf den Hügel senkt.

Da hielt er sich nicht länger; schnell schlang er seinen Arm um ihren Leib, und mit einem kurzen Ausruf schenkte sie in die Kniee. Er sprang erschrocken auf, er glaubte sie ohnmächtig, aber sie war nur sprachlos und zitterte heftig; er hob sie auf, er zog sie, erfüllt von der Barmherzigkeit des Wiedersehens, an seiner Seite auf die Bank nieder, er bedeckte ihren Mund mit glühenden Küssen, er drückte sie fest an sich: „O, so habe ich Dich wieder, endlich, endlich wieder, Du geliebtes Wesen!“ rief er; „Du bist kein Trugbild, Du lebst, ich halte Dich in meinen Armen wie damals und liebe Dich wie damals, und bin glücklich, selig, denn Du liebst ja auch mich!“ Eine hohe Gluth bedeckte ihre Wangen, sie sprach nicht, sie suchte vergebens sich aus seinen Armen zu winden. „Nein, jetzt lasse ich Dich nicht mehr,“ sprach er, und Thränen, Thränen des Glücks hingen an seinen Wimpern; „jetzt halte ich Dich fest und keine Welt darf Dich von mir reißen. Und komm, hinweg mit dieser neidischen Maske, ganz will ich Dein schönes Antlitz schauen, ach, es lebte ja immer in meinen Tränen!“ Sie schien mit der letzten Kraft die Hand von der Halbmaske abhalten zu wollen, sie athmete schwer, sie rang mit ihm, aber die trunke Luft des jungen Mannes, nach so langer Entbehrung sich so unaussprechlich glücklich zu wissen, gewährte ihm einen leichten Sieg. Er hielt ihre Arme mit der einen Hand, zitternd stieß er mit der andern den Hut zurück, band die Maske los und erblickte — die Gattin seines Freundes.

„Joseph!“ rief er, wie in einen Abgrund niedergeschmettert, und seine Gedanken drehten sich im Kreise. „Joseph!“

Bleich, erstarrt, thränenlos saß sie neben ihm und sagte wehmüthig lächelnd: „Ja, Joseph.“

„Sie haben mich also getäuscht?“ sagte er bitter, indem alle Hoffnung, alle Seligkeit des vorigen Augenblicks an ihm vorüberflog. „O! dieses Possenspiel konnten Sie uns ersparen. Doch,“ fuhr er fort, indem ein Gedanke ihn durchblitzte; „um Gottes willen, wo haben Sie den Ring her, woher das Tuch?“

Sie erröthete von Neuem, sie brach in Thränen aus, sie verbarg

ihr Haupt an seiner Brust. „Nein,“ rief er, „Antwort muß ich haben, es ist mein Ring, das Tuch — ich beschwöre Sie, wie kam Beides in Ihre Hände, woher haben Sie den Ring?“

„Von Dir!“ stürzte sie; indem sie sich beschämt fester an ihn drückte.

Da fiel ein Lichtstrahl in Fröben's Seele; noch blendete ihn dies zu helle Licht, aber er hob sanft ihr Haupt in die Höhe und sah sie an mit Blicken voll Verwunderung und Liebe. „Du bist es? Träume ich denn wieder?“ sprach er, nachdem er sie lange angeblickt. „Sagtest Du nicht, Du seiest mein süßes Mädchen? O Gott, welcher Schleier lag denn auf meinen Augen? Ja, das sind Deine holden Wangen, das ist ja Dein reizender Mund, der mich heute nicht zum erstenmal küßte.“

Eine hohe Glut bedeckte ihre Wangen. Sie sah ihn voll Borne und Entzücken an. „Was wäre aus mir geworden, ohne Dich, Du edler Mann,“ rief sie, indem sich in Thränen der Schimmer ihrer Augen brach. „Ich bringe Dir den Segen meiner guten Mutter, Du hast ihre letzten Tage leicht gemacht und die Dese des Elends gelästet, die so schwer auf ihrer kranken Brust lag. O! Wie kann ich Dir danken? Was wäre ich geworden ohne Dich! Doch —“ fuhr sie fort, indem sie mit ihren Händen das Gesicht bedeckte, „was bin ich denn geworden, das Weib eines Andern, Deines Freundes Weib!“

Er sah, wie ein unendlicher Schmerz ihren Busen hob und senkte, wie durch die zarten Finger ihre Thränen gleich Quellen herabrieselten. Er fühlte, wie innig sie ihn liebe, und kein Gedanke an einen Vorwurf, daß sie einem Andern als ihm gehören könnte, kam in seine Seele. „Es ist so,“ sagte er traurig, indem er sie fester an sich drückte, als könne er sie dennoch nicht verlieren. „Es ist so; wir wollen denken, es sollte so sein, es habe so kommen müssen, weil wir vielleicht zu glücklich gewesen wären. Doch in diesem Moment bist Du mein, denke, Du kommest herüber über den Platz der Arzneischule und ich erwarte Dich: o komm, umarme mich so wie damals, ach, nur noch ein einziges Mal!“

In Erinnerung verloren hing sie an seinem Hals; hinter ihren härteren Blicken schien der Gedanke an die Wirklichkeit sich zu verlieren; heller und heller, freundlicher und immer freundlicher schien die Erinnerung anzutauschen; ein holdes Lächeln zog um ihren Mund und senkte sich auf ihren Wangen in zarte Grübchen. „Und kanntest Du mich denn nicht?“ fragte sie lächelnd. „Und Du kanntest mich nicht?“ fragte er, sie voll Härlichkeit betrachtend. „Ach!“ antwortete sie. „Ich hatte mir damals Deine Züge recht abgelauscht und tief in mein Herz geschrieben, aber wahrlich, ich hätte Dich nimmer erkannt. Es mochte wohl auch daher kommen, daß ich Dich nur immer bei Nacht sah in den Mantel eingewickelt, den Hut tief in der Stirne, „und wie konnt' ich auch denken — Freilich, als Du am ersten Abend Faldner zuriefst: ‚Auf Wiedersehen,‘ da kam mir der Ton so bekannt vor, als hätte ich ihn schon gehört; aber ich lachte mich immer selbst aus über die thörichten Vermuthungen. Nachher war es mir hie und da, als müßtest Du der sein, den ich meinte; doch zweifelte ich immer wieder; aber als Du am Sonntag nur erst Pont des Arts genannt hattest, da ging auf einmal eine eigene Sonne auf Deinem Gesicht auf; Du schienst ganz in Erinnerung zu leben, und mit den ersten Worten ward es mir klar, daß Du, Du es bist! Aber freilich, mich konntest Du nicht wieder erkennen, nicht wahr, ich bin recht bleich geworden?“

„Joseph“, erwiderte er; „wo waren meine Sinne? Wo mein Auge, mein Ohr, daß ich Dich nicht erkannte? Gleich bei Deinem ersten Anblick flog ein freudiger Schreck durch meine Seele, Du glichst ja ganz jenem Bilde, das ich, durch einen wahrhaften Kreislauf der Dinge, als Dir ähnlich gefunden und geliebt hatte; aber die Entdeckung über das Geschlecht der Mutter führte mich in eine Irrbahn; ich sah in Dir nur noch die ähnliche Tochter der schönen Laura, und oft, während ich neben Dir saß, streifte mein Geist ferne, weithin nach — Dir!“

„O Gott! rief Joseph, „ist es denn wahr, ist es möglich? Kannst Du mich denn noch lieben?“

„Ob ich es kann? — Aber darf ich denn? Gott im Himmel. Du

heißt ja Frau von Faldner; sage mir nur um des Himmelswillen, wie sägte sich dies Alles? Wie hast Du auch nicht ein einziges Mal mehr mich erwarten mögen?"

## 32.

Sie stillte ihre Thränen, sie faßte sich mit Mühe, um zu sprechen. „Siehe,“ sagte sie, „es war, als ob ein feindliches Geschick Alles nur so geordnet hätte, um mich recht unglücklich zu machen. Als Du weg warst, hatte ich keine Freude mehr. Jene Abende mit Dir waren mir so unendlich viel gewesen. Siehe, schon von dem ersten Moment an, als Du in der lieben Muttersprache Deinen Begleiter um Geld batest, von da an schlug mein Herz für Dich; und als Du mit so unendlichem Edelmuthe, mit so viel Partisinn für uns sorgtest, ach, da hätte ich Dich oft an mein Herz schließen und Dir gestehen mögen, daß ich Dich wie ein höheres Geschöpf anbede. Ich weiß nicht, was mir für Dich zu thun zu schwer gewesen wäre; und wie groß, wie edel hast Du Dich gegen mich benommen! Du gingst, ich weinte lange, denn ein schmerzliches Gefühl sagte mir, daß es auf immer geschieden sei; acht Tage, nachdem Du abgereist warst, starb meine arme Mutter sehr schnell. Was Du mir damals noch gegeben, reichte hin, meine Mutter zu beerdigen und ihr Andenten nicht in Unehre gerathen zu lassen. Eine Dame, es war die Gräfin Landstron, die in unserer Nachbarschaft wohnte und von uns Armen hörte, ließ mich zu sich kommen. Sie prüfte mich in Allem, sie durchschaute die Papiere meiner Mutter, die ich ihr geben mußte, genau; sie schien zufrieden und nahm mich als Gesellschaftsfräulein an. Wir reisten; ich will Dir nicht beschreiben, wie mein Herz blutete, als ich dieses Paris verlassen mußte; es fehlten nur noch vierzehn Tage, bis die Zeit um war, die Du zu Deiner Rückkehr bestimmtest; dann wäre ich am ersten auf den Platz gegangen, hätte Dich noch einmal gesprochen, noch einmal von Dir Abschied genommen! Es sollte nicht so sein; als wir aus der St. Severinstrafe über den wohlbekannten Platz der Ecole de Médecine hinfuhren, da

wollte mein Herz brechen, und ich sagte zu mir: „Auf immer!“ Eduard! ich habe nie wieder von Dir gehört, Dein Name war mir unbekannt, Du mußtest ja die Bettlerin längst vergessen haben; ich lebte von der Gnade fremder Leute, ich hatte manches Bittere zu tragen, ich trug es, es war ja nicht das Schmerzlichste. Als aber die Gräfin in diese Gegend auf ihr Gut zog, als Faldner sich um mich bewarb, als ich merkte, daß sie es gutmüthig für eine gute Versorgung halte, vielleicht auch meiner überdrüssig war — nun ich war ja nur ein einziges Mal glücklich gewesen, konnte nimmer hoffen, es wieder zu werden; das Uebrige war ja so gleichgültig — da wurde ich seine Frau.“

„Armes Kind! an diesen Faldner, warum denn gerade Du mit so weicher Seele, mit so zartem Sinn, mit so viel gütigem Anspruch auf ein zum mindesten edleres Loos, warum gerade Du seine Frau? Doch es ist so; Joseph, ich kann, ich darf keinen Tag mehr hier sein; ich habe ihn bei allem, was er Kobes haben mag, einst Freund genannt, bin jetzt sein Gastfreund, und, wenn auch Alles nicht wäre, wir dürfen ja nicht zusammen glücklich sein!“ Es lag ein unendlicher Schmerz in seinen Worten; er küßte die Augen der schönen Frau, nur um durch den Gram, der in ihnen wohnte, nicht noch weicher zu werden. „O! nur noch einen Tag,“ küßte sie zärtlich; „hab' Dich ja jetzt eben erst gefunden, und Du denkst schon zu entfliehen. Siehe, wenn Du weg bist, da verschließt sich wieder die Thüre meines Glücks auf immer; ich werde Hartes ertragen müssen, und da muß ich doch ein wenig Erinnerung mir aufsparen, von der ich zehren kann in der endelosen Wüste.“

„Höre, ich will Faldner Alles gestehen,“ sprach nach einigem Stunnen der junge Mann, „ich will es ihm Alles vormalen, daß es ihn selbst rühren muß; er liebt Dich doch nicht, Du ihn nicht und bist unglücklich; er soll Dich mir abtreten. Mein Haus liegt nicht so schön wie dieses Schloß; meine Güter kannst Du vom Belvedere auf dem Dache übersehen, Du verließest hier großen Wohlstand, aber wenn Du einzugest in mein Haus, wollte ich Dir meine Hände als

Leppich unterlegen, auf den Händen wollte ich Dich tragen, Du solltest die Königin sein in meinem Hause, und ich Dein erster treuer Diener!“

Sie blickte schmerzlich zum Himmel auf, sie weinte heftiger. „Ach ja, wenn ich Deines Glaubens wäre, dann ginge es wohl, aber wir sind ja gut katholisch getraut worden, und das scheidet nur der Tod! O du großer Gott, wie unglücklich machen oft diese Gesetze! Welch' eine Seligkeit mit Dir, bei Dir zu sein, immer für Dich zu sorgen, an Deinen Blicken zu hängen, und alle Tage Dir durch zärtliche Liebe ein Tausendtheil von dem heimzugeben, was Du an meiner lieben Mutter und an mir gethan.“

„Also dennoch auf immer,“ erwiderte er traurig; „also nur noch morgen, und dann für immer scheiden?“

„Für immer!“ hauchte sie kaum hörbar, indem sie ihn fester an ihre Lippen schloß.

„Hier also findet man Dich, Du niederträchtige Meze!“ schrie in diesem Augenblick ein Dritter, der neben dieser Gruppe stand, sie sprangen erschreckt auf; zitternd vor Zorn, knirschend vor Wuth stand der Baron, in der einen Hand ein Papier, in der andern die Reitpeitsche haltend, die er eben aufhob, um sie über den schönen Nacken der Unglücklichen herabschwirren zu lassen. Fröben fiel ihm in den Arm, entwand ihm mit Mühe die Peitsche und warf sie weit hinweg. „Ich bitte Dich, sagte er zu dem Wüthenden; nur hier keine Scene; Deine Leute sind im Garten, Du schändest Dich und Dein Haus durch einen solchen Auftritt.“

„Was?“ schrie Jener, „ist mein Haus nicht schon genug geschändet durch diese niederträchtige Person, durch dieses Bettlerpaar, das ich in meinem Haus hatte? Meinst Du, ich kenne Deine Handschrift nicht,“ fuhr er fort, indem er ihr das Papier hinreckte; „das ist ja ein süßes Briefchen an den Herrn Galan hier, an den Romanenhelden. Also eine Dirne mußte ich heirathen, die Du unterhieltest, und als Du ihrer satt wareest, sollte der ehrliche Falbner sie zur gnädigen Frau machen;



dann kommt man nach sechs Monaten so zufällig zu Besuch, um den Hörnern des Gemahls noch einige Enden anzusehen. Das sollst Du mir bezahlen, Schandbube; aber dieses Bettelweib mag immer wieder mit Teller und Laterne sich am Pont des Arts aufstellen, oder von Deinem Sündenlohn leben. Meine Knechte sollen sie mit Heipfeischen vom Hof jagen!“

## 33.

Der Mann von gediegener Bildung hat in solchen Momenten ein entschiedenes Uebergewicht über den Rohen, der von Wuth zur Unbesonnenheit hingerissen, unsicher ist, was er beginnen soll. Ein Blick auf Josephe, die bleich, zitternd, sprachlos auf der Moosbank saß, überzeugte Fröden, was hier zu thun sei. Er bot ihr den Arm und führte sie aus der Laube nach dem Schlosse. Wüthend sah ihnen der Baron nach; er war im Begriff, seine Knechte zusammen zu rufen, um seine Drohung zu erfüllen, aber die Furcht, seine Schande noch größer zu machen, hielt ihn ab. Er rannte hinauf in den Saal, wo Josephe auf dem Sopha lag, ihr weinendes Gesicht in den Kissen verbarg, wo Fröden wie gedankenlos am Fenster stand und hinausstarrte. Scheltend und fluchend rannte Jener in dem Saal umher; er versuchte sich, daß er sein Leben an eine solche Dirne gehängt habe. „Es müßte keine Gerechtigkeit mehr im Lande sein, wenn ich sie mir nicht vom Halse schaffte!“ rief er. Sie hat Tausschein und Alles fälschlich angegeben; sie hat sich für ebenbürtig ausgegeben, die Bettlerin, diese Ehe ist null und nichtig!“

„Das wird allerdings das Vernünftigste sein,“ unterbrach ihn Fröden; „es kommt nur darauf an, wie Du es angreiffst, um Dich nicht noch mehr zu blamiren —“

„Ha, mein Herr!“ schrie der Baron in wildem Zorn, „Sie spotten noch über mich, nachdem Sie durch Ihre grenzenlose Frechheit all' diese Schande über mich brachten? Folgen Sie mir, zu unserer

Scheidung brauchen wir weiter keine Affsen, die kann sogleich abgemacht werden. Folgen Sie!“

Joseph, die diese Worte verstand, sprang auf; sie warf sich vor dem Wäthenden nieder, sie beschwor ihn, Alles nur über sie ergehen zu lassen; denn sein Freund sei ja ganz unschuldig; sie wies hin auf den Zettel in seiner Hand, den sie erkannte; sie schwor, daß Fröben erst heute erfahren, wer sie sei. Aber der junge Mann selbst unterbrach ihre Färbiten, er hob sie auf und führte sie zum Sopha zurück. „Ich bin gewohnt,“ sagte er kaltblätig zum Baron, „bei solchen Sängen zuerst meine Arrangements zu treffen, und Du wirst wohl thun, es auch nicht zu unterlassen. Vor Allem geht Deine Frau jetzt aus dem Schloß, denn hier will ich sie nicht mehr wissen, wenn ich nicht da bin, sie vor Deinen Mißhandlungen zu schützen.“

„Du handelst ja hier wie in Deinem Eigenthum,“ erwiderte der Baron vor Zorn lachend; „doch Madame war ja schon vorher Dein Eigenthum, ich hätte es beinahe vergessen; wohin soll denn der süße Engel gebracht werden? In ein Armenhaus, in ein Spital, oder an den nächsten besten Mann, um ihr Gewerbe fortzusetzen?“

Fröben hörte nicht auf ihn; er wandte sich zu Joseph: „Wohnt die Gräfin noch in der Nähe?“ fragte er sie. „Glauben Sie wohl, für die nächsten Tage einen Aufenthalt dort zu finden?“

„Ich will zu ihr gehen,“ flüsterete sie.

„Gut; Faldner wird die Gnade haben, Sie hinfahren zu lassen, dort erwarten Sie das weitere; ob er einsteht, wie Unrecht er aus Beiden gethan, oder ob er darauf beharrt, sich von Ihnen zu trennen.“

### 34.

Joseph war zu der Gräfin abgefahren; der Freund hatte ihr gerathen, bei ihrer Ankunft nur einen Besuch von einigen Tagen vorzugeben, indeffen wolle er ihr über die Stimmung seines Freundes Nachricht geben, und wenn es möglich wäre, ihn bereben, sich mit ihr zu versöhnen. „Nein,“ rief sie leidenschaftlich, indem sie von der

Terrasse an den Wagen hinabstieg, „in diese Thüre lehre ich nie mehr zurück, auf ewig werde ich diesen Mauern den Rücken. Glauben Sie, eine Frau vermag viel zu ertragen, ich habe lange dulden müssen, und das Herz wollte mir oft zerspringen, aber heute hat er mich zu tief beleidigt, als daß ich ihm vergeben könnte. Und sollte ich wieder zurückkehren müssen auf den Pont des Arts, die Menschen um ein Paar Sous anzusehen, ich will es lieber thun, als noch länger solche niedrige Behandlung von diesem rohen Menschen mir gefallen lassen. Mein Vater war ein tapferer Soldat und ein geachteter Offizier Frankreichs, seine Tochter darf sich nicht bis zur Magd eines Faldners entwürdigen.“

Der junge Mann hatte nach ihrer Abreise einige Briefe geschrieben und war gerade mit Ordnen seines kleinen Gepäcks beschäftigt, als Faldner in das Zimmer trat. Erdben sah ihn verwundert an und erwartete neue Angriffe und Ausbrüche seines Zorns. Jener aber sagte: „Ich glaube, je mehr ich diese unglücklichen Zeilen lese, die ich heute Mittag auf Deinem Zimmer fand, immer mehr, daß Du eigentlich doch unschuldig an der miserablen Historie bist, nämlich, daß Du vorher nichts wußtest und die Person nicht kanntest; daß ich mein Weib in Deinen Armen traf, verzeihe ich Dir, denn jene Person hatte angehört, mein zu sein, als sie den thörichten Brief an Dich schrieb.“

„Es ist mir wegen unseres alten Verhältnisses erwünscht,“ antwortete Erdben, „wenn Du die Sache so ansehest, hauptsächlich auch, weil ich dadurch Gelegenheit bekomme, vernünftig und ruhig mit Dir über Josephine zu sprechen. Färs Erste mein heiliges Wort, daß zwischen ihr und mir bis heute Mittag nie, auch früher nicht, etwas vorging, was im geringsten ihrer Ehre nachtheilig wäre; daß sie arm war, daß sie einmal geduldet war, die Hülfe der Menschen anzurufen —“

„Nein, sag lieber, daß sie bettelte,“ rief Faldner hitzig, „und Nachts auf den Straßen und Brücken der lieberlichen Hauptstadt umherzog, um Geld zu verdienen; ich hätte ja schon damals das Vergnügen ihrer nähern Bekanntschaft haben können; ich war ja bei der rührenden Scene auf dem Pont des Arts. Nein, wenn ich Dir auch

Alles glaubte, ich bin dennoch beschimpft; die Familie Faldner und eine Bettlerin!“

„Ihr Vater und ihre Mutter waren von gutem Hause —“

„Fabeln, Dichtung! Daß ich mich so fangen ließ; eben so gut hätte ich die Kellnerin aus der Schenke heirathen können, wenn sie ein Bierglas im Wappen führte und ein falsches Zeugniß ihrer Geburt brachte!“

„Das ist in meinen Augen das Geringsste bei der Sache; die Hauptsache ist, daß Du sie gleich von Anfang wie eine Magd behandeltest und nicht wie Deine Frau; sie konnte Dich nie lieben; Ihr paßt nicht für einander.“

„Das ist das rechte Wort,“ entgegnete der Baron, „wir passen nicht zusammen; der Freiherr von Faldner und eine Bettlerin können nie zusammen passen. Und jetzt freut es mich erst recht, daß ich meinem Kopf folgte und sie so behandelte, die Dirne hat es nicht besser verdient. Ich hab' es ja gleich gesagt, sie hat so etwas Gemeines an sich.“

Diese Rohheit empörte den jungen Mann, er wollte ihm etwas Bitteres entgegenen, aber er bezwang sich, um Josephen nützlich zu sein. Er redete mit dem Baron ab, was hierin zu thun sei, und sie kamen dahin überein, daß sie die ganze Sache vor die bürgerlichen Gerichte bringen und gegenseitige Abneigung als Grund zur Trennung angeben sollten. Freilich konnte bei ihren Glaubensverhältnissen keiner der beiden Theile hoffen, in einer neuen Verbindung Trost zu finden; aber Josephen, wenn sie auch mit Schrecken in eine häßliche Zukunft blickte, schien kein Loos so schwer, daß es nicht gegen die unwürdige Behandlung, die sie in Faldners Hause erduldet, erträglich geschehen hätte, und der Baron, wenn ihn auch in manchen einsamen Stunden Reue anwandelte, suchte Zerstreuung in seinen Geschäften und Trost in dem Gedanken, daß ja Niemand seine Schande erfahren habe, eine Bettlerin von zweideutigem Charakter zur Frau von Faldner gemacht zu haben.

## 35.

Einige Wochen nach diesem Vorfall ging Fröben in Mainz, wohin er sich, um doch in Josephens Nähe zu sein, zurückgezogen hatte, auf der Rheinbrücke Abends hin und wieder. Er gedachte der sonderbaren Verkettung des Schicksals, er dachte an mancherlei Auswege, die ihn und die geliebte Frau vielleicht noch glücklich machen könnten; da fuhr ein Reisewagen über die Brücke her, dessen wunderlicher Bau die Aufmerksamkeit des jungen Mannes schon von weitem auf sich zog. Bald aber haftete sein Auge nur noch an dem Bedienten, der auf dem Bodsaß; dieses braungelbe, heitere Gesicht, das neugierig um sich schaute, schien ihm eben so bekannt, als die grellen Farben der Livrée. Als der Wagen, der sich auf der Brücke nur im Schritt weiter bewegen durfte, näher herankam, bemerkte auch der Diener den jungen Mann und rief: „San Jago di Compostella! Das ist er ja selbst!“ Er riß das Wagenfenster auf, das ihn von dem Innern des Wagens trennte, und sprach eifrig hinein. Alsobald wurde auf der Seite des Wagens ein Fenster niedergelassen, und herauf fuhr das wohlbekannte Gesicht Don Pedro's de San Montanjo Bigez. Der Wagen hielt; der junge Mann sprang freudig herzu, um den Schlag zu öffnen, und der alte Herr sank in seine Arme. „Wo ist sie, wo habt Ihr sie, die Tochter meiner Laura? O! um der heiligen Jungfrau willen, habt Ihr sie hier? Sagt an, junger Herr! Wo ist sie?“

Der junge Mann schwieg betreten; er führte den Alten auf der Brücke weiter und sagte ihm dann, daß sie nicht weit von dieser Stadt sich aufhalte, und morgen wolle er ihn zu ihr führen.

Der Spanier hatte Freudenthränen im Auge. „Wie danke ich Euch für die Nachrichten, die Ihr mir gegeben!“ sprach er. „Sobald ich Urlaub bekommen hatte, setzte ich mich mit Diego in den Wagen und ließ mich von B. bis hier täglich sechs Meilen fahren, denn länger hielt ich es nicht aus. Und lebt sie glücklich? Sieht sie ihrer Mutter ähnlich, und was erzählt sie von Laura Tortosi?“ Fröben versprach

auf seinem Zimmer alle seine Fragen zu beantworten. Er ließ, nachdem der Spanier ein wenig ausgeruht und sich umgekleidet hatte, Xeres bringen, schenkte ein, Diego reichte, wie damals, die Cigarren, und als Don Pedro recht bequem saß, fing der junge Mann seine Erzählung an. Mit steigendem Interesse hörte ihn der Spanier an; zu großem Aergeruß Diego's ließ er seit zwanzig Jahren zum ersten Mal die Cigarre ausgehen, und als der junge Mann an jene empfindende Scene zwischen Faldner und der unglücklichen Frau kam, da konnte er sich nicht mehr halten, sein altes, fäulliches Blut kochte auf; er drückte den Hut tief in die Stirne, wickelte den linken Arm in den Mantel und rief mit blitzenden Augen: „Meinen langen Stosßdegen her, Diego, den mach' ich kalt, so wahr ich ein guter Christ und spanischer Edelmann bin; ich steck' ihn nieder und hätte er ein Crucifix vor der Brust, ich bring' ihn um, ohne Absolution und ohne alle Sacramente schick' ich ihn zur Hölle, so thü' ich. Bring mir mein Schwert, Diego!“

Aber Fröben zog den zitternden, vom Zorn erschöpften Alten zu sich nieder; er suchte ihm begreiflich zu machen, wie dies Alles nicht nöthig sei, denn Josephe sei schon aus der Gewalt des rohen Menschen befreit und lebe getrennt von ihm. Er holte, um ihn noch mehr zu besänftigen, jenes Bild herbei und entfaltete es vor den stannenden Blicken Pedro's. Entzückt betrachtete es der Don. „Ja, sie ist es,“ rief er, alles Uebrige vergessend, „meine arme, unglückliche Laura!“ Und weinend umarmte er den jungen Mann, nannte ihn seinen lieben Sohn und dankte ihm mit gebrochener Stimme für Alles, was er an der unglücklichen Mutter und ihrer armen Tochter gethan.

Am andern Morgen brach er mit Fröben nach dem Gut der Gräfin auf. Es war ein rührender Anblick, wie der alte Mann die schöne jugendliche Gestalt Josephens umschlungen hielt, wie er ihre Züge aufmerksam betrachtete, wie seine strengen Züge immer weicher wurden, wie er sie dann gerührt auf Auge und Mund küßte. „Ja, Du bist Laura's Tochter!“ rief er. „Dein Vater hat Dir nichts gegeben, als sein, blondes Haar, aber das sind ihre lieben Augen,

das ist ihr Mund, das sind die schönen Zähne der Lortoff! Sei meine Tochter, liebes Kind; ich habe keine Verwandten und bin reich; durch Verwandtschaft, mein Herz und einen zwanzigjährigen Gram gehört Du mir näher an, als irgend Jemand auf der Erde!" Ihre Blicke, die über seine Schultern weg auf Fröben fielen, schienen diese letztere Behauptung nicht gerade zu bestätigen, aber sie läste gerührt seine Hand und nannte ihn ihren Oheim, ihren zweiten Vater.

Die Freude des Wiedersehens dauerte übrigens nur wenige Tage. Don Pedro erklärte sehr bestimmt, daß ihn seine Geschäfte nach Portugal rufen, und zugleich schien er gar nicht einzusehen, was Josephen abhalten könnte, ihm dahin zu folgen; er hegte zu strenge Grundsätze über die Artikel seiner Kirche, als daß er den Gedanken für möglich gehalten hätte, Fröben könne Josephen, die getrennte Gattin eines Adern, zur Frau begehren. Es ist uns nicht bekannt geworden, was die Liebenden über diesen kritischen Punkt verhandelten; nur so viel ist gewiß, daß Fröben einige Mal darauf hindeutete, sie solle zum evangelischen Glauben zurückkehren, daß sie jedoch, zwar mit unendlichem Schmerz, aber sehr bestimmt, diesen Vorschlag abwies. Oft soll ihr der junge Mann, in Verzweiflung über die herannahende Trennung, vorgeschlagen haben, sie solle Don Pedro ziehen lassen, sie solle für sich leben, in Deutschland bleiben, er wolle, wenn er nicht ihr Gatte werden könne, auf immer als Freund um sie sein. Aber auch dies lehnte sie ab; sie gestand ihm offen, daß sie sich zu schwach fühle, ein solches Verhältnis mit Ehren hinauszuführen, und stolzer gemacht durch ihr Unglück, hebte sie zurück vor dem Gedanken an eine unwürdige Verbindung mit einem Mann, den sie so hoch achtete, als sie ihn liebte. Allein mit sich, gestand sie sich wohl, daß ein noch edelmüthigerer Gedanke ihre Schritte lenke. „Sollte er,“ sagte sie zu sich, „die Blüthe des Lebens an ein unglückliches Geschöps verlieren, das ihm nur Freundin sein darf? Soll er den hohen Genuß häuslicher Freuden, das Glück, Kinder und Enkel um sich zu versammeln, wegen meiner aufgeben? Nein, er hat mich schon einmal verloren und die Zeit wird auch jetzt

seinen Schmerz lindern, er wird ein unglückliches Wesen vergessen, das ewig an ihn denken, ihn lieben, für ihn beten wird.“

So schienen denn jene prophetischen Worte Josephens: „Auf immer!“ in Erfüllung zu geben. Don Pedro verließ mit seiner neuen Verwandtin das Gut der Gräfin, um durch Holland auf die See zu gehen. Fröhlich, den vielleicht nur der Gedanke, Josephen bald nach Portugal nachzufolgen, und dort ihr Freund zu sein, aufrecht erhielt, geleitete die Geliebte auf der Reise durch Deutschland und Holland; und so oft sie ihn bat, durch längeres Begleiten die Lage der Trennung nicht noch schwerer zu machen, bat er mit Thränen im Auge: „Nur bis ans Meer und dann auf immer!“

### 36.

Im August dieses Jahres wurde in Ostende ein englisches Schiff klar, das nach Portugal Schiffsgut und Passagiere brachte. Es war ein schöner Morgen, die Nebel hatten sich gesenkt und die Lage schien für die Fahrt günstig werden zu wollen. Es war um neun Uhr Morgens, als ein Kanonenschuß von dem Engländer herüberschallte, zum Zeichen, daß die Passagiere sich an die Rüste begeben sollen. Zu gleicher Zeit ruderte eine Schaluppe heran, und warf ihr Brett aus, um die Reisenden einzunehmen. Vom Land her kamen viele Personen mit Gepäc, gingen über das Brett, und bald war die Schaluppe voll, und die erste Ladung wurde an Bord gebracht. Ehe noch die Schaluppe zum zweitenmal anlegte, sah man vier Personen sich dem Strande nähern, die sich durch Gang, Haltung und Kleidung von den übrigen ärmtlicheren Passagieren unterschieden. Ein hoher, diltlicher Mann ging stolzen Schrittes vorans; er hatte einen breitgeträmpften Hut an, und den Mantel so kunstreich und bequem um die Schultern geschlagen, daß ein Schiffer, der ihn kommen sah, ausrief: „Ich laß mich fressen, wenn es kein Spanier ist;“ hinter Jenem kam ein jüngerer Herr, der eine schöne, schlankgebaute Dame führte. Der junge Herr war sehr bleich, schien einen großen Kummer niedergulämpfen, um durch Zureden



einen noch größeren bei der Dame zu beschwichtigen. Ihr schönes Gesicht war um Auge und Stirne von heftigem Weinen geröthet, der Mund schmerzlich eingepreßt und die Wangen und untern Theile des Gesichtes sehr bleich. Sie ging schwanlend, auf den Arm des jungen Mannes gestützt; ein Hütlein mit wallenden Straußfedern, ein wallendes Kleid von schwerem, schwarzem Seidenzeug, um Hals und Busen reiche Goldketten, schienen nicht zur Reise zu passen, und man konnte daher glauben, daß sie den jungen Mann an Bord begleite; hinter beiden ging ein Diener in bunten Kleidern; er trug einen großen Sonnenschirm unter dem Arm und hatte ein spanisches Netz über seine dunkeln Haare gezogen.

Als sie so weit herabgekommen waren, wo der Sand von der vorigen Flut noch feucht war, an die Stelle, wo man das Brett nach der Schaluppe anwarf, blieben sie stehen, und das schöne junge Paar sah nach dem Schiff, dann sahen sie sich an, und die Dame legte ihr Haupt auf die Schulter des Mannes, daß die Straußfedern um sein Gesicht spielten und seine stillen Thränen den Augen der Neugierigen verbargen. Der alte Herr stand nicht weit davon, wickelte sich, kaster auf die See blickend, tief in seinen Mantel, und sein Auge blinkte, man wußte nicht ob von einer Thräne oder dem Widerschein der glänzenden Wellen. Jetzt kam die Schaluppe plätschernd ans Ufer! das Brett wurde ausgeworfen, und ein donnernder Schuß vom Schiffe schreckte das Paar aus seiner Umarmung. Der alte Herr trat heran, bot dem jungen Mann die Hand, schüttelte sie kräftig und stieg dann schnell über das Brett; sein Diener folgte, nachdem auch er dem Jüngling herzlich die Hand geboten. Jetzt umarmten sich die jungen Leute noch einmal, er wandte sich zuerst los und führte die Dame nach dem Brett. „Auf immer!“ küßte sie mit wehmüthigem Lächeln. „Auf immer!“ antwortete der junge Mann, indem er sie bebend, mit Thränen ansah. Noch einen Händedruck und sie wandte sich, das Brett hinauszusteigen. Schön stand sie oben, der Oberbootsmann, ein breiter

Engländer, wartete am Brett, streckte seine breite Hand aus, um die schöne Dame zu empfangen, und hatte schon einige gutgemeinte Trostgründe in Bereitschaft, da wandte sie von dem unendlichen Meer ihr dunkles Auge noch einmal zurück nach dem jungen Mann. Ihre hohe, herrliche Gestalt schwebte kühn auf dem schmalen Brett, ihr schlanker Hals war nach dem Land zurückgebogen, die schwankenden Federn des Gutes schienen hinüber zu greifen. Er breitete die Arme aus, in seinen Zügen mischte sich die Seligkeit der Liebe mit dem Schmerz der Trennung. Da schien sie ihrer selbst nicht mehr mächtig zu sein; sie sprang über das Brett und hinab auf das Land, und ehe der Bootsmann die Hände vor Verwunderung zusammen schlagen konnte, hing sie schon an des jungen Mannes Hals, an seinen Lippen. „Nein, ich kann nicht über das Meer,“ rief sie, „ich will bleiben; ich will Alles thun, was Du willst, will diese Fesseln eines Glaubens von mir werfen, der mich hindert, meinem bessern Gefühl zu folgen; Du bist mein Vaterland, meine Familie, mein Alles; ich bleibe!“

„Josephe, meine Josephe!“ rief der junge Mann, indem er sie mit stürmischem Entzücken an sein Herz drückte. „Nein, mein auf immer? Ein Gott hat Dein Herz gelenkt, o! ich wäre untergegangen unter der Qual dieser Trennung!“ Sie hielten sich noch umschlungen, als der alte Herr mit hastigen Schritten über Bord und das Brett herabstieg und zu der Gruppe trat: „Kinder,“ sagte er, „einmal Abschied zu nehmen wäre genug gewesen; komm, Josephe, es hilft ja doch zu nichts, sie werden gleich zum drittenmale schießen.“

„Laßt sie mit Stäckugeln schießen, Don Pedro,“ rief der junge Mann mit freudig verklärten Zügen, „sie bleibt hier, sie bleibt bei mir.“

„Was höre ich?“ erwiderte Jener sehr ernst. „Ich will nicht hoffen, daß dies so ist, wie der Cavalier sagt; Du wirst Deinem Verwandten folgen, Josephe!“

„Nein!“ rief sie muthig, „als ich dort oben auf dem Rand der Schaluppe stand und hinausah auf diese Fluten, die mich von ihm

trennen sollten, da stand fest in mir, was ich zu thun habe; meine Mutter hat mir den Weg gezeigt; sie ist einst dem Mann ihres Herzens in die weite Welt gefolgt, hat Vater und Mutter verlassen aus Liebe; ich weiß, was auch ich zu thun habe; hier steht der, dem meine arme Mutter ihre letzten süßen Stunden, dem ich Leben, Ehre, Alles verdankte, und ich sollte ihn verlassen? Gräbet die Gräber meiner Ahnen in Valencia, Don Pedro, und saget ihnen, daß es noch eine aus dem Stamm der Lortosi gibt, der die Liebe höher gilt, als das Leben!"

Don Pedro wurde weich. „So folge Deinem Herzen, vielleicht es rathet Dir besser als ein alter Mann; ich weiß Dich zum mindesten glücklich in den Armen dieses edeln Mannes, und sein hoher Sinn bürgt mir dafür, daß ihm unsere Ehre nicht minder hoch als die seine gilt. Aber Don Fróbenio, was werden Sie zu Ihren stolzen Verwandten sagen, wenn Sie dieses Kind des Elends vorstellen? Gott! Werden Sie auch den Rath haben, den Spott der Welt zu ertragen?"

„Fahret wohl, Don Pedro,“ sagte der junge Mann mit müthigem Gesicht, indem er Jenem die eine Hand zum Abschied bot und mit der andern die Geliebte umschlang; „seid getroßt und verzaget nicht an mir. Ich werde sie der Welt zeigen, und wenn man mich fragt: „Wer war sie denn? So werde ich mit freudigem Stolz antworten: Es war die Bettlerin vom Pont des Arts.“





# Die Sängerin.



# 1.

„Was ist ein sonderbarer Vorfall,“ sagte der Commerzienrath Bolnan zu einem Bekannten, den er auf der breiten Straße in B. traf; „gesteht selbst, wir leben in einer argen Zeit.“

„Ihr meint die Geschichte im Norden?“ entgegnete der Bekannte. „Habt Ihr Handelsnachrichten, Commerzienrath? Hat Euch der Minister des Auswärtigen aus alter Freundschaft etwas Näheres gesagt.“

„Ach, geht mir mit Politik und Staatspapieren; meinethwegen mag geschehen, was da will. Nein, ich meine die Geschichte mit der Bianetti.“

„Mit der Sängerin? Wie? Ist sie noch einmal engagirt? Man sagte ja, der Kapellmeister habe sich mit ihr überworfen —“

„Aber um Gotteswillen,“ rief der Commerzienrath und blieb stannend stehen; „in welchen Spelunken treibet Ihr Euch umher, daß Ihr nicht wisset, was sich in der Stadt zuträgt? So wisset Ihr nicht, was der Bianetti arribirte?“

„Rein Wort, auf Ehre; was ist es denn mit ihr?“

„Nun, es ist weiter nichts mit ihr, als daß sie heute Nacht todt gestochen worden ist.“

Der Commerzienrath galt unter seinen Bekannten für einen Spasvogel, der, wenn er Morgens von elf bis Mittag seine Promenaden in der breiten Straße machte, die Leute gerne anhielt und ihnen irgend etwas aus dem Stegreife aufband. Der Bekannte war daher nicht sehr gerührt von dieser Schreckensnachricht, sondern antwortete: „Weiter wisset Ihr also heute nichts, Bolnan? Ihr müßt doch nachgerade mit Eurem Biß zu Rande sein, weil Ihr die Farben so stark auftraget. Wenn

Ihr mich übrigens ein andermal wieder stellen in der breiten Straße, so bekümmert Euch auf etwas Vernünftigeres, sonst bin ich genöthigt, einen Umweg zu machen, wenn ich von der Kanzlei nach Hause gehe.“

„Er glaubt's wieder nicht!“ rief der Spaziergänger. „Seht nur, er glaubt's wieder nicht! Wenn ich gesagt hätte, der Kaiser von Marocco sei erstochen worden, so hättet Ihr die Nachricht mit Dank eingestekt und weiter getragen, weil sich dort schon Aehnliches zugetragen hat. Aber wenn eine Sängerin hier in B. todt gestoßen wird, da will Keiner glauben, bis man den Leichenzug sieht. Aber Freundchen, diesmal ist's wahr, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin.“

„Mensch! Bedenket, was Ihr sagt!“ rief der Freund mit Entsetzen. „Todt sagtet Ihr? Die Bianetti todt gestoßen?“

„Todt war sie vor einer Stunde noch nicht, aber sie liegt in den letzten Zügen, so viel ist gewiß.“

„Aber sprecht doch uns Himmelswillen! Wie kann man denn eine Sängerin todt stehen? Leben wir denn in Italien? Für was ist denn eine wohlthätliche Polizei da? Wie ging es denn zu? Todtgestoßen?“

„Schreiet doch nicht so mörderlich,“ erwiderte Boluan besänftigend; „die Leute fahren schon mit den Kutschen aus allen Fenstern und schauen nach dem Straßenlärm. Ihr könnt ja *sotta voce* jammern, so viel Ihr wollt. Wie es zugeht? Ja sehet, da liegt es eben; das weiß bis jetzt kein Mensch. Gestern Nacht war das schöne Kind noch auf der Reboute, so liebenswürdig, so bezaubernd wie immer, und heute Nacht um zwölf Uhr wird der Medicinalrath Lange aus dem Bette geholt, Signora Bianetti liege im Sterben; sie habe eine Stichwunde im Herzen. Die ganze Stadt spricht schon davon, aber natürlich das tollste Zeug. Es sind allerdings fatale Umstände dabei, daß man nicht ins Reine kommen kann; so darf z. B. Niemand ins Haus, als der Arzt und die Leute, die sie bedienen. Auch bei Hof weiß man es schon, und es kam ein Befehl, daß die Wache nicht am Haus vorbeiziehen dürfe; das ganze Bataillon mußte den Umweg über den Markt nehmen.“



„Was Ihr sagt! Aber weiß man denn gar nicht, wie es zugeht?  
Hat man denn gar keine Spur?“

„Es ist schwer, sich aus den verschiedenen Gerüchten auf das Wahre durchzuarbeiten. Die Bianetti, das muß man ihr lassen, ist eine sehr anständige Person, der man auch nicht das Geringste nachsagen kann. Nun, wie aber die Leute sind, besonders die Frauen, wenn man da von dem ordentlichen Lebenswandel des armen Mädchens spricht, zuckt man die Achseln und will von ihrem frühern Leben allerlei wissen. Von ihrem frühern Leben? Sie hat kaum siebzehn Jahre und ist schon anderthalb Jahre hier! Was ist das für ein früheres Leben?“

„Haltet Euch nicht so lange beim Eingang auf,“ unterbrach ihn der Bekannte, „sondern kommt auf das Thema. Weiß man nicht, wer sie erstochen hat.“

„Nun, das sage ich ja eben; da soll es nun wieder ein abgewiesener oder eifersüchtiger Liebhaber sein, der sie umbrachte. Sonderbar sind allerdings die Umstände. Sie soll gestern auf der Redoute mit einer Maske, die Niemand kannte, ziemlich lange allein gesprochen haben. Sie ging bald nachher weg, und einige Leute wollten gesehen haben, daß dieselbe Maske zu ihr in den Wagen stieg. Weiter weiß Niemand etwas Gewisses; aber ich werde es bald erfahren, was an der Sache ist.“

„Ich weiß, Ihr habt so Eure eigenen Randle, und gewiß habt Ihr auch bei der Bianetti einen dienstbaren Geist. Es gibt Leute, die Euch die Stadtchronik nennen.“

„Zu viel Ehre, zu viel Ehre,“ lachte der Commerzienrath und schien sich ein wenig geschmeichelt zu fühlen. „Diesmal habe ich aber keinen andern Spion, als den Medicinarrath selbst. Ihr müßt bemerkt haben, daß ich, ganz gegen meine Gewohnheit, nicht die ganze Straße hinauf und hinab wandle, sondern mich immer zwischen der Carls- und Friedrichstraße halte.“

„Wohl habe ich dies bemerkt, aber ich dachte, Ihr macht Fensterparade vor der Staatsrätthin Baruch.“

„Seht mir mit Barmh! Wir haben seit drei Tagen gebrochen, meine Frau sah das Verhältniß nicht-gerne, weil jene so hoch spielt. Nein, der Medicinalrath Lange kommt alle Tage um zwölf Uhr durch die breite Straße, um ins Schloß zu gehen, und ich stehe hier auf dem Anstand, um ihn sogleich aufs Korn zu nehmen, wenn er um die Ecke kommt.“

„Da bleibe ich bei Euch,“ sprach der Freund, „die Geschichte der Bianetti muß ich genauer hören. Ihr erlaubt es doch, Bolkan?“

„Besteher, genirt Euch ganz und gar nicht,“ entgegnete Jener; „ich weiß, Ihr speiset um zwölf Uhr, laffet doch die Suppe nicht kalt werden. Ueberdies könnte Lange vor Euch nicht mit der Sprache recht heraus wollen; kommt lieber nach Tisch ins Kaffeehaus, dort sollet Ihr Alles hören. — Macht übrigens, daß Ihr fort kommt, dort biegt er schon um die Ecke.“

## 2.

„Ich halte die Wunde nicht für absolut tödtlich,“ sprach der Medicinalrath Lange nach den ersten Begrüßungen; „der Stoß scheint nicht sicher gefähret worden zu sein. Sie ist schon wieder ganz bei Besinnung, und die Schwäche abgerechnet, die der große Blutverlust verursachte, ist in diesem Augenblick wenigstens keine Spur von Gefahr.“

„Das freut mich,“ erwiderte der Commerzienrath und schob vertraulich seinen Arm in den des Doktors; „ich begleite Ihn noch die Paar Straßen bis ans Schloß; aber sag' Er mir doch ums Himmelswillen etwas Näheres über diese Geschichte; man kann ja gar nicht ins Klare kommen, wie sich Alles zugetragen.“

„Ich kann Ihn schwören,“ antwortete Jener, „es liegt ein fürchtbares Dunkel über der Sache. Ich war kaum eingeschlafen, so weckt mich mein Johann mit der Nachricht, man verlange mich zu einem sehr gefährlichen Kranken. Ich warf mich in die Kleider, renne hinaus, im Vorfaal steht ein Mädchen, bleich und zitternd, und flüsterte so leise, daß ich es kaum hörte, ich solle meinen Verbandszeug zu mir nehmen.“

„Ohn das fällt mir auf; ich werfe mich in den Wagen, lasse die bleiche Ransfell auf dem Boden zu Thurn schieben, daß sie den Weg zeige, und fort geht es bis in den Lindenhof. Ich frage vor einem kleinen Hause ab und frage die Ransfell, wer denn der Kranke sei?“

„Ich kann mir denken, wo Er krankte.“ —

„Wie ich krankte, als ich hörte, es ist Signora Bianchi! Ich kannte sie ganz aus vom Theater, hatte sie sonst kaum zwei, dreimal gesehen; aber die geheimnißvolle Art, wie ich zu ihr gelaufen wurde, das Verbandzeug, das ich zu mir stecken sollte; ich gestehe Ihnen, ich war sehr gespannt, was der Sängerin zugesprochen sein sollte. Es ging eine kurze Treppe hinauf, eine schmale Haustür entlang. Das Mädchen ging voran, ließ mich einige Augenblicke im Dunkeln warten und kam mir dann schweigend und noch bleicher als zuvor entgegen. „Treten Sie ein, Herr Doktor,“ sagte sie, „ach! Sie werden zu spät kommen, sie wird's nicht überleben.“ Ich trat ein; es war ein schrecklicher Anblick.“

Der Medicinalrath schweig, stauend und blickt, es schien sich ein Bild vor seine Seele zu drängen, das er umsonst abzuwehnen suchte. „Nun, was sah Er?“ rief sein Begleiter, ungeduldig über diese Unterbrechung. „Er wird mich doch nicht so zwischen Thüre und Angel stehen lassen wollen?“

„Er ist mir Manches in meinem Leben begegnet,“ sagt der Doktor fort, nachdem er sich gefaßt hatte; „Manches, wovon mir grante, Manches, das mich erschreckte, aber nichts, was mir das Herz so in der Brust umdrückte, wie dieser Anblick. In einem matt erleuchteten Zimmer lag ein bleiches, junges Weib auf dem Sopha, vor ihr kniete eine alte Magd und preßte ihr ein Tuch auf das Herz. Ich trat näher; weiß und starr wie eine Waise lag der Kopf der Sterbenden zurück, die schwarzen, herabfallenden Haare, die dunkeln Brauen und Wimpern der geschlossenen Augen bildeten einen schrecklichen Contrast mit der glühenden Blässe der Stirn, des Gesichts, des schönen Halses. Die weißen, faltenreichen Gewänder, die wohl zu ihrer Klasse gehörig hatten, waren von Blut überflutet, Blut auf dem Fußboden, und von dem Herzen

sehen der rothe Strahl auszugehen, — dies Alles stellte sich mir in einem Augenblick dar, es war Bianetti, die Sängerin.“

„O Gott, wie mich das rührt!“ sprach der Commerzienrath bewegt, und zog ein langes, seidenes Tuch hervor, um sich die Augen zu wischen. „Gerade so lag sie noch letzten Sonntag vor acht Tagen in der Oper Othello da, als sie die Desdemona spielte. Schon damals war der Effect so grausam wahr und wahrhaft gränlich, daß man meinte, der Noth habe sie in der That erdolcht, und jetzt ist es wirklich so weit mit ihr gekommen! Wie mich das rührt!“

„Habe ich Ihm nicht jede übermäßige Nahrung verboten?“ unterbrach ihn der Arzt. „Will Er mit Gewalt wieder seine Zufälle bekommen?“

„Er hat Recht,“ sagte der Commerzienrath Boltau und fuhr schnell mit dem Tuch in die Tasche; „Er hat Recht; meine Constitution ist nicht für den Effect. Erzähl’ Er nur weiter, ich werde die Tafelscheiben am Kriegsministerium im Vorbeigehen zählen, das hilft gegen solche Anfälle.“

„Zähl’ Er nur, und wenn es nicht hilft, so kann er auch noch den obern Stock des Palais mitnehmen. — Die alte Magd nahm das Tuch weg, und mit Erstaunen erblickte ich eine Wunde, wie von einem Messerstich, die dem Herzen sehr nahe war. Es war nicht Zeit, mich mit Fragen aufzuhalten, so viele derselben mir auch auf der Zunge schwebten, ich untersuchte die Wunde und legte den Verband um. Die Verwundete hatte während der ganzen Operation kein Zeichen von Leben gezeigt; nur, als ich die Wunde sondirte, hatte sie schmerzlich zusammengezuckt. Ich ließ sie ruhen und bewachte ihren Schummer.“

„Aber das Mädchen und die alte Magd, hat Er denn diese nicht gefragt, woher die Wunde rühre?“

„Ich will es Ihm nur gestehen, Commerzienrath, weil Er mein alter Freund ist; ja, als für die Kranke im Augenblicke nichts mehr zu thun war, habe ich ihnen rund genug erklärt, daß ich weiter keine Hand mehr an die Dame legen werde, wenn sie mir nicht Alles beichten.“

„Und was sagten sie? So sprech' Er doch!“

„Nach elf Uhr war die Sängerin zu Hause gekommen, und zwar von einer großen männlichen Masse begleitet. — Ich mochte bei dieser Nachricht die beiden Weiber etwas sehr zweideutig angesehen haben, denn sie fingen aufs Neue an zu weinen und betheuereten mir mit den auerordentlichsten Schwuren, ich solle doch nichts Schlechtes von ihrer Herrschaft denken; es sei die lange Zeit, seit sie ihr dienen, nie nach vier Uhr Abends ein Mann über ihre Schwelle gekommen; das kleinere Mädchen, das wohl Romane mußte gelesen haben, wollte sogar behaupten, Signora sei ein Engel von Reinheit.“

„Das behaupte ich auch,“ sagte der Commerzienrath, indem er gerührt die Scheiben des Palais, dem sie sich näherten zu zählen anfing; „das sage ich auch; der Bianette kann man nichts Bosbes nachsagen, sie ist ein liebes, frommes Kind, und was kann sie denn dafür, daß sie schon ist, und ihr Leben durch Gesang fristen muß?“

„Glaub' Er mir,“ entgegnete Lange, „ein Arzt hat hierin einen untraglichen psychologischen Maßstab. Ein Blick auf die engelreinen Züge des unglücklichen Mädchens überzeugten mich mehr von ihrer Tugend, als die Schwüre ihrer Zosen. Doch höre Er weiter: die Sängerin trat mit dem Fremden in dieses Zimmer und hieß ihr Mädchen hinausgehen. Diese war vielleicht aus Neugierde, was wohl dieser nachteliche Besuch zu bedeuten habe, der Thüre nahe geblieben; sie hörte einen heftigen Wortwechsel, der zwischen ihrer Dame und einer tiefen, höhlen Männerstimme in französischer Sprache geführt wurde; Signora sei endlich in heftiges Weinen ausgebrochen, der Mann habe schrecklich geflucht, plötzlich hörte sie ihre Dame einen gellenden Schrei ausstoßen, sie kann sich vor Angst nicht mehr zurückhalten, riß die Thür auf, und in demselben Augenblicke fährt die Masse an ihr vorbei und durch den Gang an die Treppe. Sie folgt ihm einige Schritte, vor der Treppe hört sie ein schreckliches Gepolter, er mußte hinuntergestürzt sein. Von unten dringt ein Achzen und Stöhnen herauf, wie das eines Sterbenden, aber es grant ihr, sie wagt keinen Schritt weiter vorzugehen. Sie geht

zurück in die Thüre — die Sägerin liegt in ihrem Blute und schließt nach wenigen Augenblicken die Augen. Das Mädchen weiß sich nicht zu raten, sie weiß die alte Magd, ihrer Herrschaft einstweilen beizustehen, und springt zu mir, um vielleicht Signora noch zu retten.“

„Und die Bianetti hat nach nichts gedußert? Hat Er sie nicht befragt?“

„Ich ging sogleich auf die Polizei und weckte den Direktor; er ließ noch um Mitternacht alle Gasthöfe, alle Caffentheuren, alle Winkel der Stadt durchsuchen; aus dem Thore ist in jener Stunde Niemand passirt, und von jetzt an wird Jedermann strenge untersucht. Die Hausleute, die im obern Stock wohnen, erfuhren die ganze Sache erst, als die Polizei das Haus durchsuchte; unbegreiflich war es, wie der Mörder entfliehen konnte, da er durch seinen Fall hart beschädigt sein mußte, denn man fand viel Blut unten an der Treppe, und es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß er sich im Falle durch seinen eigenen Dolch verwundet hat. Es ist um so unbegreiflicher, wie er entkam, da die Hausthüre verschlossen war. Die Bianetti selbst erwachte um zehn Uhr und gab dem Polizeidirektor zu Protokoll, daß sie im strengsten Sinne nicht wisse, auch nicht einmal ahne, wer die Mörder sein könnte. Alle Aerzte und Chirurgen sind verpflichtet, wenn sie zu einem Patienten, der durch einen Fall oder eine Messerwunde lädirt ist, gerufen werden, solches anzuzeigen, weil man vielleicht auf diesem Wege dem Mörder auf die Spur kommen könnte. So stehen die Sachen. Ich bin aber überzeugt wie von meinem Leben, daß ein tiefes Geheimniß zu Grunde liegt, das die Sägerin nicht entdecken will; denn die Bianetti ist nicht die Person, die sich von einem ihr völlig unbekanntem Mann nach Hause begleiten läßt. Das scheint auch ihr Mädchen, das beim Verhör zugegen war, zu ahnen. Denn als sie sah, daß Signora nichts wissen wolle, gab sie nichts von dem Morbatschel an, den sie gehört hatte, mir aber warf sie einen bittenden Blick zu, sie nicht zu verrathen. „Es ist eine entsetzliche Geschichte,“ sagte sie, als sie mich nachher zur Treppe begleitete, „aber keine Welt dürfte mich dazu, etwas zu ver-

rathen, was Signora nicht bekannt werden lassen will.' Sie gekand mir noch etwas, das vielleicht auf die ganze Sache Licht verbreiten würde."

"Nun, und darf ich diesen Umstand nicht auch wissen?" fragte der Commerzienrath. „Er sieht, wie ich gespannt bin; spann Er ab, spann Er ab, um Gotteswillen, ich könnte sonst leicht meine Zufälle bekommen!"

„Höre Er, Bolnau, bestim' Er sich, lebt noch ein Bolnau außer Ihm in dieser Stadt? Existirt noch irgend ein Anderer in der Welt, und wo, sag' Er, wo?"

„Außer mir keine Seele in dieser Stadt," antwortete Bolnau; „als ich vor acht Jahren hieher zog, freute es mich, daß ich nicht Schwarz, Weiß, oder Braun, nicht Meier, Miller oder Bauer heiße, weil damit allerlei unangenehme Verwechslungen geschehen. In Cassel war ich der einzige Mann in meiner Familie, und sonst gibt es auf Gottes Erdboden keinen Bolnau mehr, als meinen Sohn, den unglücklichen Musikanten, der ist verschollen, seit er nach Amerika segelte. Aber warum fragt Er nach meinem Namen, Doktor?"

„Nup, Er kann es nicht sein, Commerzienrath, und Sein Sohn ist in Amerika. Aber es ist schon Viertel über zwölf Uhr, Prinzess Sophie ist krank, ich habe mich nur zu lang mit Euch verschwast; lebt wohl, à revoir."

„Nicht von der Stelle," rief Bolnau und hielt ihn fest am Arm, „saget mir zuvor, was das Mädchen noch gesagt hat."

„Nun ja, aber reinen Mund gehalten, Bolnau! Ihr letztes Wort, ehe sie in jene tiefe Ohnmacht sank, war Bolnau."

### 3.

Man hatte den Commerzienrath Bolnau noch nie so ernst und düster schleichen sehen, wie damals, als ihn der Doktor Lange vor dem Palais verließ. Sonst war er munter und rüstig einhergeschritten, und wenn er mit dem freundlichsten Lächeln alle Mädchen und Frauen

größte, mit den Männern viel lachte und ihnen allerlei Neues erzählte, so hätte man ihm noch keine sechzig Jahre zugetraut. Er schien auch alle Ursache zu haben, fröhlich und guter Dinge zu sein; er hatte sich ein hübsches Vermögen zusammenspekulirt, hatte sich, als es genug schien, mit seiner Frau in B. zur Ruhe gesetzt und lebte nun in Freude und Jubel, Jahr aus, Jahr ein. Er hatte einen einzigen Sohn gehabt, dieser sollte die Laufbahn des alten Herrn auch durchlaufen, und handeln und sich umthun im Commerz, so wollte er es haben.

Der Sohn aber lebte und webte nur im Reich der Lüne, die Musik war ihm Alles, der Handel und Commerz des Vaters war ihm zu gemein und niedrig. Der Vater hatte einen harten Sinn, der Sohn auch, der Vater brannte leicht auf, der Sohn auch, der Vater stellte gleich Alles auf die Spitze, der Sohn auch; kein Wunder, daß sie nicht mit einander leben konnten. Und als der Sohn sein zwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte, war der Vater fünfzig, da brach er auf, sich zur Ruhe zu setzen und wollte dem Sohn den Handel geben. Es war auch bald Alles in Richtigkeit und Ruhe, denn in einer schönen Sommernacht war der Sohn nebst einigen Klavierauszügen verschwunden, kam auch richtig nach England und schrieb ganz freundschaftlich, daß er nach Amerika gehen werde. Der Commerzlehrath wünschte ihm Glück auf den Weg und begab sich nach B.

Der Gedanke an den Musiknarren, wie er seinen Sohn nannte, trübte ihm zwar manche Stunde, denn er hatte ihn ersucht, sich nie mehr vor ihm sehen zu lassen, und es stand nicht zu erwarten, daß dieser ungerufen wiederkäme; es wollte ihm zuweilen bedünken, als habe er doch thöricht gethan, als er ihn durchaus im Commerz haben wollte; aber Zeit, Gesellschaft und heitere Laune ließen diese trüben Gedanken nicht lange aufkommen; er lebte in Jubel und Freude, und wer ihn recht heiter sehen wollte, durfte nur zwischen elf Uhr und Mittag durch die breite Straße wandeln. Sah er dort einen langen, hagern Mann, dessen sehr moderne Kleidung, dessen Lognette und Reitpeitsche, dessen bewegliche Manieren nicht mehr recht zu seinen grauen



Haaren passen wollten, sah er diesen Mann nach allen Seiten grüßen, alle Augenblicke bei Diesem oder Jenem stille stehen und schwätzen und mit den Armen fechten, so konnte er sich darauf verlassen, es war der Commerzrath Bolnau.

Aber heute war dies Alles ganz anders. Hatte ihn schon zuvor die Ermordungsgeschichte der Sängerin fast zu sehr afficirt, so war ihm das letzte Wort des Doktors in die Glieder geschlagen. „Bolnau,“ hatte die Bianetti noch gesagt, ehe sie vom Bewußtsein kam. Seinen eigenen ehrlichen Namen hatte sie unter so verhänglichen Umständen ausgesprochen! Seine Kniee zitterten und wollten ihm die Dienste versagen, sein Haupt senkte sich auf die Brust sorgenvoll und gedankenschwer. „Bolnau!“ dachte er, „königlicher Commerzrath! Wenn sie jetzt stirbt, die Sängerin, wenn das Mädchen dann ihr Geheimniß von sich gäbe, und den Polizeidirektor mit den näheren Umständen des Mordes und mit dem verhängnißvollen Worte bekannt machte! Was könnte dann nicht ein geschickter Jurist aus einem einzigen Worte argumentiren, besonders wenn ihn die Eitelkeit anfeuert, in einer solchen Cause célèbre seinen Scharfsinn zu zeigen.“ Er lorgnetirte mit verzweiflungsvoller Miene das Zuchthaus, dessen Siebel aus der Ferne ragte. „Dorthin, Bolnau, aus ganz besonderer Gnade und Rücksicht auf mehrjährige Dienste!“

Er athmete schwer; er löstete die Halsbinde, aber erschreckt fuhr er zurück; war dies nicht der Ort, wo man das häusene Halsband umknüpfte, war nicht dies die Stelle, wo das kalte Schwert durchging?

Begegnete ihm ein Bekannter und nickte ihm zu, so dachte er: Holla! Der weiß schon um die Sache, und will mir zu verstehen geben, daß er wohl unterrichtet sei. Ging ein Anderer vorüber, ohne zu grüßen, so schien ihm nichts gewisser, als daß man ihn nicht kennen wolle, sich nicht mit dem Umgang eines Mörders beflecken wolle. Es fehlte wenig, so glaubte er selbst, er sei schuldig am Mord, und es war kein Wunder, daß er einen großen Bogen machte, um das Polizei-

Bureau zu vermeiden, denn konnte nicht der Direktor am Fenster stehen, ihn erblicken und heraufrufen? „Werthester, beliebt es nicht, ein wenig heraufzuspazieren, ich habe ein Wort mit Ihnen zu sprechen!“ Verspürt er nicht schon ein gewisses Bittern, fühlt er nicht jetzt schon seine Bänge sich zu einem Armenfündergesicht verziehen, nur weil man glauben könnte, er sei der, den die Sängerin mit ihrem letzten Worte angeklagt.

Und dann fiel ihm wieder ein, wie schädlich eine solche Gemüths-  
bewegung für seine Constitution sei; ängstlich suchte er nach Fenster-  
scheiben, um sich ruhig zu zählen, aber die Häuser und Straßen tanzten  
um ihn her, der Glockenthurm schien sich höhniſch vor ihm zu neigen,  
ein wahnsinniges Grauen erfaßte ihn, er rannte durch die Straßen, bis  
er erschöpft in seiner Behausung niedersank, und seine erste Frage war,  
als er wieder ein wenig zu sich gekommen, ob nicht ein Polizeidiener  
nach ihm gefragt habe?

## 4.

Als gegen Abend der Medicinalrath Lange zu seiner Kranken kam,  
sah er sie um Vieles besser, als er sich gedacht hatte. Er setzte sich  
an ihrem Bette nieder und besprach sich mit ihr über diesen unglück-  
lichen Vorfall. Sie hatte ihren Arm auf die Kissen gestützt, in der  
zartgeformten Hand lag ihr schöner Kopf. Ihr Gesicht war noch sehr  
bleich, aber selbst die Erschöpfung ihrer Kräfte schien ihr einen eigen-  
thümlichen Reiz zu geben. Ihr dunkles Auge hatte nichts von jenem  
Feuer, jenem Ausdruck verloren, der den Doctor, obgleich er ein be-  
dächtiger Mann und nicht mehr in den Jahren war, wo Phantastie der  
Schönheit zu Hülfe kommt, schon früher von der Bühne aus ange-  
zogen hatte. Er mußte sich gestehen, daß er selten einen so schönen  
Kopf, ein so liebliches Gesicht gesehen hatte; ihre Bänge waren nichts  
weniger als regelmäßig, und dennoch äßten sie durch ihre Verbindung  
und Harmonie einen Zauber aus, für welchen er lange keinen Grund  
wußte; doch dem psychologischen Blicke des Medicinalraths blieb dieser  
Grund nicht verborgen; es war jene Reinheit der Seele, jener Adel der

Natur, was diese jungfräulichen Bäume mit einem überraschenden Glanz von Schönheit übergoß. „Es scheint, Sie studiren meine Bäume, Doctor,“ sprach die Sängerin lächelnd; „Sie sitzen so stumm und stummend da, starren mich an, und scheinen ganz zu vergessen, was ich frage. Oder ist es zu schrecklich, als daß ich es hören sollte? Darf ich nicht erfahren, was die Stadt über mein Unglück sagt?“

„Was wollen Sie alle die thörichten Vermuthungen hören, die wüßige Menschen erfinden und weiter sagen? Ich habe eben darüber nachgedacht, wie rein sich Ihre Seele auf Ihren Bäumen spiegle; Sie haben Frieden in sich, was kümmert Sie das Urtheil der Menschen?“

„Sie weichen mir aus,“ entgegnete sie, „Sie wollen mir ent-schlüpfen, indem Sie mir schöne Dinge sagen. Und mich sollte das Urtheil der Menschen nicht kümmern? Welches rechtliche Mädchen darf sich so über die Gesellschaft, in welcher sie lebt, hinwegsetzen, daß es ihr gleichgilt, was man von ihr spricht? Oder glauben Sie etwa,“ setzte sie eruster hinzu, „ich werde nichts darnach fragen, weil ich einem Stand angehöre, dem man nicht viel zutraut? Sehen Sie nur, Sie halten mich für recht leichtsinnig.“

„Rein, gewiß nicht; ich habe nur immer Schönes von Ihnen gehört, Mademoiselle Bianetti, von Ihrem stillen, eingezogenen Leben, und daß Sie mit festerer Haltung in der Welt stehen, obgleich Sie so einsam und mancher Rabale ausgesetzt sind. Aber warum wollen Sie gerade wissen, was die Menschen sagen? Wenn ich nun als Arzt solche Renigleiten nicht für zuträglich hielt?“

„Bitte, Doctor, bitte, foltern Sie mich nicht so lange,“ rief sie; „sehen Sie, ich lese in Ihren Augen, daß man nicht gut von mir spricht. Warum mich in Ungewißheit lassen, die gefährlicher für die Ruhe ist, als die Wahrheit selbst?“

Diesen letzten Grund fand der Medicinalrath sehr richtig; und konnte in seiner Abwesenheit nicht irgend eine geschwähige Frau sich eindringen und noch Kergeres berichten, als er sagen konnte? „Sie kennen die hiesigen Leute,“ antwortete er, „D. ist zwar ziemlich groß,

aber, du lieber Gott, bei einer Neugiertheit der Art zeigt es sich, wie kleinstädtisch man ist. Es ist wahr, Sie sind das Gespräch der Stadt, dies kann Sie nicht wundern, und weiß man nichts Bestimmtes weiß, so — nun so macht man sich allerhand seltsame Geschichten: So soll z. B. die männliche Maste, die man auf der Redoute mit Ihnen sprechen sah, und die ohne Zweifel dieselbe ist, welche diese That beging, ein —“

„Nun, so reden Sie doch aus,“ bat die Sängerin in großer Spannung, „vollenden Sie!“

„Es soll ein früherer Liebhaber gewesen sein, der Sie in — in einer andern Stadt geliebt hat und aus Eifersucht umbringen wollte.“

„Von mir das! O, ich Unglückliche!“ rief sie schmerzlich bewegt, und Thränen glänzten in ihren schönen Augen; „wie hart sind doch die Menschen gegen ein so armes, armes Mädchen, das ohne Schutz und Hilfe ist! Aber reden Sie aus, Doktor, ich beschwöre Sie! Es ist noch etwas Anderes zuzück, das Sie mir nicht sagten. In welcher Stadt sagen die Leute, soll ich —“

„Signora, ich hätte Ihnen mehr Kraft angetraut,“ sprach Lange, besorgt über die Bewegung seiner Kranken. „Wahrlich, ich bereue es, nur so viel gesagt zu haben; ich hätte es nie gethan, wenn ich nicht fürchtete, daß Andere mir inbetrufen zuvorkämen.“

Die Sängerin trocknete schnell ihre Thränen. „Ich will ruhig sein,“ sagte sie wehmüthig lächelnd, „ruhig will ich sein wie ein Kind; ich will fröhlich sein, als hätten mir diese Menschen, die mich jetzt verdammen, ein tausendstimmiges Bravo angerufen. Nur erzählen Sie weiter, lieber, guter Doktor!“

„Nun, die Leute schwätzen dummes Zeug,“ fuhr Jener ärgerlich fort. „So soll, als Sie lezthin im Orfello auftraten, in einer der ersten Ranglogen ein fremder Graf gewesen sein; dieser will Sie erkannt und vor etwa zwei Jahren in Paris in einem schlechten Hause gesehen haben. — Aber, mein Gott, Sie werden immer blässer. —“

„Es ist nichts, der Schein der Lampe fiel nur etwas matter herüber; weiter, weiter!“

„Nun, dieses Gerücht blieb von Anfang nur in den ersten Zirkeln, nach und nach kam es aber ins Publikum, und da dieser Vorfall hinzukommt, verbindet man beides und versteht das frühere Verhältniß zu Ihrem Mörder in jenes verächtigte Haus in Paris.“

Auf den ausdrucksvollen Zügen der Kranken hatte während dieser Rede die tiefste Blässe mit flammender Röthe gewechselt. Sie hatte sich höher aufgerichtet, als sollte ihr kein Wort dieser schrecklichen Kunde entgehen, ihr Auge haftete starr und brennend auf dem Mund des Arztes, sie athmete kaum, ihr Herz schien stillzustehen. „Jetzt ist's aus,“ rief sie mit einem schmerzlichen Blick zum Himmel, indem Thränen ihrem Auge entströmten, „jetzt ist es aus, wenn er dies hörte, so war es zu viel für seine Eifersucht. Warum bin ich nicht gestern gestorben, ach! da hätte ich meinen guten Vater gehabt, und meine süße Mutter hätte mich getröstet über den Hohn dieser grausamen Menschen!“

Der Doktor staunte über diese räthselhaften Worte; er wollte eben ein tröstendes, besänftigendes Wort zu ihr sprechen, als die Thüre mit Geräusch aufschlug, und ein großer, junger Mann hereinfuhr. Sein Gesicht war auffallend schön, aber ein wilder Troß verfinsterte seine Züge, sein Auge rollte, sein Haar hing verwildert um die Stirne. Er hatte ein großes, zusammengerolltes Notenblatt in der Faust, mit welchem er in der Luft herum fuhr und gleichsam agirte, ehe er Athem zum Sprechen fand. Bei seinem Anblick schrie die Sängerin laut auf, der Doktor glaubte anfangs, aus Angst, aber es war Freude, denn ein holdes Lächeln zog um ihren Mund, ihr Auge glänzte ihm durch Thränen entgegen. „Carlo!“ rief sie, „Carlo! Endlich kommst Du, nach mir zu sehen!“

„Elende!“ rief der junge Mann, indem er majestätisch den Arm mit der langen Notenrolle nach ihr ausstreckte. „Laß ab von Deinem Sirenenfang, ich komme — Dich zu richten!“

„O Carlo!“ unterbrach ihn die Sängerin, und ihre Thue klangen schmelzend und süß wie die Klänge der Flöte. „Wie launst Du so zu Deiner Susseppe sprechen!“

Der junge Mann wollte mit tragischem Pathos antworten, aber der Doctor, dem dieser Austritt für seine Kranke zu angreifend schien, warf sich dazwischen. „Bestehet Herr Carlo,“ sagte er, indem er ihm eine Priese bot, „belieben Sie zu bedenken, daß Mademoiselle in einem Zustand ist, wo solche Scenen allzusehr ihre schwachen Nerven afficiren!“

Jener schaute ihn groß an und wandte die Notexrolle gegen ihn: „Wer bist Du, Erdenwurm?“ rief er mit tiefer, drahnender Stimme. „Wer bist Du, daß Du Dich zwischen mich stellst und meinen Zorn?“

„Ich bin der Medicinalrath Lange,“ entgegnete Dieser und schlang die Dose zu, „und in meinen Titeln befindet sich nichts von einem Erdenwurme. Ich bin Herr und Reicher, so lange Signora krank ist, und ich sage Ihnen im Guten, packen Sie sich hinans, oder moduliren Sie Ihr Presto assai zu einem anständigen Larghetto.“

„O, lassen Sie ihn doch, Doctor,“ rief die Kranke anglich. „Lassen Sie ihn doch, bringen Sie ihn nicht auf! Er ist mein Freund, Carlo wird mir nichts Böses thun, was ihm auch die schlechten Menschen wieder von mir gesagt haben.“

„Ha! Du wagst es noch, zu spotten! Aber, wisse, ein Blickstrahl hat die Thore Deines Geheimnisses gesprengt und hat die Nacht erhellt, in welcher ich wandelte. Also darum sollte ich nicht wissen, was Du warst, woher Du kamst? Darum verschloest Du mir den Mund mit Deinen Klissen, wenn ich nach Deinem Leben fragte? Ich Thor! Daß ich von einer Weiberstimme mich bezaubern ließ, und nicht bedachte, daß sie nur Trug und Lug ist! Nur im Gesang des Mannes wohnt Kraft und Wahrheit. Ciel! Wie konnte ich mich von den Kouladen einer Dirne bethören lassen!“

„O Carlo,“ suterte die Kranke, „wenn Du wastest, wie Deine Worte mein Herz verwunden, wie Dein schrecklicher Verdacht noch tiefer bringt, als der Stahl des Mörders!“

„Nicht wahr, Läubchen,“ schrie Jener mit schrecklichem Lachen, „Deine Amorosi sollten blind sein, da wäre gut mit ihnen spielen? Der Pariser muß doch ein wackerer Kerl sein, daß er endlich doch noch das fromme Läubchen fand!“

„Jetzt aber wird es mir doch zu bunt, Herr,“ rief der Doktor und packte den Rasenden am Kock; „auf der Stelle marschier Er sich zu dem Zimmer hinaus, sonst werde ich die Hausleute rufen, daß sie Ihn expediren.“

„Ich gehe schon, Erdenwurm, ich gehe,“ schrie Jener und stieß den Medicinrath zurück, daß er ganz bequem in einem Fauteuil nieder-saß; „ja, ich gehe, Giuseppa, um nimmer wiederzukehren. Lebe wohl oder stirb lieber, Unglückliche, verbirg Deine Schmach unter der Erde. Aber jenseits verbirg Deine Seele an einen Ort, wo ich Dir nie be-gegnen möge; ich würde der Seligkeit fluchen, wenn ich sie mit Dir theilte, weil Du mich hier so schändlich um meine Liebe, um mein Leben betrogen.“ Er rief es, indem er noch etwas wenigens mit den roten agierte, aber sein wildes, rollendes Auge schmolz in Thränen, als er den letzten Blick auf die Geliebte warf, und schluchzend rannte er aus dem Zimmer.

„Ihm nach, halten Sie ihn auf,“ rief die Sängerin, „führen Sie ihn zurück, es gilt meine Seligkeit!“

„Mit nichts, Werthgeschächte,“ entgegnete Doktor Lange, indem er sich aus seinem Lehnstuhl aufrichtete; „diese Scene darf nicht fort-gespielt werden. Ich will Ihnen etwas Niederschlagendes aufschreiben, das sie alle Stunden zwei Eßlöffel voll einnehmen werden.“

Die Unglückliche war in ihre Kissen zurückgesunken, und ihre Kräfte waren erschöpft, sie verlor das Bewußtsein von Neuem.

Der Doktor rief das Mädchen und suchte mit ihrer Hilfe die Kranke wieder ins Leben zurückzubringen, doch konnte er sich nicht ent-halten, während er die Effenzen einflößte, das Mädchen tüchtig auszu-schmähen. „Habe ich nicht befohlen, man solle Niemand, gar Niemand hereinlassen, und jetzt läßt man diesen Bahnhunigen zu, der Ihr braves Fräulein beinahe zum zweitenmale ums Leben brachte?“

„Ich habe gewiß sonst Niemand hereingelassen,“ sprach die Zofe weinend; „aber ihn konnte ich doch nicht abweisen; sie schickte mich ja heute schon dreimal in sein Haus, um ihn zu beschwören, nur auf einen kleinen Augenblick zu kommen; ich mußte ja sogar sagen, sie sterbe und wolle ihn vor ihrem Tode nur noch ein einziges Mal sehen!“

„So? Und wer ist den dieser —“

Die Kranke schlug die Augen auf. Sie sah bald den Doktor, bald das Mädchen an, ihre Blicke irrten suchend durchs Zimmer. „Er ist fort, er ist auf ewig hin,“ flüsterte sie; „ach, lieber Doktor, gehen Sie zu Bolnan!“

„Aber, mein Gott, was wollen Sie nur von meinem unglücklichen Commerzienrath, er hat sich über Ihre Geschichte schon genug alterirt, daß er zu Bette liegen muß; was kann denn er Ihnen helfen?“

„Ach, ich habe mich versprochen,“ erwiderte sie, „zu dem fremden Kapellmeister sollen Sie gehen, er heißt Boloni und logirt im Hôtel de Portugal.“

„Ich erinnere mich, von ihm gehört zu haben,“ sprach der Doktor, „aber was soll ich bei diesem thun?“

„Sagen Sie ihm, ich wolle ihm Alles sagen, er soll nur noch einmal kommen — doch nein, ich kann es ihm nicht selbst sagen; Doktor, wenn Sie — ja ich habe Vertrauen zu Ihnen, ich will Ihnen Alles sagen, und dann sagen Sie es wieder dem Unglücklichen, nicht wahr?“

„Ich stehe zu Befehl; was ich zu Ihrer Beruhigung thun kann, werde ich mit Freuden thun.“

„Nun, so kommen Sie morgen frühe, ich kann heute nicht mehr so viel sprechen. Adieu, Herr Medicinalrath; doch noch ein Wort; Babette, gib dem Herrn Doktor sein Tuch!“

Das Mädchen schloß einen Schrank auf und reichte dem Doktor ein Tuch von gelber Seide, das einen starken, angenehmen Geruch im Zimmer verbreitete.

„Das Tuch gehört nicht mir,“ sprach Jener, „Sie irren sich, ich führe nur Schnupstücher von Leinwand.“



„Unmöglich!“ entgegnete das Mädchen; „wir fanden es heute Nacht am Boden, ins Haus gehört es nicht, und sonst war noch Niemand da als Sie.“

Der Doktor begegnete den Blicken der Sängerin, die erwartungsvoll auf ihm ruhten. „Könnte nicht dieses Tuch jemand Anderem entfallen sein?“ fragte er mit einem festen Blick auf sie.

„Zeigen Sie her,“ erwiderte sie ängstlich, „daran hatte ich noch nicht gedacht.“ Sie untersuchte das Tuch und fand in der Ecke einen verschlungenen Namenszug; sie erblickte, sie fing an zu zittern.

„Es scheint, Sie kennen dieses Tuch und die Person, die es verloren hat,“ fragte Lange weiter; „es könnte zu etwas führen; darf ich es nicht mit mir nehmen? Darf ich Gebrauch davon machen?“

Sinseppa schien mit sich zu kämpfen; bald reichte sie ihm das Tuch, bald zog sie es ängstlich und trampfhaft zurück. „Es sei,“ sagte sie endlich; „und sollte der Schreckliche noch einmal kommen und mein wundes Herz diesmal besser treffen, ich wage es; nehmen Sie, Doktor. Ich will Ihnen morgen Erläuterungen zu diesem Tuche geben.“

## 5.

Man kann sich denken, wie anschließend diese Vorfälle die Seele des Medicinalrath Lange beschäftigten. Seine sehr ausgebreitete Praxis war ihm jetzt eben so sehr zur Last, als sie ihm vorher Freude gemacht hatte, denn verhinderten ihn nicht die vielen Krankenbesuche, die er vorher zu machen hatte, die Sängerin am andern Morgen recht bald zu besuchen und jene Aufschlüsse und Erläuterungen zu vernehmen, denen sein Herz ungeduldig entgegen pochte? Doch zu Etwas waren diese Besuche in dreißig bis vierzig Häusern gut, er konnte, wie er zu sagen pflegte, hinzuhören, was man über die Bianetti sage, vielleicht konnte er auch über ihren sonderbaren Liebhaber, den Kapellmeister Boloni, eines oder das andere erfahren.

Ueber die Sängerin suchte man die Achseln. Man urtheilte nur so unfreundlicher über sie, je ärgerlicher man darüber war, daß so lange

nichts Offizielles und Sicheres über ihre Geschichte ins Publikum komme. Ihre Reider — und welche ausgezeichnete Sängerin, wenn sie dazu schön und achtzehn alt ist, hat deren nicht genug? — ihre Reider gönnten ihr Alles und machten hämische Bemerkungen; die Gemüthigten sagten: So ist es mit solchem Volke; einer Deutschen wäre dies auch nicht passiert. Ihre Freunde bellagten sie, und fürchteten für ihren Ruf beinahe noch mehr, als für ihre Gesundheit. Das arme Mädchen, dachte Lange, und beschloß, um so eifriger ihr zu dienen.

Vom Kapellmeister wußte man wenig, weder Schlechtes noch Gutes. Er war vor etwa drei Vierteljahren nach B. gekommen, hatte sich im Hôtel de Portugal ein Dachstübchen gemiethet und lebte sehr eingezogen und mäßig. Er schien sich von Gesangkunden und musikalischen Compositionen zu nähren. Alle wollten übrigens etwas Ueberspanntes, Hochfahrendes an ihm bemerkt haben; Die, welche ihn näher kennen gelernt hatten, fanden ihn sehr interessant, und schon mancher Musikfreund soll sich ein Concert an der Abendtafel im Hôtel de Portugal bestellt haben, nur um seine herrliche Unterhaltung über die Musik zu genießen. Aber auch diese kamen darin überein, daß es mit Boloni nicht ganz richtig sei, denn er vernachlässige, verachte sogar den weiblichen Gesang, während er mit Enzänen von Männerstimmen, besonders von Männerchören, spreche. Er hatte übrigens keine näheren Bekannten, keinen Freund; von seinem Verhältniß zur Sängerin Bianetti schien Niemand etwas zu wissen.

Den Commerzienrath Bolnau fand er noch immer unwohl und im Bette; er schien sehr niedergeschlagen und sprach mit unsicherer, heiserer Stimme allerlei Unsinn über Dinge, die sonst gänzlich außer seinem Geschäftskreise lagen. Er hatte eine Sammlung berühmter Rechtsfälle um sich her, in welcher er eifrig studirte; die Frau Commerzienrathin behauptete, er habe die ganze Nacht darin gelesen und hie und da schrecklich gewinselt und gemurmelt. Seine Lectüre betraf besonders die unschuldig Hingerichteten, und er äußerte gegen den Medicinrath, es liege eigentlich für den Menschenfreund ein großer Trost in der

Langsamkeit der deutschen Justiz; denn es lasse sich erwarten, daß, wenn ein Proceß zehn und mehrere Jahre daure, die Unschuld doch leichter an den Tag komme, als wenn man heute gefangen und morgen gehangen werde.

Die Sängerin Bianetti, für welche der Doktor endlich ein Ständen erabrigt hatte, war daßter und niedergeschlagen, als sei keine Hoffnung mehr für sie auf Erden. Ihr Auge war trabe, sie mußte viel geweint haben, die Wunde war über alle Erwartung gut; aber mit ihrem zunehmenden körperlichen Wohlbefinden schien die Ruhe und Gesundheit ihrer Seele zu schwinden. „Ich habe lange darüber nachgedacht,“ sagte sie, „und fand, daß Sie, lieber Doktor, doch auf höchst sonderbare Weise in mein Schicksal verwebt werden. Ich könnte Sie vorher nicht; ich gekennte, ich wußte kaum, daß ein Medicinalrath Lange in B. existire. Und jetzt, da ich mit einem Schlage so unglücklich geworden bin, sendet mir Gott einen so theilnehmenden, väterlichen Freund zu.“

„Mademoiselle Bianetti,“ erwiderte Lange, „der Arzt hat an manchem Bette mehr zu thun, als nur den Puls an der Linken zu fahlen, Wunden zu verbinden und Mixturen zu verschreiben. Glauben Sie mir, wenn man so allein bei einem Kranken sitzt, wenn man den innern Puls der Seele unruhig pochen hört, wenn man Wunden verbinden möchte, die Niemand sieht, da wird auf wunderbare Weise der Arzt zum Freunde, und der geheimnisvolle Zusammenhang zwischen Körper und Seele scheint auch in diesem Verhältnisse auffallend zu wirken.“

„So ist es,“ sprach Giuseppe, indem sie zutraulich seine Hand faßte; „so ist es, und auch meine Seele hat einen Arzt gefunden. Sie werden vielleicht viel für mich thun müssen. Es möchte sein, daß Sie sogar vor den Gerichten in meinem Namen handeln müssen. Wenn Sie einem armen Mädchen, das sonst gar keine Stütze hat, dieses große Opfer bringen wollen, so will ich mich Ihnen entdeden.“

„Ich will es thun,“ sprach der freundliche Alte, indem er ihre Hand drückte.

„Aber bedenken Sie es wohl; die Welt hat meinen Ruf angegriffen, sie klagt mich an, sie richtet, sie verdammt mich. Wenn nun die Menschen auch auf Sie böhnisch deuten, daß Sie der verrufenen Sängerin, der schlechten Italienerin, ach! meiner sich angenommen haben, werden Sie das ertragen können?“

„Ich will es;“ rief der Doktor mit Ernst und Festigkeit. „Erzählen Sie!“

## 6.

„Mein Vater,“ erzählte die Sängerin, „war Antonio Bianetti, ein berühmter Violinspieler, der Ihnen aus jüngeren Jahren nicht unbekannt sein kann, denn sein Ruf hatte durch die Concerte, die er an Höfen und in großen Städten gab, sich überall verbreitet. Ich kann mir ihn nur noch aus meiner frühesten Kindheit denken, wie er mir die Scala vorgeigte, die ich schon im dritten Jahre sehr richtig nachsang. Meine Mutter war zu ihrer Zeit eine vorzügliche Sängerin gewesen und pflegte in den Concerten des Vaters einige Arien und Canzonetten vorzutragen. Ich war vier Jahre alt, als mein Vater auf der Reise starb und uns in Armuth zurückließ. Meine Mutter mußte sich entschließen, durch Singen uns fortzubringen. Sie heirathete nach einem Jahre einen Musiker, der ihr von Anfang sehr geschmeichelt haben soll, nachher aber zeigte es sich, daß er sie nur geheirathet, um ihre Stimme zu benützen. Er wurde Musikdirector in einer kleinen Stadt im Elsaß, und da fing erst unser Leiden recht an.“

„Meine Mutter bekam noch drei Kinder und verlor ihre Stimme so sehr, daß sie beinahe keinen Ton mehr singen konnte. Dadurch war die größte Geldquelle meines Stiefvaters versiegt, denn seine Concerte waren nur durch meine Mutter glänzend und zahlreich gewesen. Er plagte sie von jetzt an schrecklich; mir wollte er gar nicht mehr zu essen geben, bis er endlich auf ein Mittel verfiel, mich brauchbar zu machen. Er marterte mich ganze Tage lang und geigte mir die schwersten Sachen von Mozart, Gluck, Rossini und Spontini ein, die ich dann Sonntag Abends mit großem Applaus absang; das arme Scheyvel,

so hatte man meinen Namen Sinfeyya verkehrt, wurde eines jener unglücklichen Wunderkinder, denen die Natur ein schönes Talent zu ihrem größten Unglück gegeben hat; der Grausame ließ mich alle Tage singen, er peitschte mich, er gab mir Tage lang nichts zu essen, wann ich nicht richtig intonirt hatte; die Mutter aber konnte meine Qualen nicht mehr lange sehen, es war, als ob ihr Leben in ihren stillen Thränen dahin fließe; an einem schönen Frühlingsmorgen fanden wir sie todt. Was soll ich Sie von meinen Marterjahren unterhalten, die jetzt anfangen? Ich war elf Jahre alt und sollte die Haushaltung führen, die kleinen Geschwister erziehen, und dabei noch singen lernen für die Concerte! O, es war eine Qual der Hölle!

Um diese Zeit kam oft ein Herr zu uns, der dem Vater immer einen Sack voll Fäuftrautenstücke mitbrachte. Ich kann nicht ohne Grauen an ihn denken. Es war ein großer, hagerer Mann von mittlerem Alter; er hatte kleine blinzelnde, graue Augen, die ihn durch ihren unangenehmen stehenden Ausdruck vor allen Menschen, die ich je gesehen, auszeichneten. Mich schien er besonders lieb gewonnen zu haben. Er lobte, wenn er kam, meine Größe, meinen Anstand, mein Gesicht, meinen Gesang. Er setzte mich auf seine Kniee, obgleich mich ein unwillkürliches Grauen von ihm wegdrängte; er küßte mich trotz meines Schreulens, er sagte wohlgefällig: „Noch zwei — drei Jahr, dann bist Du fertig, Schepperl!“ Und er und mein Stiefvater brachen in ein wildes Lachen bei dieser Prophezeihung aus. An meinem fünfzehnten Geburtsfest sagte mein Stiefvater zu mir: „Höre, Schepperl, Du hast nichts, Du bist nichts, ich geb' Dir nichts, ich will nichts von Dir, habe auch hinlänglich genug an meinen drei übrigen Töchtern; die Christel (meine Schwester) wird jetzt statt Deiner das Wunderkind. Was Du hast, Dein bißchen Gesang, hast Du von mir, damit wirft Du Dich fortbringen. Der Onkel in Paris will Dich übrigens aus Gnade in sein Haus aufnehmen.“ — „Der Onkel in Paris?“ rief ich staunend, denn bisher wußte ich nichts von einem solchen. „Ja der Onkel in Paris,“ gab er zur Antwort, „er kann alle Tage kommen.“

„Sie können sich denken, wie ich mich freute; es ist jetzt drei Jahre her, aber noch heute ist die Erinnerung an jene Stunden so lebhaft in mir, als wäre es gestern gewesen. Das Glück, aus dem Hause meines Vaters zu kommen, das Glück, meinen Onkel zu sehen, der sich meiner erbarme, das Glück, nach Paris zu kommen, wo ich mir den Sitz des Puzes und der Seligkeit dachte — ich war berauscht von so vielem Glück; so oft ein Wagen fuhr, sah ich hinaus, ob nicht der Onkel komme, mich in sein Reich abzuholen. Endlich fuhr eines Abends ein Wagen vor unserem Hause vor. ‚Das ist Dein Onkel,‘ rief der Vater; ich flog hinab, ich breitete meine Arme aus nach meinem Erretter — grausame Täuschung! Es war der Mann mit den Fäusfrankenstücken.

„Ich war beinahe bewusstlos in jenen Augenblicken, aber dennoch vergesse ich die teuflische Freude nie, die aus seinen grauen Augen blühte, als er mich hochaufgewachsen fand; noch immer klingt mir seine krächzende Stimme in den Ohren: ‚Jetzt bist Du recht, mein Läubchen, jetzt will ich Dich einführen in die große Welt.‘ Er faßte mich mit der Hand, mit der andern warf er einen Geldsack auf den Tisch; der Sack fuhr auf, ein glänzender Regen von Silber- und Goldstücken rollte auf den Boden; meine drei kleinen Geschwister und der Vater jubelten, rutschten auf dem Boden umher und lasen die Stücke auf, — es war — mein Kaufpreis.

„Schon den folgenden Tag ging es nach Paris. Der hagere Mann (ich vermochte es nicht, ihn Onkel zu nennen) predigte mir beständig vor, welche glänzende Rolle ich in seinen Salons spielen werde. Ich konnte mich nicht frenen; eine Angst, eine unerklärliche Bangigkeit waren an die Stelle meiner Freude, meines Glückes getreten. Vor einem großen, erleuchteten Hause hielt der Wagen; wir waren in Paris. Zehn bis zwölf schöne, allerliebste Mädchen häpften die breiten Treppen herab und entgegen. Sie hertzten und küßten mich, und nannten mich Schwester Sinfepa; ich fragte den Hagern: ‚Sind dies Ihre Töchter, mein Herr?‘ — ‚Oui, mes bonnes enfants,‘ rief er lachend, und

die Mädchen und die zahlreiche Dienerschaft stimmten ein mit einem rohen, schallenden Gelächter.

„Schöne Kleider, prachtvolle Zimmer zerstreuten mich. Ich wurde am folgenden Abend herrlich gekleidet; man führte mich in den Salon. Die zwölf Mädchen saßen im schönsten Bus an Spieltischen, auf Canapés, am Flügel. Sie unterhielten sich mit jungen und ältern Herren sehr lebhaft. Als ich eintrat, brachen Alle auf, gingen mir entgegen und betrachteten mich. Der Herr des Hauses führte mich zum Flügel, ich mußte singen; allgemeiner Beifall wurde mir zu Theil. Man zog mich ins Gespräch, meine ungebildeten, halb italienischen Ausdrücke galten für Nativität; man bewunderte mich, ich erröthe heute noch, mit welchen Worten man mir dieses sagte. So ging es mehrere Tage herrlich und in Freuden. Ich lebte ungenirt, ich hätte zufrieden leben können, wenn ich mich nicht höchst unbehaglich, beinahe bänglich in diesem Hause, in dieser Gesellschaft gefühlt hätte; in meiner naiven Unschuld glaubte ich, so sei nun einmal die große Welt, und man müsse sich in ihre Sitten fügen. Eines Mal mir jedoch auf, als ich an einem Abende zufällig an der Treppe vorbeiging, sah ich, daß die Herren, die uns besuchten, dem Portier Geld gaben, dafür blaue oder rothe Karten bekamen, und solche einem Bedienten vor dem Salon wieder übergaben. Ein junger Stutzer, der an mir vorüberkam, wies mir mit zärtlichen Blicken eine dieser rothen Karten; ich weiß heute noch nicht, warum ich darüber erröthete. Aber hören Sie weiter, was sich alsbald zutrug.

„Sehen Sie, lieber Doktor, hier habe ich ein kleines unscheinbares Papier. Diesem bin ich meine Rettung schuldig. Ich fand es eines Morgens unter dem Bröckchen meines Frühstücks, ich weiß nicht, von welcher gütigen Hand es kam, aber möge der Himmel das Herz belohnen, das sich meiner erbarmte. Es lautet:

„Mademoiselle!

„Das Haus, welches Sie bewohnen, ist ein Freudenhaus; die Damen, die Sie um sich sehen, sind Freudenmädchen; sollten wir uns

in Sinesyppa getritt haben? Wird sie einen kurzen Schimmer von Glück mit langer Kne erkaufen wollen?’

„Es war ein schreckliches Licht, es drohte mich völlig zu blenden, denn es geriß beinahe zu plötzlich meinen unschuldigen Kinderinn und den Traum von einer unbesorgten glücklichen Lage. Was war zu thun? Ich hatte in meinem Leben noch nicht gelernt, Entschlüsse zu fassen. Der Mann, dem dieses Haus gehörte, war mir ein fürchterlicher Zerberer, der jeden meiner Gedanken lesen könne, der jetzt schon darum wissen müsse, was ich erfahre. Und dennoch wollte ich lieber sterben, als noch einen Augenblick hier verweilen. — Ich hatte ein Mädchen geradeüber von unserer Wohnung zuweilen italienisch sprechen hören; ich kannte sie nicht, — aber kannte ich denn sonst Jemand in dieser ungeheuern Stadt? Diese vaterländischen Klänge erweckten Vertrauen in mir; zu ihr wollte ich flüchten, ich wollte sie auf den Knien ansehn, mich zu retten.

„Es war sieben Uhr frühe; ich war meiner ländlichen Gewohnheit treu geblieben, stand immer frühe auf und pflegte gleich nachher zu frühstücken, und dies rettete mich. Um diese Zeit schliefen noch Alle, sogar ein großer Theil der Domestiken. Nur der Portier war zu fürchten. Doch, konnte er denken, daß Jemand aus diesem Tempel der Herrlichkeit entfliehen werde? Ich wagte es; ich warf mein schwarzes, unscheinbares Mäntelchen um mich, eilte die Treppe hinab; meine Kniee schwankten, als ich an der Loge des Portiers vorbeiging; er bemerkte mich nicht; drei Schritte und ich war frei.

„Rechts über die Straße hinüber wohnte das italienische Mädchen. Ich sprang über die breite Straße; ich pochte am Haus, ein Diener öffnete. Ich fragte nach der Signora mit dem schwarzen Lockensbüschel, die italienisch spreche. Der Diener lachte und sagte, ich meine wohl die kleine Excellenza Seraphina; ‚dieselbe, dieselbe,‘ antwortete ich, ‚führen Sie mich geschwind zu ihr.‘ Er schien anfangs Bedenken zu tragen, weil es noch frühe am Tag sei, doch meine Bitten überredeten ihn. Er führte mich in den zweiten Stock in ein Zimmer, hieß mich



warten und rief dann eine Zofe, der Excellenza mich zu melden. Ich hatte mir gedacht, das häßliche italienische Mädchen werde meines Standes sein; ich schämte mich, einer Höheren mich zu entdecken, aber man ließ mir keine Zeit, mich zu besinnen; die Zofe erschien, mich vor das Bett ihrer Gebieterin zu führen. Ja, sie war es, es war die schöne junge Dame, die ich hatte italienisch sprechen hören. Ich stürzte vor ihr nieder und stellte sie um ihren Schutz an; ich mußte ihr meine ganze Geschichte erzählen. Sie schien gerührt und versprach mich zu retten. Sie ließ den Diener, der mich heraufgeführt hatte, kommen, und legte ihm das strengste Stillschweigen auf; dann wies sie mir ein kleines Sträßchen an, dessen Fenster in den Hof gingen, gab mir zu arbeiten und zu essen, und so lebte ich mehrere Tage in Freude über meine Rettung, in Angst über meine Zukunft.“

„Es war das Haus des Gesandten eines kleinen deutschen Hofes, in welches ich aufgenommen war. Die Excellenza war seine Nichte, eine geborene Italienerin, die bei ihm in Paris erzogen worden war. Sie war ein gütiges, liebenswürdiges Geschöpf, dessen Wohlthaten ich nie vergessen werde. Sie kam alle Tage zu mir und tröstete mich; sie sagte mir, daß der Gesandte durch seine Bedienten in dem Hause des argen Mannes nachgeforscht habe. Man sei sehr in Bestürzung, suche es aber zu verbergen. Die Diener drüben künftern geheimnißvoll, es habe sich eine Ransell aus einem Fenster des zweiten Stocks in den Kanal der Seine gestürzt. Sonderbare Fügung! Mein Zimmer war ein Schlafzimmer und sah mit der einen Seite nach der Straße, die andere ging schroff hinab in einen Kanal. Ich erinnerte mich, an jenem Morgen ein Fenster dieser Seite geöffnet zu haben; wahrscheinlich war es offen geblieben, und so mochte man sich mein Verschwinden erklären. Signora Scraphina sollte um diese Zeit nach Italien zurückkehren, sie war so gütig, mich mitzunehmen. Ja, sie that noch mehr für mich; sie bewog ihre Eltern in Piacenza, daß sie mich wie ihr Kind in ihr Haus aufnahmen; sie ließ mein Talent ausbilden, ihr habe ich Frei-

(Gaußs Werke. I. 2ter Abdr.)

21

heit, Leben, Kunst, o! vielleicht mehr als ich weiß, zu danken. In Placenza lernte ich den Kapellmeister Boloni, der übrigens kein Italiener ist, kennen; er schien mich zu lieben, aber er sagte es mir nicht. Ich nahm bald nachher den Ruf an das hiesige Theater an. Man schätzte mich hier, man hat mir sonst wohlgewollt, mein Leben und mein Ruf war unsträflich, ach, ich habe in dieser langen Zeit nie einen Mann bei mir gesehen, als — ich kann Ihnen dieses schöne Verhältniß ohne Erröthen gestehen — als Boloni, der mir bald hieher nachgereist war. Sie haben mein Leben jetzt gehört; sagen Sie mir, habe ich etwas gethan, um so bittere Strafe zu verdienen? Habe ich so Entschliches verschuldet?“

## 7.

Als die Sängerin geendet hatte; ergriff der Medicinalrath lebhaft ihre Hand. „Ich wünschte mir Glück,“ sagte er, „den wenigen Menschen, die Sie auf ihrem Lebensweg gefunden haben, beitreten zu können. Meine Kräfte sind zwar zu schwach, um für Sie thun zu können, was die treffliche kleine Excellenz für Sie that, aber ich will suchen, Ihr trauriges Geschick entwirren zu helfen; ich will den Brausewind, Ihren Freund, zu versöhnen suchen. Aber sagen Sie mir nur, was ist denn Herr Boloni eigentlich für ein Landsmann?“ — „Da fragen Sie mich zu viel,“ erwiderte sie ausweichend; „ich weiß nur, daß er ein Deutscher von Geburt ist, und, wenn ich nicht irre, wegen Familienverhältnissen vor mehreren Jahren sein Vaterland verließ. Er hielt sich in England und Italien auf, und kam vor etwa drei Vierteljahre hieher.“

„So, so, aber warum haben Sie ihm das, was Sie mir erzählen, nicht schon früher selbst gesagt?“

Sinfessa erröthete bei dieser Frage; sie schlug die Augen nieder und antwortete: „Sie sind mein Arzt, mein väterlicher Freund, es ist mir, wenn ich zu Ihnen spreche, als spräche ich als Kind zu meinem Vater. — Aber konnte ich denn dem jungen Mann von diesen Dingen erzählen? Und ich kenne ja seine schreckliche Eifersucht, seinen leichtge-

reizten Argwohn; ich habe es nie über mich vermocht, ihm zu sagen, welchen Schlingen ich entflohen war.“

„Ich ehre, ich bewundere Ihr Gefühl; Sie sind ein gutes Kind; glauben Sie mir, es thut einem alten Manne wohl, auf solche decente Gefühle aus der alten Zeit zu stoßen; denn heutzutage gilt es für guten Ton, sich über dergleichen wegzusetzen. Aber noch haben Sie mir nicht Alles erzählt; der Abend auf der Redoute, jene schreckliche Nacht? —“

„Es ist wahr, ich muß Ihnen noch weiter sagen. Ich habe, so oft ich im Stillen über meine Rettung nachdachte, die Vorsehung gepriesen, daß man in jenem Hause glaubte, ich habe mich selbst getödtet, denn es war mir nur zu gewiß, daß, wenn jener Schreckliche nur die entfernteste Ahnung von meinem Leben habe, er kommen werde, sein Opfer zurückzuholen, oder es zu verderben; denn er mochte manches Käufrantenstück für mich bezahlt haben. Deswegen habe ich, so lange ich in Placenza war, manches schöne Auerbieten fürs Theater abgelehnt, weil ich mich scheute, öffentlich aufzutreten. Als ich aber etwa anderthalb Jahre dort war, brachte mir eines Morgens Scraphina ein Pariser Zeitungsblatt, worin der Tod des Chevalier de Planto angezeigt war.“

„Chevalier de Planto?“ unterbrach sie der Arzt; „hieß so jener Mann, der Sie aus dem Hause Ihres Stiefvaters führte?“

„So hieß er. Ich war voll Freude, meine letzte Furcht war verschwunden, und es stand nichts mehr im Wege, meinen Wohlthätern nicht mehr beschwerlich zu fallen. Schon einige Wochen nachher kam ich nach B. Ich ging vorgestern Abend auf die Redoute, und ich will Ihnen nur gestehen, daß ich recht freudig gestimmt war. Boloni durfte nicht wissen, in welchem Costüm ich erscheinen würde, ich wollte ihn necken und dann überraschen. Auf einmal, wie ich allein durch den Saal gehe, künftete eine Stimme in mein Ohr: „Scheyperl! was macht Dein Dufel?“ Ich war wie niedergedonnert; diesen Namen hatte ich nicht mehr gehört, seit ich den Händen jenes Furchterlichen entgangen war. „Mein Dufel!“ Ich hatte ja keinen, und nur einer hatte ge-

lebt, der sich vor der Welt dafür ausgab, der Chevalier de Planto. Ich hatte kaum so viel Fassung, zu erwidern: ‚Du irrst Dich, Maste!‘ Ich wollte hinwegellen, mich unter dem Gemähl der Menge verbergen, aber die Maste schob ihren Arm in den meinigen und hielt mich fest. ‚Schepperl!‘ sprach der Unbekannte, ‚ich rathe Dir, ruhig neben mir herzugehen, sonst werde ich den Leuten erzählen, in welcher Gesellschaft Du Dich früher umhergetrieben.‘ Ich war vernichtet, es wurde Nacht in meiner Seele, nur ein Gedanke war in mir lebhaft, die Furcht vor der Schande. Was konnte ich armes, hilfloses Mädchen machen, wenn dieser Mensch, wer er auch sein mochte, solche Dinge von mir ansagte? Die Welt würde ihm geglaubt haben, und Carlo! ach, Carlo, wäre nicht der Letzte gewesen, der mich verdammt hätte. Ich folgte dem Mann an meiner Seite willenlos. Er häßerte mir die schrecklichsten Dinge zu; meinen Dufel, wie er den Chevalier nannte, habe ich unglücklich gemacht, meinen Vater, meine Familie ins Verderben gestürzt. Ich konnte es nicht mehr aushalten, ich riß mich los und rief nach meinem Wagen. Als ich mich aber auf der Treppe umsah, war diese schreckliche Gestalt mir gefolgt. ‚Ich fahre mit Dir nach Hause, Schepperl,‘ sprach er mit schrecklichem Lachen; ‚ich habe noch ein Paar Worte mit Dir zu reden.‘ Die Sinne vergingen mir, ich fühlte, daß ich ohnmächtig wurde, ich wachte erst wieder im Wagen auf, die Maste saß neben mir. Ich krieg aus und ging auf mein Zimmer, er folgte; er fing sogleich wieder an zu reden; in der Todesangst, ich möchte verrathen werden, schickte ich Babette hinaus.

‚Was willst Du hier, Elender?‘ rief ich voll Wuth, mich so beleidigt zu sehen. ‚Was kannst Du von mir Schlechtes sagen? Ohne meinen Willen kam ich in jenes Haus; ich verließ es, als ich sah, was dort meiner warte.‘

‚Schepperl, mache keine Umstände: es gibt nur zwei Wege, Dich zu retten. Entweder zahlst Du auf der Stelle zehntausend Franken, sei es in Juwelen oder Gold, oder Du folgst mir nach Paris; sonst weiß morgen die ganze Stadt mehr von Dir, als Dir lieb ist.‘ Ich

war außer mir. „Wer gibt Dir dieses Recht, mir solche Zumuthungen zu machen?“ rief ich. „Wohlan! sage der Stadt, was Du willst; aber auf der Stelle verlasse dieses Haus! Ich rufe die Nachbarn.“

„Ich hatte einige Schritte gegen das Fenster gethan, er lief mir nach, packte meinen Arm. „Wer mir das Recht gibt?“ sprach er. „Dein Vater, Ldubchen, Dein Vater.“ Ein teuflisches Lachen tönte aus seinem Mund, der Schein der Kerze fiel auf ein paar grane, stehende Augen, die mir nur zu bekannt waren. In demselben Moment war mir klar, wen ich vor mir hatte; ich wußte jetzt, daß sein Tod nur ein Blendwerk war, das er zu irgend einem Zweck erfunden hatte; die Verzweiflung gab mir übernatürliche Kraft; ich rang mich los, ich wollte ihm seine Maske abreißen. „Ich kenne Euch, Chevalier de Planto,“ rief ich, „aber Ihr sollt den Gerichten Rechenschaft über mich geben müssen.“ — So weit sind wir noch nicht, Ldubchen,“ sagte er, und in demselben Augenblick fühlte ich sein Eisen in meiner Brust, ich glaubte zu sterben.“

Der Doktor schauderte; es war heller Tag, und doch graute ihm, wie wenn man im Dunkeln von Gespenstern spricht. Er glaubte das heisere Lachen dieses Teufels zu hören, er glaubte hinter den Gardinen des Bettes die granen, stehenden Augen dieses Ungeheuers glänzen zu sehen. „Sie glauben also,“ sagte er nach einer Weile, „daß der Chevalier nicht todt ist, daß es derselbe ist, der Sie ermorden wollte?“

„Seine Stimme, sein Auge überzengten mich; das Luch, das ich Ihnen gestern gab, machte es mir zur Gewißheit. Die Anfangsletteru seines Namens sind dort eingezeichnet.“

„Und geben Sie mir Vollmacht, für Sie zu handeln? Darf ich Alles, was Sie mir sagten, selbst vor Gericht angeben?“

„Ich habe keine Wahl, Alles! Aber nicht wahr, Doktor, Sie gehen zu Boloni und sagen ihm, was ich Ihnen sagte? Er wird Ihnen glauben, er kannte ja auch Seraphine.“

„Und darf ich nicht auch wissen,“ fuhr der Medicinalrath fort, „wie der Gesandte hieß, in dessen Haus sie sich verbargen?“

„Warum nicht? Es war ein Baron Martinow.“

„Wie?“ rief Lange in freudiger Bewegung. „Der Baron Martinow? Ist er nicht in . . . . schen Diensten?“

„Ja, kennen Sie ihn? Er war Gesandter des . . . . schen Hofes in Paris und nachher in Petersburg.“

„O, dann ist es gut, sehr gut,“ sagte der Medicinalrath und rieb sich freudig die Hände. „Ich kenne ihn, er ist seit gestern hier; er hat mich rufen lassen; er wohnt im Hôtel de Portugal.“

Eine Thräne blinkte in dem Auge der Sängerin, und von frommen Empfindungen schien ihr Herz bewegt. „So mußte ein Mann,“ sagte sie, „den ich viele hundert Meilen entfernt glaubte, hieher kommen, um die Wahrheit meiner Erzählung zu bekräftigen! Sehen Sie zu ihm; ach! daß auch Carlo zuhören könnte, wenn er Ihnen versichert, daß ich die Wahrheit sprach!“

„Er soll es, er soll mit mir, ich will es schon machen. Adieu, gutes Kind; seien Sie ganz ruhig, es muß Ihnen noch gut gehen auf Erden, und nehmen Sie die Mirtur recht fleißig, alle Stunden zwei Löffel voll!“ So sprach der Doctor und ging. Die Sängerin aber dankte ihm durch ihre freundlichen Blicke. Sie war ruhiger und heiter; es war, als habe sie eine große Last mit ihrem Geheimniß hinweggewälzt; sie sah vertrauensvoller in die Zukunft, denn ein gütiges Geschick schien sich des armen Mädchens zu erbarmen.

## 8.

Der Baron Martinow, dem Lange früher einmal einen wichtigen Dienst zu leisten Gelegenheit gehabt hatte, nahm ihn freundlich auf und gab ihm über die Sängerin Dianetti die genügenden Aufschlüsse. Er bekräftigte nicht nur beinahe wörtlich ihre Erzählung, sondern er brach auch in die lautesten Lobeserhebungen ihres Charakters aus; ja, er versprach, wohin er in dieser Stadt kommen würde, überall zu ihren Gunsten zu sprechen, und die Gerüchte zu widerlegen, die über sie im Umlauf waren. Er hat auch Wort gehalten, denn hauptsächlich

seinem Ansehen und der edelmüthigen Art, womit er sich der Stallenerin annahm, schrieben es ihre Freunde zu, daß die Gefinnungen des Publikums über sie in wenigen Tagen wie durch einen Hauberschlag sich änderten. Der Medicinalrath Lange aber stieg an jenem Tage, als er vom Gesandten kam, aus der Beletage des Hôtel de Portugal noch einige Treppen höher, in die Mansarden; in Nr. 54 sollte der Kapellmeister wohnen. Er stand vor der Thüre still, um Athem zu schöpfen, denn die steilen Treppen hatten ihn angegriffen. Souderbare Töne drangen aus dieser Thüre in sein Ohr. Es schien ein schwer Kranker darin zu sein, denn er vernahm ein tiefes Stöhnen und Seufzen, das aus der tiefsten Brust aufzusteigen schien. Dann klangen wieder schreckliche französische und italienische Flüche dazwischen, wie wenn Ungebuld dem Jammer Luft machen will, und ein heiseres Lachen der Verzweiflung bildete wieder den Uebergang zu jenen tiefen Seufzern. Der Medicinalrath schauderte. Habe ich doch schon neulich etwas weniges Bahnhau an dem Maestro verspürt, dachte er, sollte er vollends abgesehen sein, oder ist er krank geworden aus Schmerz? Er hatte schon den Finger gekrümmt, um anzuklopfen, als sein Blick noch einmal auf die Nummer der Thüre fiel; es war 53. Wie hatte er sich doch so täuschen können; fast wäre er zu einem ganz fremden Menschen eingetreten. Unwillig über sich selbst ging er eine Thüre weiter; hier war 54; hier lautete es auch ganz anders. Eine tiefe schöne Männerstimme sang ein Lied, begleitet von dem Pianoforte; der Medicinalrath trat ein, es war jener junge Mann, den er gestern bei der Sängerin gesehen.

Im Zimmer lagen Notenblätter, Guitarre, Violinen, Saiten und anderer Musikbedarf umher, und mitten unter diesen Trümmern stand der Kapellmeister in einem weiten, schwarzen Schlafrock, eine rothe Mütze auf dem Kopf und eine Notenrolle in der Hand; der Doktor hat nachher gefunden, es sei ihm bei seinem Anblick Marius auf den Trümmern von Carthago eingefallen.

Der junge Mann schien sich seiner von gestern zu erinnern und

empfang ihn beinahe stüßer; doch war er so artig, einen Stoß Notenblätter mit einem Ruck von einem Sessel auf den Boden zu werfen, um seinem Besuch Platz anzubieten; er selbst stieg mit großen Schritten im Zimmer umher, und sein stiegender Schlafrock nahm geschickt den Stand von Tischen und Bänken.

Er ließ den Medicinalrath nicht zum Wort gelangen, er überschrie ihn. „Sie kommen von ihr?“ rief er. „Schämen sich Ihre grauen Haare nicht, der Kuppler eines solchen Weibes zu werden? Ich will nichts mehr hören; ich habe mein Glück zu Grabe getragen, Sie sehen, ich tranre um meine Seligkeit; ich habe meinen schwarzen Schlafrock an, schon dies sollte Ihnen, wenn Sie sich entfernt auf Psychologie verstehen, ein Zeichen sein, daß ich jene Person für mich als gestorben ansehe. O Giuseppe, Giuseppe!“

„Werthester Herr Kapellmeister,“ unterbrach ihn der Doktor, „so hören Sie mich nur an —“

„Hören? Was wissen Sie von Hören? Lauschen Sie, wenn Sie von Hören sprechen; ich will prüfen, ob Du Gehör hast, Alter! Siehe, das ist das Weib,“ fuhr er fort, indem er den Flügel aufriß und Einiges spielte, das übrigens dem Doktor, der kein großer Musikkenner war, vorkam wie andere Musik auch; „Hören Sie dieses Weiche, Schmelzende, Anschmiegende? Aber bemerken Sie nicht in diesen Uebergängen das unzuverlässige, flüchtige, charakterlose Wesen dieser Geschöpfe? Aber hören Sie weiter,“ sprach er mit erhobener Stimme und glänzendem Auge, indem er die weiten Ärmel des Trauerschlafrockes zurückschüttelte, „wo Männer wirken, ist Kraft und Wahrheit; hier kann nichts Unreines aufkommen, es sind heilige, göttliche Laute!“ Er hämmerte mit großer Macht auf den Tasten umher, aber dem Doktor wollte es wieder bedünken, als sei dies nur ganz gewöhnliche Musik.

„Sie haben da eine sonderbare Charakteristik der Menschen,“ sagte er, „da wir doch einmal so weit sind, dürfte ich Sie bitten, Verehrter, daß Sie mir doch einmal einen Medicinalrath auf dem Klavier vorstellen?“



Der Musiker sah ihn verdächtlich an. „Wie magst Du nur mit einem schlechten quackenden Eis hereinfahren, Erdewurm, wenn ich den herrlichen, strahlenversendenden Akkord anschlage!“

Die Antwort des Doktors wurde durch ein Klopfen an der Thüre unterbrochen; eine kleine verwachsene Figur trat herein, machte eine Reverenz und sprach: „Der kranke Herr auf No. 53 läßt den Herrn Kapellmeister höflichst ersuchen, doch nicht so gar erschrecklich zu handthieren und zu haseln, was maßen derselbe von gar schwacher Konstitution und dem zeitlichen Hinscheiden nahe ist.“

„Ich lasse dem Herrn meinen gehorsamsten Respekt vermelden,“ erwiderte der junge Mann, „und melnetwegen könne er abfahren, wann es ihm gefällig. Es graut mir ohnedies alle Nacht vor seinem Jamern und Stöhnen, und das Gräulichste sind mir seine gottlosen Flüche und sein tolles Lachen. Meint vielleicht der Franzose, er sei allein Herr im Hôtel de Portugal? Geht er mich, so geht er mich wieder.“

„Aber verzeihen Euer Hochedelgeboren,“ sagte der verwachsene Mensch, „er treibt's nicht mehr lange, wollten Sie ihm nicht die letzten Augenblicke —“

„Ist er so gar krank, der Herr?“ fragte der Medicinalrath theilnehmend. „Was fehlt ihm? Wer behandelst ihn? Wer ist er?“

„Wer er ist, weiß ich gerade nicht; ich bin der Lohndiener; ich denke, er nennt sich Lorier und ist aus Frankreich; vorgestern war er noch wohl auf, aber etwas melancholisch, denn er ging gar nicht aus, hatte auch keine Lust, die Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu sehen, aber am andern Morgen fand ich ihn schwer krank im Bette; es scheint, er hat in der Nacht einen Schlaganfall bekommen. Aber um alle Welt will er keinen Arzt. Er flucht gräßlich, wenn ich frage, ob ich einen zu ihm führen solle. Er pflegt und verbindet sich selbst; ich glaube, er hat auch eine alte Schußwunde aus dem Krieg, die jetzt wieder ausgegangen ist.“

Man hörte in diesem Augenblicke den Kranken nebenan mit heiserer

Stimme rufen und einige Verwünschungen ausstoßen. Der Lohlaquai schlug drei Kreuze und sog hindüber.

Der Doktor versuchte noch einmal, ob seine Reden bei dem verstockten Liebhaber keinen Eingang fänden, und wirklich schien es diesmal zu gelingen. Er hatte eine Partitur in die Hand genommen, aus welcher er mit leiser Stimme vor sich hinsang; der Doktor benützte diese ruhigere Stimmung und fing an, ihm das Leben der Sängerin zu erzählen. Anfangs schien der Kapellmeister nicht darauf zu achten; er las emsig in seiner Partitur und that, als sei außer ihm Niemand im Zimmer; nach und nach aber wurde er aufmerksamer, er hörte auf zu singen; bald hob sich zuweilen sein Auge über die Partitur und streifte gläubend über des Doktors Gesicht, dann ließ er das Notenheft sinken und sah den Erzähler fest an; sein Interesse schien mehr und mehr zu wachsen, seine Augen glänzten, er rückte näher, er faßte den Arm des Mediciners, und als dieser seine Erzählung schloß, sprang er in großer Bewegung auf und rannte im Zimmer-auf und nieder. „Ja,“ rief er, „es liegt Wahrheit darin, ein Schein von Wahrheit, eine Wahrscheinlichkeit; es ist möglich, es könnte etwa so gewesen sein; Teufel! könnte es nicht auch eine Lüge sein?“

„Das heißt man, glaube ich, *decreasing* in Ihrer werthen Kunst, Herr Kapellmeister; aber warum denn bei dieser Sache so von der Wahrheit bis zur Lüge herabsteigen? Wenn ich Ihnen nun einen Bürger für die Wahrheit stellte? Maestro, wie dann?“

Boloni blieb stehend vor ihm stehen: „Ha! wer dieses könnte, Medicinalrath, in Gold wollte ich Dich fassen, schon dieser Gedanke verdient groß und königlich belohnt zu werden. Ja! wer mir Bürge wäre! — Es ist Alles so finster — verworrene Labyrinth — kein Ausgang, — kein leitendes Gefirn!“

„Werthgeschädter Freund,“ unterbrach ihn der Doktor; „ich ertappe Sie hier auf einer Reminiscenz aus Schillers Räubern, so in der Cotta'schen Taschenausgabe steht, wenn ich mich recht erinnere. Demungeachtet weiß ich einen solchen Bürger, ein solches leitendes Gefirn.“

„Ha, wer mir einen solchen gäbe!“ rief Jener. „Er sei mein Freund, mein Engel, mein Gott — ich will ihn anbeten!“

„Es ist zwar in der angeführten Stelle von einem Schwert die Rede, womit man der Otterbrut eine brennende Wunde versehen will; nichts desto weniger aber will ich Sie überzeugen; jener Gesandte, der die arme Sinseppa in seinem Hause aufnahm, logirt zufällig hier im Hause auf Nr. 6; belieben Sie einen Frack anzuziehen und ein Halstuch anzuknüpfen, so werde ich Sie zu ihm führen; er hat mir versprochen, Sie zu überzeugen.“

Der junge Mann drückte gerührt die Hand des Arztes; doch auch jetzt noch konnte er ein gewisses erhabenes Pathos nicht verbergen. „Ihr waret mein guter Engel,“ sagte er: „wie vielen Dank bin ich für diesen Wink Euch schuldig; ich fahre nur geschwind in meinen Frack, und sogleich folg' ich Euch zu dem Gesandten.“

## 9.

Die Ausöhnung mit dem Geliebten schien beinahe noch von größerer Wirkung auf die Sängerin zu sein, als die kunstreichsten Tränklein ihres Arztes. Ihre Gesundheit besserte sich in den nächsten Tagen zusehends, und bald war sie so weit hergestellt, daß sie die Besuche ihrer theilnehmenden Freunde außer dem Bette empfangen konnte. Diese Wendung ihres Zustands mochte der Direktor der Polizei abgewartet haben, um die Sache weiter zu verfolgen. Er war ein unflätiger Mann, und der Ruf sagte von ihm, daß ihm nicht leicht einer entgehe, auf den er einmal sein Auge geworfen, sollte er auch hundert und mehrere Meilen entfernt sein. Von dem Medicinalrath war ihm die Geschichte der Sängerin mitgetheilt worden, er hatte sodann mit dem Baron Martinow noch weitere Rücksprache genommen und Einiges erfahren, was ihm von großem Interesse schien. Der Gesandte hatte ihm neulich gestanden, daß er von dem Vorfall mit der jungen Bianetti Gelegenheit genommen, das ruchlose Leben des Chevalier de Planto höheren Orts zu berühren. Er hatte nicht veräumt, haupt-

schlich den Umstand, daß jenes arme Kind eigentlich verkauft wurde, ins rechte Licht zu setzen. Jenes berchtigte Haus wurde kurze Zeit darauf von der Polizei aufgehoben, und der Baron schien dies hauptsächlich den Schritten, die er in der Sache gethan, zuzuschreiben. Auch er hatte von dem Tod des Chevaliers gehört, glaubte aber mit dem Polizeidirektor, daß dies nur ein Kunstgriff gewesen sei, um sein Gewerbe sicherer fortzusetzen; denn Beide hegten keinen Zweifel, jener Mordversuch an der Sängerin könne nur von diesem schrecklichen Menschen herrühren. Wie schwer war es aber, der Spur dieses Mörders zu folgen; die Fremden, die sich damals zu B. anhielten, waren, wie der Direktor versicherte, Alle unverdächtig; nur zwei Umstände konnten zu Gewisserem führen; das Schnupstuch, welches sich im Zimmer der Bianetti gefunden hatte, konnte, wenn man irgendwo ein ähnliches sah, zur Entdeckung leiten; es war daher die genaueste Beschreibung davon in den Händen aller jener Nähterinnen und Waschfrauen, welche die Garderobe der Fremden in B. zu besorgen pflegten. Sodann glaubte der Direktor aus psychologischen Gründen annehmen zu können, daß ein zweiter Versuch auf das Leben der Sängerin bald folgen würde, im Falle sich nämlich der Mörder noch in der Nähe anhielte.

Sobald daher die Sängerin wieder bei Kräften war, begleitete der Direktor der Polizei den Doktor Lange, so oft er sie besuchte; es wurden dort manche Maßregeln besprochen, manche schienen gut, aber nicht wohl auszuführen, manche wurden geradehin verworfen. Giuseppa selbst kam endlich auf einen Gedanken, der den beiden Männern sehr einleuchtete. „Der Doktor,“ sagte sie, „hat mir erlaubt, in der nächsten Woche wieder auszugehen; wenn er nichts dagegen hat, würde ich auf der letzten Redoute des Karnevals zuerst wieder unter den Leuten erscheinen; es hat etwas Anziehendes für mich, mich dort, wo mein Unglück eigentlich anfang, zum erstenmal zu zeigen. Wenn wir dafür sorgen, daß dies in B. hinlänglich bekannt wird, und wenn der Chevalier noch hier ist, so bin ich wie von meinem Leben überzeugt, daß er unter irgend einer Maske sich wieder in meine Nähe drängt. Er

wird sich zwar hüten, zu sprechen, er wird durch nichts sich verrathen, aber seine Anschuldige auf mein Leben wird er nicht ruhen lassen, und ich will ihn aus Tausenden erkennen. Seine Größe, seine Gestalt, vor Allem seine Augen werden mir ihn kenntlich machen. Was meinen Sie, meine Herren?"

Der Plan war nicht übel. „Ich wollte wetten,“ sagte der Direktor, „wenn er erfährt, Sie kommen auf diesen Ball, so bleibt er nicht aus; sei es auch nur, um den Gegenstand seiner Rache wieder zu sehen und seiner Wuth neue Nahrung zu geben. Ich denke übrigens, Sie sollten keine Larve vor's Gesicht nehmen, er wird Sie dann um so leichter erkennen, um so eher in Ihre Nähe, in seine Falle, geben; ich werde ein Paar tüchtige Bursche in Dominos's stecken und sie Ihnen zur Escorte geben; auf ein Zeichen von Ihnen soll der alte Fuchs gefaßt sein.“

Babette, das Kammermädchen der Sängerin, war während dieses Gespräches ab- und zugegangen; sie hatte gehört, wie ihre Dame entschlossen sei, den Mörder oder seine Gehälfen ansündig zu machen, sie glaubte es sich selbst schuldig zu sein, nach Kräften zu dieser Entdeckung beizutragen. Sie paßte daher den Direktor ab, faßte sich ein Herz und sagte, sie habe schon neulich den Doktor auf einen Umstand aufmerksam gemacht, der zur Entdeckung führen könnte, er scheine aber nicht darauf zu achten.

„Kein Umstand ist bei solchen Vorfällen gering, meine liebe Kleine,“ antwortete der Mann der Polizei; „wenn Sie irgend etwas wissen —“

„Ich glaube fast, Signora ist zu diskret und will nicht recht mit der Sprache heraus; als sie den Stich bekam und in meinen Armen ohnmächtig wurde, war ihr letzter Seufzer — Bolnan.“

„Wie?“ rief der Doktor entrüstet, „und das verschwieg man mir bis jetzt? Einen so wichtigen Umstand; haben Sie auch recht gehört, Bolnan?“

„Auf meine Ehre,“ sagte die Kleine und legte die Hand be-

thenernd auf das Herz. „Boluan, sagte sie und so schmerzlich, daß ich nicht anders glaube, als so heißt der Mörder; aber bitte, ver-rathen Sie mich nicht!“

Der Direktor hatte den Grundsatz, daß kein Mensch, er sehe so ehrlich aus als er wolle, zu gut zu einem Verbrechen sei. Der Commerzienrath Boluan, und einen andern wußte er nicht in dieser Stadt, war ihm zwar als ein geordneter Mann bekannt, aber — hatte man nicht Beispiele, daß gerade solche Leute, denen man vor der Welt nichts nachsagen konnte, der Justiz am meisten zu schaffern machten? Konnte er nicht mit diesem Chevalier de Planto unter einer Decke spielen? Er setzte unter diesen Betrachtungen seinen Weg weiter fort, er näherte sich der breiten Straße, es fiel ihm bei, daß um diese Zeit der Commerzienrath sich dort zu ergehen pflegte; er beschloß, ihm ein wenig auf den Zahn zu fühlen. Richtig, dort kam er die Straße herab, er grüßte rechts, er grüßte links, er sprach alle Augenblicke mit einem Bekannten, er lächelte, wenn er weiter ging, vor sich hin, er schien munter und guter Dinge zu sein. Er mochte etwa noch fünfzig Schritte vom Direktor entfernt sein, als er diesen anständig wurde; er erblickte, er wandte um und wollte in eine Seitenstraße einbiegen. „Ein verdächtiger, sehr verdächtiger Umstand!“ dachte der Direktor, lief ihm nach, rief seinen Namen und brachte ihn zum Stehen. Der Commerzienrath war ein Bild des Jammers; er brachte in hohlen Tönen ein „Bon jour, bon jour!“ hervor; er schien lächeln zu wollen, aber die Augen gingen ihm über und sein Gesicht verzog sich krampfhaft; seine Kniee zitterten, seine Zähne schlugen hörbar aneinander.

„Ei, ei, Sie machen sich recht rar. Habe Sie schon ein Paar Tage nicht an meinem Fenster vorbeigehen sehen; Sie scheinen nicht recht wohl zu sein?“ setzte der Direktor mit einem stehenden Blick hinzu. „Sie sind so blaß; fehlt Ihnen etwas?“

„Nein — es ist nur so ein kleines Frösteln — ich war wirklich einige Tage nicht wohl, aber Gottlob, es geht mir besser.“

„So? Sie waren nicht wohl?“ fragte Jener weiter. „Das hätte ich kaum gedacht; ich glaubte Sie doch noch vor wenigen Tagen auf der Redoute recht munter zu sehen.“

„Ja freilich; aber gleich den folgenden Tag mußte ich mich legen; ich bekam meine Zufälle wieder, aber ich bin jetzt ganz wieder hergestellt.“

„Nun, da werden Sie nicht versäumen, die nächste Redoute zu besuchen; es ist die letzte und soll sehr brillant werden, ich hoffe, Sie dort zu sehen; bis dahin Adieu! Herr Commerzienrath.“

## 10.

„Werde nicht manquiren!“ rief ihm der Commerzienrath Bolnan mit jammervollen Mienen nach. „Der hat Verdacht!“ sprach er zu sich. „Der weiß etwas von dem Wort der Sängerin. Zwar sie soll wieder hergestellt sein; aber kann nicht der Verdacht im Herzen dieses Politisten um sich fressen? Kann er mich nicht aus Argwohn beobachten lassen? Die geheime Polizei wird mich verfolgen; auf allen meinen Schritten und Tritten sehe ich schlane, fremde Gesichter. Ich darf nichts mehr reden, so wird es rapportirt, gedeutet; ich werde, o Gott im Himmel, ich werde ein unruhiger Kopf, ein gefährliches Individuum; und doch lebte ich still und harmlos wie Wilhelm Tell im vierten Akt!“

So sprach der unglückliche Bolnan bei sich; seine Angst vermehrte sich, als er über die verhängliche Frage wegen der nächsten Redoute nachdachte. „Er meint gewiß, ich werde mich nicht in die Nähe der Sängerin wagen, aus bösem Gewissen; aber ich muß hin, ich muß ihm diesen Verdacht benehmen! Und doch — wird mich nicht in Ihrer Nähe ein Zittern und Beben überfallen, gerade weil er glauben kann, ich werde aus Gewissensbissen und Angst zittern?“ Er quälte sich ab mit diesen Vorstellungen, sie beschäftigten ihn Tage lang, er erinnerte sich, daß ein berühmter Schriftsteller in einer Schrift bewiesen habe, daß man Angst vor der Angst haben könne, und dies schien ihm ganz sein Fall zu sein. Aber er fühlte, daß er sich ein Herz fassen und der

Gefahr entgegen gehen mußte. Er ließ sich vom Mastenverleiher den prachtvollen Anzug des Pascha von Janina holen; er zog ihn alle Tage an und übte sich vor einem großen Spiegel, recht unbefangen aus seiner Maske hervorzuschauen. Er machte sich aus seinem Schlafrocke eine Puppe und setzte sie auf einen Sessel; sie stellte die Sängerin Bianetti vor. Er ging als Pascha um sie her, näherte sich ihr und sprach: „Es freuet mich unendlich, Sie in so erwünschtem Wohlbefinden zu sehen.“ Am dritten Tage konnte er seine Lektion schon ganz ohne Zittern sagen, daher legte er sich noch Schwereres auf. Er wollte recht artig und unbefangen sein und ihr einen Teller mit Bonbons und Bunsch offeriren. Er übte sich mit einem Glas Wasser, das er auf einen Teller setzte. Von Anfang kirrte es schrecklich in seiner zitternden Hand; aber auch diese Schwachheit überwand er, ja er konnte ganz lustig dazu sagen: „Verehrte, beliebt Ihnen nicht etwas weniges Bunsch und erliche Bonbons?“ Es ging trefflich; kein Sterblicher sollte ihn beben sehen. Ali Pascha von Janina fühlte Muth in sich, trotz seiner Angst auf die Redoute zu gehen.

Der Medicinalrath Lange hatte es sich nicht nehmen lassen, die Genesene zum erstenmal wieder unter die Leute zu führen. Sie hatte es ihm gerne zugesagt; hatte er doch durch seine treue Pflege, durch die väterliche Sorgfalt, womit er sich ihrer angenommen, ein Recht auf ihre wärmste Dankbarkeit gewonnen. So kam er mit ihr auf die Redoute, und er schien sich nicht wenig auf den Platz an der Seite des schönen, interessanten Mädchens zu gut zu thun. Die Leute in B. sind ein sonderbares Volk. In den ersten Tagen hatte man von den nobelsten Salons bis hinab in die Bierschenken von der Sängerin Uebles gesprochen; als aber Männer von Gewicht sich ihrer annahmen, als angesehene Damen sich öffentlich für sie erklärten, drehte sich die Fabne nach dem Wind, und die B. . . er liesen, gerührt über das Schicksal des armen Kindes, in den Straßen umher und starrten bald vor Entzücken, daß sie genesen. Als sie in den Saal der Redoute trat, schienen Alles nur auf sie, als die Königin des Festes, gewartet zu haben;



man jubelte und jauchzte, man klatschte in die Hände, und rief Bravo! als hätte sie eben die schwersten Konlaven zu Stande gebracht. Auch dem Medicinalrath fiel sein Antheil am Beifall zu: „Sehet, der ist's,“ riefen sie, „das ist ein geschickter Mann, der hat sie gerettet.“

Die Sängerin fühlte sich freudig bewegt von diesem Beifall der Menge; ja sie hätte, berauscht von dem Gemurmel der Glückwünschenden; beinahe vergessen, daß sie noch ein ernsterer Zweck in diesen Saal geführt habe; aber die vier handfesten Dominos; die ihren Schritten folgten, die Fragen des Doktors, ob sie die grauen Augen des Chevaliers noch nicht ansichtig geworden, erinerten sie immer wieder an ihr Vorhaben. Ihr selbst und dem Doktor war es nicht entgangen, daß ein langer, hagerer Lärle (man hieß in B. sein Costüm den *Al Bassa*) sich immer in ihre Nähe dränge, und so oft der Strom der Masken ihn wegriß, immer war er ihnen wieder zur Seite. Die Sängerin ließ den Doktor an, und winkte mit den Augen nach dem Pascha hin. Er erwiderte ihren Wink und sagte: „Ich habe ihn schon lange bemerkt.“ Der Pascha näherte sich mit ungewissen Schritten; die Sängerin klammerte sich fester an Lange's Arm; er war jetzt ganz nahe, starre, graue Nenglein guckten aus der Maske, und eine hohle Stimme sprach zu ihr: „Es frent mich unendlich, werthgeschätzte Mainzell, Sie in so erwünschtem Wohlsein zu sehen.“ Die Sängerin wandte sich erschreckt ab und schien zu zittern; auch die Maske fuhr bei diesem Anblick bebend zurück und verschwand unter der Menge. „Ist er es?“ rief der Medicinalrath. „Fassen Sie sich doch; es gilt hier, ruhig und mit Umsicht zu handeln; glauben Sie, er ist es?“ „Noch weiß ich es nicht gewiß,“ entgegnete sie; „aber ich gläube seine Augen zu erkennen.“

Der Medicinalrath gab den vier Dominos die Weisung, recht genau auf diesen Pascha Acht zu geben, und ging mit der Dame weiter. Aber kaum hatte er einige Gänge durch den Saal gemächt, so erschien der Lärle wieder; doch hielt er sich meist in der Entfernung; als beobachtete er die Sängerin.

Der Doktor trat mit seiner Dame an ein Buffet, um ihr auf den gehaltenen Schreden eine Tasse Thee zu verordnen; er sah sich um — auch hier wieder der Lärke. Und siehe da, jetzt hatte er auf einem Tellerlein ein Glas Punsch und einige Bonbons; er nähert sich der Sängerin, seine Augen funkeln, das Glas hält und klappert in seltsamen Klängen auf dem zitternden Teller; er ist an ihrer Seite, er bietet ihr den Teller und sagt: „Berehrte, beliebt Ihnen nicht etwas wenigtes Punsch und etliche Bonbons?“ Die Sängerin sah ihn starr an, sie erbleichte, sie stieß den Teller zurück und rief: „Ha! der Schreckliche! Er ist's, er ist's, er will mich vergiften!“

Der Pascha von Janina stand stumm und regungslos, er schien jeden Gedanken an Verttheidigung aufzugeben; willenlos ließ er sich von den vier handfesten Dominos hinwegführen.

Beinahe in demselben Augenblick wurde der Doktor heftig an seinem schwarzen Mantel gezogen; er sah sich um, jener kleine verwachsene Lohndiener aus dem Hôtel de Portugal stand vor ihm, bleich und von Schreden entsetzt: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Medicinalrath, kommen Sie doch gefälligst mit mir auf Nr. 53, eben will der Teufel den französischen Herrn holen.“

„Was schwächt Er da?“ sagte der Doktor unwillig und wollte ihn auf die Seite schieben, um dem Gefangenen auf die Polizeidirektion zu folgen. „Was geht es mich an, wenn ihn der Satan zu sich nimmt?“

„Aber ich bitte Sie,“ rief der Kleine beinahe heulend, „er kann vielleicht doch gerettet werden; Hochdieselben sind ja Stadtphysikus allhier und verpflichtet, zu den Fremden in den Hotellern zu kommen.“

Der Medicinalrath unterdrückte einen Fluch, der ihm auf der Zunge schwebte; er sah, daß er diesem unangenehmen Gang nicht ausweichen könne, er winkte dem Kapellmeister Boloni herbei, übergab ihm die Sängerin, und eilte mit dem kleinen Menschen nach dem Hôtel de Portugal.

## 11.

Es war still und öde in diesem großen Gasthof, Mitternacht war beinahe schon vorüber, die Lampen in den Gängen und Treppen brannten düster und trübe: es war dem Medicinalrath unheimlich zu Muth, als er zu dem einsamen Kranken hinaufstieg. Der Laquai schloß die Thüre auf, der Doktor trat ein, wäre aber beinahe wieder zurückgesunken, denn ein Wesen, das seit einigen Tagen unablässig seine Phantasie im Wachen und im Schlafe beschäftigt hatte, saß hier wirklich und verkörpert im Bette. Es war ein großer, hagerer, ältslicher Mann, er hatte eine spizig aufstehende, wollene Schlafmütze tief in die Stirne gezogen, seine enge Brust, seine langen dünnen Arme waren mit Flanell überkleidet, unter der Mütze ragte eine große, spizige Nase aus einem mageren, braungelben Gesicht hervor, das man schon todt und erstorben geglaubt hätte, wären es nicht ein Paar graue, stehende Augen gewesen, die ihm noch etwas Leben und einen schrecklichen, grauenerregenden Ausdruck gaben. Seine langen, dünnen Finger, die mit den hageren Gelenken weit aus den Ärmeln hervortragten, hatte er zusammengekrammt, er kratzte mit heiserem, wahnwitzigen Lachen auf der Bettdecke.

„Schaut! er kratzt sich schon sein Grab!“ küksterte der kleine Mensch und weckte damit den Doktor aus seinem Hinstarren auf den Kranken. So, gerade so, hatte sich dieser den Chevalier von Planto gedacht, dieses tödtliche graue Auge, diese unheilverkündenden Züge, diese dünne, gespensterhafte Figur — es war hier Alles, was die Sängerin von jenem schrecklichen Manne gesagt hatte. Doch er besann sich, kam er denn nicht jetzt eben von der Verhaftung jenes Chevaliers? Konnte nicht ein anderer Mann auch graue Augen haben? War es zu verwundern, daß ein Kranker abgefallen und bleich war? Der Doktor lachte sich selbst aus, fuhr mit der Hand über die Stirne, als wolle er diese Gedanken hinwegwischen, und trat an das Bett. — Doch noch nie hatte er in so langen Jahren am Bette eines Kranken Grauen und Furcht gefühlt

— hier, es war ihm unerklärlich, hier befiel ihn eine Bewegung, ein Schauer, den er umsonst abzuschütteln suchte, und er fuhr unwillkürlich zurück, als er die feuchte kalte Hand in der seinigen fühlte, als er lange umsonst nach einem Puls suchte.

„Der dumme Kerl,“ rief der Kranke mit heiserer Stimme, indem er bald französisch, bald schlechtes italienisch und gebrochenes deutsch unter einander warf, „der dumme kleine Kerl hat mir, glaube ich, einen Doktor gebracht. Sie werden mir verzeihen, ich habe nie viel von Ihrer Kunst gehalten. Das einzige, was mich heilen kann, sind die Bäder von Senna; ich habe der Bête schon befohlen, daß sie mir Postpferde bestellt; ich werde heute Nacht noch abfahren.“

„Freilich wird er abfahren,“ murmelte der kleine Mensch, „aber mit sechs kohlschwarzen Rappen, und nicht nach Senna, wo der selige Fiesko ertrunken, sondern dahin, wo Heulen und Zähnkloppern.“

Der Doktor sah, daß hier wenig mehr zu machen sei, er glaubte die Vorzeichen des nahen Todes in den Augen, in den unnrthigen Bewegungen des Kranken zu lesen, selbst jene Sehnsucht zu reisen und hinaus ins Weite zu kommen, war schon oft der Vorbote eines schnellen Endes gewesen. Er rieth ihm daher, sich ruhig niederzuliegen und versprach ihm einen kühlen Trank zu bereiten.

Der Kranke lachte grimmig. „Liegen, ruhig liegen?“ antwortete er. „Wann ich liege, höre ich auf zu athmen; ich muß sitzen, im Wagen muß ich sitzen, fort, weit fort! — Was sagt der kleine Mensch? Hat er die Pferde bestellt? Kleiner Hund, hast Du mein Gepäck in Ordnung?“

„Ach Herr und Vater!“ krächzte der Kleine; „jetzt denkt er an sein Gepäck; ja, einen schweren Pack Sünden nimmt er mit, der Unmensch. Es ist nicht an den Himmel zu malen, was er geklucht und gotteslästerliche Reden geführt hat.“

Der Medicinalrath sagte noch einmal die Hand des Kranken. „Fassen Sie Vertrauen zu mir,“ sagte er; „vielleicht kann Ihnen die

Kunft doch noch nähen; Ihr Diener sagt mir, es sei Ihnen eine Schußwunde wieder aufgegangen; lassen Sie mich untersuchen.“ Murrend bequeme sich der Kranke dazu, er deutete auf seine Brust. Der Arzt nahm einen schlechtgemachten Verband weg, er fand — eine Stichwunde nahe am Herzen. — Sonderbar! es war dieselbe Größe, derselbe Ort, wie die Wunde der Sängerin.

„Das ist eine frische Wunde, ein Stich!“ rief der Doktor und sah den Kranken misstrauisch an. „Woher haben Sie diese Wunde?“

„Sie glauben wohl, ich habe mich geschlagen? Nein, beim Teufel! Ich hatte ein Messer in der Brusttasche, fiel eine Treppe herab und habe mich ein wenig geritzt.“

„Ein wenig geritzt!“ dachte Lange. „Und doch wird er an dieser Wunde sterben.“

Er hatte indessen Limonade bereitet und bot sie dem Kranken; dieser führte sie mit unsicherer Hand zum Munde, sie schien ihn zu erquickeln; er war einige Momente still und ruhig; doch, als er sah, daß er einige Tropfen auf die Decke gegossen hatte, stieg er an zu fluchen und verlangte ein Schnupstuch. Der Laquai flog zu einem Koffer, schloß auf und brachte ein Tuch heraus — der Doktor sah hin, eine schredliche Ahnung krieg in ihm auf — er sah wieder hin, es war dieselbe Farbe, derselbe Stoff, es war das Tuch, das man bei der Sängerin gefunden. Der kleine Mensch wollte es dem Kranken überreichen; er rief es zurück: „Gehe zu allen Teufeln, Du Thier! Wie oft muß ich es sagen, Eau d’Héliotrope darauf!“ Der Diener holte eine kleine Flasche hervor und besprenkte das Tuch; ein angenehmer Geruch verbreitete sich im Zimmer — es war dasselbe Parfüm, das jenes gefundene Tuch an sich getragen.

Der Medicinalrath bebte an allen Gliedern; es war kein Zweifel mehr, er hatte hier den Mörder der Sängerin Bianetti, den Chevalier de Planto vor sich; es war ein Hülfsloser, ein Kranker, ein Sterbender, der hier im Bette saß, aber dem Doktor war es, als könne

er alle Augenblicke aus dem Bette sahen und nach seiner Rehle greifen, er ergriff seinen Hut, es trieb ihn fort aus der Nähe des Schrecklichen.

Der kleine Laquai packte ihn am Rock, als er ihn gehen sah. „Ach, Wohlthäter!“ rief er. „Sie werden mich doch nicht bei ihm allein lassen wollen? Ich halte es nicht aus, wenn er jetzt stirbt und dann sogleich als flanelleues Gespenst mit der Zipselmütze auf dem Schädel auf und ab spazierte! Um Gottes Barmherzigkeit willen, ver-laffen Sie mich nicht!“

Der Kranke grinste fürchterlich und lachte und fluchte unter ein-ander, er schien dem Kleinen zu Hülfe kommen zu wollen, er streckte ein langes, härres Bein aus dem Bette, er trallte die dünnen Finger nach dem Doktor. Doch dieser hielt es nicht mehr aus; der Bahn-sinn schien ihn angestochen, er warf den Kleinen zurück und floh aus dem Zimmer; noch auf den untersten Treppen hörte er das gräßliche Lachen des Mörders.

## 12.

Am Morgen nach dieser Nacht fuhr ein hübscher Stadtwagen vor dem Hôtel de Portugal vor; es stiegen drei Personen, eine verschleierte Dame und zwei ältere Herren, heraus und stiegen die Treppe hinauf. „Ist der Herr Oberjustizreferendarins Pfaffe schon oben?“ fragte der eine dieser Herren den Kellner, der sie hinaufführte. Dieser bejahte, und der Herr fuhr fort: „Und doch ist es eine sonderbare Fügung des Schicksals, daß er die Treppe herabstürzt und sich selbst den Dolch in die Brust stößt, daß er sich selbst verhindert, zu entfliehen, daß gerade Sie, Lange, zu ihm beschieden werden!“

„Gewiß,“ sagte die verschleierte Dame; „finden Sie aber nicht auch ein eigentliches Verhängniß in diesen Schnapstöchern? Das eine mußte er bei mir liegen lassen, welcher Zufall! das andere

muß er gerade in dem Augenblick verlangen, wo der Doktor noch bei ihm ist."

"Es mußte so gehen," erwiderte der zweite Herr, "man kann nichts sagen, als es mußte so kommen. Aber in diesem Strudel hätte ich beinahe etwas vergessen; sagen Sie, was ist es denn mit dem Pascha von Janina? Signora mußte sich offenbar getäuscht haben. Sie haben ihn wieder auf freien Fuß gesetzt? Wer war der arme Teufel?"

"Mit nichts und im Gegentheil," sprach der Erstere, "ich habe mich überzeugt, daß es ein Mitschuldiger des Chevaliers ist, dem ich schon lange auf der Spur bin. Ich habe ihn schon hieher bringen lassen, er wird mit dem Mörder confrontirt werden."

"Nicht möglich!" rief die Dame. "Ein Mitschuldiger?"

"Ja! ja!" sagte der Herr mit schlanem Lächeln, "ich weiß allerlei, wenn man mir es auch nicht angibt. Aber Gottlob, wir sind oben, hier ist ja gleich Nr. 53. Mademoiselle, haben Sie die Güte, einzuwillen hier auf 54 einzutreten, der Kapellmeister hat es erlaubt und wird Sie nicht hinauswerfen; dafür wollte ich sehen. Wann das Verhör an Sie kommt, werde ich Sie rufen."

Wir brauchen nicht erst zu sagen, daß diese drei Personen die Sängerin, der Doktor und der Direktor waren; sie kamen, um den Chevalier de Planto eines Mordversuchs anzuklagen. Der Direktor und der Medicinalrath traten ein; der Kranke saß noch ebenso im Bette, wie ihn der Doktor in der Nacht gesehen; nur schienen beim Tageslicht seine Zähne noch grasser, der Ausdruck seiner Augen, die schon zu erstarren anfangen, noch schauerlicher. Er sah bald den Doktor, bald den Direktor mit seelenlosen Blicken an, dann schien er nachzusinnen, was hier in seinem Zimmer vorgehe, denn der Referendarius Pfälle, ein kurzer, junger Mann mit rothen Wangen und kleinen Kneblein hatte sich einen Tisch zurecht gestellt, einen Stoß Papier vor sich hingelegt und hielt eine lange Schwannenfeder in der Rechten, um zu protokollieren.

„Böte, was wollen diese Herren?“ rief der Kranke mit schwacher Stimme dem kleinen Laqualen zu. „Du weißt ja, ich nehme keine Besuche an.“

Der Direktor trat dicht vor ihn hin, sah ihn fest an und sagte mit Nachdruck: „Chevalier de Planto!“

„Qui vive?“ schrie der Kranke und fuhr mit der Rechten an die Schlafmütze, als wolle er militärisch salutiren.

„Mein Herr, Sie sind der Chevalier de Planto?“ fuhr Jener fort.

Die grauen Augen fingen an zu glänzen, er warf stehende Blicke auf den Direktor und den Referendar, schüttelte mit höhnischer Miene den Kopf und antwortete: „der Chevalier ist längst todt.“

„So? Wer sind denn Sie? Antworten Sie; ich frage im Namen des Königs.“

Der Kranke lachte: „Ich nenne mich Lorier; Böte, gib dem Herrn meine Pässe!“

„Ist nicht nöthig; kennen Sie dies Tuch, mein Herr?“

„Was werde ich es nicht kennen, Sie haben es da von meinem Stuhl weggenommen; wozu diese Fragen, wozu diese Scenen? Sie geniren mich, mein Herr!“

„Belieben Sie auf Ihre linke Hand zu schauen,“ sagte der Direktor; „dort halten Sie ja Ihr Tuch; dieses hier fand sich im Hause einer gewissen Giuseppa Bianetti.“

Der Kranke warf einen wüthenden Blick auf die Männer; er ballte seine Faust und knirschte mit den Zähnen; er schwieg hartnäckig, obgleich der Direktor seine Fragen wiederholte. Dieser gab jetzt dem Doktor einen Wink; er ging hinaus und erschien bald darauf mit der Sängerin, dem Kapellmeister Boloni und dem . . . schon Gesandten in dem Zimmer.

„Herr Baron von Martinow,“ wandte sich der Direktor zu diesem, „erkennen Sie diesen Mann für denselben, den Sie in Paris als Chevalier de Planto kannten?“



„Ich erkenne ihn für denselben,“ antwortete der Baron, „und wiederhole meine Aussagen über ihn, die ich früher zu Protokoll gab.“

„Sineppa Bianetti! erkennen Sie ihn für denselben, der Sie aus dem Hause Ihres Stiefvaters führte, in sein Haus nach Paris brachte, für denselben, den Sie eines Mordversuches beschuldigen?“

Die Sängerin bebte bei dem Anblick des fürchterlichen Mannes; sie wollte antworten, aber er selbst ersparte ihr jedes Geständniß. Er richtete sich höher auf, seine wollene Mütze schien spitziger aufzustehen, seine Arme waren steif, er schien sie mit Mühe zu bewegen; aber seine Finger krallten sich krampfhaft auf und zu; seine Stimme schlich sich nur noch leise und heiser aus der Brust herauf, selbst sein Lachen und seine Fläche wurden beinahe zum Gesäuseln. „Kommst Du mich zu besuchen, Schopperl?“ sagte er. „Das ist schön von Dir. Nicht wahr, Du weidest Dich recht an meinem Anblick? Es ist mir wahrhaftig leid, daß ich Dich nicht besser getroffen, ich hätte Dir dadurch den Schmerz erspart, Deinen Oheim vor seiner Abreise von diesen deutschen Thieren verhöhet zu sehen.“

„Was brauchen wir weiter Zeugniß?“ unterbrach ihn der Direktor. „Herr Referendarius Pfälle, schreiben Sie einen Verhaftungsbefehl gegen —“

„Was thun Sie?“ rief der Doktor, „sehen Sie denn nicht, daß ihm der Tod schon am Herzen ist? Er treibt es keine Viertelstunde mehr. Eilen Sie, wenn Sie noch etwas zu fragen haben.“

Der Direktor befahl dem Laquai, den Gerichtsdienern zu rufen, sie sollen den Gefangenen herauf bringen; der Kranke sank mehr und mehr zusammen, sein Auge schien still zu stehen, es hatte nur eine Richtung, nach der Sängerin, aber auch jetzt noch schien Butz und Ingrimme daraus hervor zu blitzen. „Schopperl,“ sprach er wieder, „Du hast mich unglücklich gemacht, zu Grunde gerichtet, Darum verdienst Du den Tod; Du hast Deinen Vater zu Grunde gerichtet, sie haben ihn auf die Galeere geschickt, weil er Dich mir um Geld verkauft hat;

er hat mich beschworen, Dich umzubringen; es thut mir leid, daß ich gezittert habe. Verflucht seien diese Hände, die nicht einmal mehr sicher stoßen konnten!" Seine gräßlichen Verwünschungen, die er über sich und Gineppa anstieß, wurden durch eine neue Erscheinung unterbrochen. Zwei Gerichtsdiener brachten einen Mann in türkischer Kleidung; es war der unglückliche Ali Pascha von Janina — der Turban bedeckte das jammervolle Haupt des Commerzienraths Bolnan. Alle erkannten über diesen Anblick, besonders schien der Kapellmeister sehr betreten; er erblaßte und erröthete und wandte sein Gesicht ab. „Monseigneur de Planto," sprach der Direktor, „kennen Sie diesen Mann?" Der Kranke hatte die Augen geschlossen; er riß sie mühsam auf und sagte: „Geht zu allen Teufeln, ich kenne ihn nicht."

Der Türke sah die Umstehenden mit kummervoller Miene an. „Ich wußte wohl, daß es so kommen werde," sprach er mit weinerlichem Tone, „es hat mir schon lange geahnet. Aber Mademoiselle Bianetti, wie konnten Sie doch einen unschuldigen Mann so ins Unglück bringen?"

„Was ist es denn mit diesem Herrn?" fragte die Sängerin. „Ich kenne ihn nicht. Herr Direktor, was hat denn Dieser gethan?"

„Signora," sagte der Direktor mit tiefem Ernst, „vor den Gerichten gilt keine Nachsicht oder irgend eine Schonung, Sie müssen diesen Herrn kennen; es ist der Commerzienrath Bolnan. Ihr eigenes Kammermädchen hat eingestanden, daß Sie bei dem Mord seinen Namen ausgerufen haben."

„Freilich!" klagte der Pascha. „Meinen Namen genannt unter so verhänglichen Umständen!"

Die Sängerin erkannte, eine tiefe Röthe flog über ihr schönes Gesicht, sie ergriff in großer Bewegung den Kapellmeister bei der Hand: „Carlo," rief sie, „jetzt gilt es zu sprechen, ich kann es nicht verschweigen; ja, Herr Direktor, ich werde diesen theuern Namen genannt haben; aber ich meinte nicht jenen Herrn, sondern —"

„Nicht!“ rief der Kapellmeister und trat hervor. „Ich heiße, wenn es mein lieber Vater dort erlaubt, Karl Bolnan!“

„Karl! Muskant! Amerikaner!“ rief der Türke und umarmte ihn. „Das ist das erste geschickte Wort in Deinem Leben, Du hast mich aus einem großen Jammer befreit.“

„Wenn sich die Sache so verhält,“ sagte der Direktor, „so sind Sie frei, und wir haben in dieser Sache nur mit gegenwärtigem Herrn Chevalier de Planto zu thun.“ Er wandte sich um zu dem Bette; dort stand der Arzt und hielt die Hand des Mörders in der seinigen; er legte sie ernst und ruhig auf die Decke und drückte ihm die starren Augen zu. „Direktor,“ sagte er, „der macht es jetzt mit einem höheren Richter aus.“

Man verstand ihn; sie gingen aus dem Gemach des furchtbaren Todten und traten dräben bei dem Kapellmeister, dem glücklichen, wieder gefundenen Sohne des Pascha ein; die Sängerin verbarg ihr Gesicht an der Brust des Geliebten, ihre Thränen strömten heftig, aber es waren die letzten, die sie ihrem unglücklichen Schicksal weinte; denn der Pascha ging lächelnd um das schöne Paar, er schien an einem großen Entschluß zu arbeiten; er besprach sich heimlich mit dem Medicinalrath und trat von diesem zu seinem Sohn und der Sängerin. „Liebste Mademoiselle,“ sprach er, „ich habe Ihtretwegen vieles ausgestanden, Sie haben meinen Namen so verhänglich genannt, daß ich Sie bitte, ihn mit dem Ihrigen zu vertauschen. Sie haben gestern meinen Keller mit Punsch verschmägt, werden Sie mich wieder zurückschöpfen, wenn ich Ihnen gegenwärtigen Herrn Karl Bolnan, meinen musikalischen Sohn, präsentire, mit der Bitte, ihn zu ehelichen?“

Sie sagte nicht nein; sie küßte mit Freudenthränen seine Hand, der Kapellmeister schloß sie mit Entzücken in seine Arme und schien diesmal sein erhabenes Pathos ganz vergessen zu haben. Der Commerzienrath aber faßte des Doktors Hand: „Lange, sage Er, hätte ich denken können, daß es so kommen würde, als Er mir den Schreden

in alle Glieder sagte, als ich die Scheiben des Palais zählte, und Er mir sagte: „Ihr letztes Wort war Bolnan!“

„Nun! was will Er weiter!“ antwortete der Medicinalrath lächelnd.  
„Es war doch gut, daß ich Ihm damals sagte: wer weiß es, ob Alles so gekommen wäre ohne das letzte Wort der Sängerin.“



Die

**letzten Ritter von Marienburg.**



# 1.

„Guten Morgen, Neffe der Mäusen!“ rief mit munterem Ton der junge Kempfen einem Bekannten zu, dem er am Markt begegnete, „Ihre Augen leuchten, Ihre Mienen bräuen eine gewisse Behaglichkeit aus, und ich wollte wetten, Sie haben heute schon gedichtet.“

„Wie man will, besser Stallmeister,“ entgegnete Jener, in Reimen zwar nicht; aber an meinem neuen Roman habe ich ein paar Kapitel geschrieben.“

„Wie, an einem neuen Roman? Das ist göttlich, auf Ehre! Aber bitte Sie, warum so geheim mit solchen Dingen, so verschlossen gegen die nächsten Bekannten und Freunde? Sonst ließen Sie doch hin und wieder ein Wörtchen fallen über Anordnung und Charaktere; lasen mir und Andern einige Strophen; wie kommt es denn, daß dies Alles nun vorüber ist?“

„War es Euch denn wirklich interessant?“ fragte der Dichter nicht ohne wohlgefälliges Lächeln. „Ich muß gestehen, mir selbst kommt, wenn ich Etwas niedergeschrieben habe, Alles so leer, so gemein, so langweilig vor, daß ich mich ennuyirte, wenn ich es nur in den Revisionsbogen wieder durchlas; da dachte ich denn, es könnte Euch auch so gehen —“

„Was! Gewiß, es möchte uns immer Vergnügen!“

„Gut, lassen Sie uns dort bei dem Italiener eintreten und etwas trinken, dabei will ich Ihnen den Plan meines neuen —“

„Wie!“ rief der Freund des Dichters lachend. „So frühe schon am Tage in die Restauration? Sind wir denn Leute aus einer neumodischen Novelle, daß wir gleich Anfangs, des Tages nämlich, in einem

Wirthshaus sitzen müssen, als ob es außer der Kirche und der Wein-  
kneipe kein öffentliches Leben mehr geben könnte!“

„Wie kommen Sie nur auf diese Vergleichung!“ entgegnete Jener.  
„Wie oft waren wir Morgens bei Primavesi!“

„Es ging mir nur so durch den Kopf,“ sprach der Stallmeister;  
„gesehen Sie selbst, seit Lied mit Marlow und Green im Wirthshaus  
zusammen kam, glauben sie Alle, es könne keinen schicklichen Ort geben,  
um eine Novelle anzufangen; erinnern Sie sich nur an die Almanache  
des letzten Jahres; doch Sie selbst sind ja solch ein Stüd von einem  
Poeten, und wenn Sie durchaus heute mit dem Italiener anfangen  
wollen, so mögen Sie Ihren Willen haben.“

„Sie werden erwartet, Herr Doktor Stadler,“ sagte der Ita-  
liener, als die beiden Männer in den Keller traten, „der Buchhändler  
Kaper sitzt schon seit einer Viertelstunde im Eckhäuschen und frage oft  
nach Ihnen.“

Der Stallmeister möchte Meene, sich erkundigen zu wollen, Doktor  
Stadler aber faßte hastig seine Hand. „Bleiben Sie ruhig,“ rief  
er, „kommen Sie mit zu dem Buchhändler; er wird wohl von meinem  
neuen Roman gehört haben und mir Verlag anbieten; da können Sie  
einmal sehen, wie unser einer Geschäfte macht, habe ich ja schon  
oft Ihren Pferddeckelkäufen beigewohnt.“

Der Stallmeister folgte; in einer Ecke sah er einen Mann, blei-  
chen Mann, der hastig an einem Tischchen saß, und so oft er einen  
Bis gethan, Lippen und Finger zitterte; er studierte sich, diese Figur  
hie und da durch die Straßen schleichen gesehen zu haben, und hatte  
den Mann immer für einen Krämer gehalten; jetzt wurde ihm dieser  
als Buchhändler Kaper vorgestellt. Für Verwunderung des Stallmeisters  
sprach er nicht zuerst den Dichter, Stadler ihn selbst an. „Herr Stall-  
meister,“ sprach er, „schon lange habe ich mich gewünscht, Ihre Werke  
Bekanntmachung zu machen. Wenn Sie oft ein wenig Gedulde vorbrin-  
gen, bitten, ich dies thun, wie ein Wort; da sagte ich immer zu meinem  
Buchhalter, und auf Ihre; es ist wahr, Buchhalter; sagte ich Sie



kennen ihn ja, Herr Doktor), Bintelmann, es fehlt uns schon lange an einem tüchtigen Pferde- und Bereiterbuch. Der Pferdealmanach erscheint schon lange nicht mehr, und was leztlich der Herr Baptist bei den Kunstreitern geschrieben, ist auch mehr für Dilettanten, obgleich die Bignette schön ist, Sie haben ja den Menschen persönlich gesehen, Herr Doktor; nun, sagte ich, ein solches Buch zu schreiben, wäre der Herr Stallmeister von Kempen ganz der Mann. Etwa fürs Erste acht- zehn bis zwanzig Bogen, statt der Kupfer nehmen wir Lithographien. —

„Bemühen Sie sich nicht,“ erwiderte der junge Kempen, mit Mühe das Lachen unterdrückend. „Ich bin zum Büchermachen verdorben; es geht mir nicht von der Hand, und überdies, Herr Kaper, bei unserem Metier, gerade bei unserem muß der Jüngere sich bescheiden. Da kommt es auf Erfahrung an.“

„Und ich dachte, Sie hätten Verlag genug,“ sagte der Doktor, wie es schien etwas ärgerlich, von dem Buchhändler nicht gleich beachtet worden zu sein.

„O ja, Herr Doktor, Verlag genug, was man so verlegene Bücher nennt; ich könnte Deutschland in allen Monaten, die ein K haben, mit Krebsen versehen, Sie wissen ja selbst.“

„Ich will nicht hoffen,“ rief der Dichter hoch erröthend, „daß Sie damit etwa mein griechisches Epos meinen —“

„Mit nichts, gewiß nicht, wir haben doch hundert etwa abgesetzt und die Kosten so ziemlich gedeckt, und der Herr Doktor werden mir nicht übel nehmen, wenn ich sage, es war eine frühe Arbeit, eine Jugendarbeit; hat doch auch Schiller nicht gleich mit dem Tell angefangen, sondern zuerst die Räuber geschrieben, und überdies noch die erste Ausgabe bei Schwan und Götz, wo Franz Moor noch in den Thurm kommt, die gar nicht so gut ist als die zweite; aber seit man Ihre vortreffliche Novelle in der Amathusa für 1827, seit man Ihre Recensionen und Kritiken und die Sonette vor vier Wochen gelesen hat, laßt sich Großes erwarten.“

Der Dichter schien beruhigt. „Ich habe Sie immer für einen Mann von gesundem Urtheil gehalten, Herr Kaper,“ sprach er mit gütigem Lächeln. „Haben Sie vielleicht schon von meinem neuen Roman gehört?“

„Ich habe, ich habe,“ erwiderte der Buchhändler mit schlauer Miene; „und wo, rathe Sie, wo ich davon gehört habe? Sie errathen nicht? Warum kommen denn der Herr Doktor so gerue in mein Gewölbe? Etwa wegen meiner Leihbibliothek, auf welche Sie immer zu schimpfen beliebten, oder wegen des Vis-à-vis?“

„Wie!“ rief der junge Mann und drückte die Hand des Buchhändlers. „Hätte etwa Elise —“

„Elise Bidlow, meinen Sie?“ fragte der Stallmeister, etwas näher rückend.

„Ja, meine Herren! Fräulein Bidlow,“ fuhr Herr Kaper, vertraulich flüsternd, fort, „doch nicht zu laut, wenn ich bitten darf; denn so eben hat sich der Oberjustizreferendar Palvi dorthin gepflanzt in seine tägliche Ecke —“

„Welcher ist es?“ fragte der Stallmeister, sich umlehnend. „Ich hörte mancherlei von diesem Menschen; sonderbares Gerede von den Einen und hohes Lob von Andern; der junge Mann, der so däkter in sein Glas sieht, ist Palvi?“

„Es ist nicht viel an ihm,“ bemerkte der Dichter. „Auf der Universität — ich war noch ein Jahr mit ihm in Göttingen — war er so eine Art von Poetaster; einmal las ich ein paar gute Gedanken von ihm, die er zu einem Fest gemacht hatte; hier treibt er ein elendes wüthes Leben und kommt selten in gute Gesellschaft.“

„Aber gerade wegen Fräulein Bidlow dürfen wir vor ihm nicht zu laut werden,“ flüsternte der Buchhändler. „Ich weiß, er kam, als er noch auf Schulen war, zuweilen hinüber ins Haus, und wie mir meine Tochter sagte, soll einmal ein Verhältniß zwischen den beiden Leuten —“

„Wie?“ rief der Stallmeister gespannt.

„Poffen!“ entgegnete der Dichter, indem er auf seinen eleganten

Augen einen Blick herabwarf. „Er steht aus wie ein Landstreicher; bringen Sie mir Elise auch nicht in Gedanken mit diesem Menschen zusammen. Ich weiß, sie liebt die Poesie; alles Erhabene, Schöne gefällt ihr, und sagen Sie aufrichtig, hat sie von meinem Roman gesprochen?“

„Sie hat, und wie! Sie ist ein belesenes Frauenzimmer, das muß man ihr lassen; keine in der ganzen Stadt ist so delikate in der Auswahl ihrer Lektüre. So kommt es, daß sie immer in einer Art von Verbindung mit mir steht, und wenn ich etwas Neues habe, bringe ich es gleich hinüber, denn ich selbst habe es in meinen alten Tagen gerne, wenn ein so schönes Kind ‚Lieber Herr Kaper‘ zu mir sagt und gütig und freundlich ist. Es war letzten Sonntag, daß ich ihr den Roman, die letzten Ritter von Marienburg, brachte, noch unaufgeschnitten, ich hatte ihn selbst noch nicht gelesen. Sie hatte eine kindische Freude und sprach recht freundlich und viel. Und wie wir so plaudern, komme ich auch auf Ihre Novelle, welche sie ungemein lobte und Styl und Erfindung pries. Und so sagte sie denn, ob ich auch schon gehört, daß Sie einen neuen Roman schreiben?“

„Ja,“ fiel der Dichter feurig ein, „und einen Roman schreibe, Kaper, wie Deutschland, Europa noch keinen besitzt!“

„Historisch doch?“ fragte der Buchhändler zweifelhaft.

„Historisch, rein geschichtlich, aber dies unter uns!“

„Historisch! das möchte ich auch raten,“ sprach der Verleger, eine große Prise nehmend. „Das ist gegenwärtig die Hauptsache. Wenn man es so bedenkt, es ist doch eine sonderbare Sache um den deutschen Buchhandel. Ich war Commis in Leipzig, als Wilhelm Meißner zuerst erschien. Berthier und Siegwart waren Mode gewesen, hatten Nachahmung gefunden lange Zeit. Aber mein Prinzipal sagte: ‚Er wird sehen, Kaper (damals sprach man noch per Er mit den Subjekten), Er wird sehen, aber kurz oder lang geschieht eine Veränderung.‘ So war’s auch; wir gaben anfänglich nicht viel um den Wilhelm Meißner, es schien uns ein gar confuses Buch; aber siehe da, man schrieb allent-

halben nach diesem Muster, und Mancher hat sich ein schönes Stück Geld damit gemacht. Wieder eine Welle, ich hatte meine eigene Handlung etabliert, lag mir oft das Wort meines alten Prinzipals im Sinn: Alles im Buchhandel ist nur Mode. Wer eine neue angibt, ist Meister. Wie ich mich noch auf etwas Neues besinne und einen Menschen suche, der etwas Lächtiges schreiben thäte — da haben wir's, kommt Fouqué mit den Helden und Altdentschen, und Alles machte nach. Und jetzt hat der Walter Scott wieder eine neue Mode gemacht. Ich möchte mir die Haare ausraufen, daß ich keine Taschenausgabe machte, und nichts bleibt übrig, als etwa deutsche historische Romane, die gehen noch."

"Fürwahr!" bemerkte der Stallmeister lächelnd, „so habe ich bisher ohne Brille gelesen, und der deutsche Parnas ist in ganz andern Händen, als ich dachte. Nicht um das Interesse der Literatur scheint es sich zu handeln, sondern um das Interesse der Verkäufer?"

"Ist Alles so ganz genau verknüpft," antwortete Herr Raper mit großer Ruhe, „hängt Alles so fest zusammen, daß es sich um den Namen nicht handelt! Deutsche Literatur! Was ist sie denn anders, als was man alljährlich zweimal in Leipzig kauft und verkauft? Je weniger Krebsse, desto besser das Buch, pflegen wir so zu sagen im Buchhandel."

"Aber der Ruhm?" fragte der junge Kempen.

"Der Ruhm? Herr, was nützt mich Ruhm ohne Geld? Gebe ich eine Sammlung gelehrter Reisen mit Kupfern heraus, die mich schwer Geld kosteten, so hat zwar meine Firma den Ruhm, das Buch verlegt zu haben. Aber wer kauft's, wer nimmt's, wer liest das Ding? Sechs Bibliotheken und ein paar Bachersammler, das ist Alles, und wer geprellt ist, bin ich. Nein, Herr von Kempen! Eine vergriffene Auflage von einem Roman, eine Messe von höchstens dreißig Krebsen, das ist Ruhm, der ächte, nämlich Ruhm mit Geld."

"Das ist also ungefähr wie Thee mit Rum, es schmeckt besser," erwiderte der Stallmeister, „aber ich meinte den schriftstellerischen Ruhm."

"I nun, das ist etwas Anderes," antwortete er, „den haben die

Herrn neben dem Honorar umsonst. Und den weiß man sich zu machen, sehen Sie —“

## 2.

Doch die Forschungen des Herrn Raper wurden hier auf eine unangenehme Weise durch einen Lärm unterbrochen, der im Laden des Italieners entstand. Neugierig sah man nach der Thüre, welche durch ein Glasfenster einen Ueberblick über den unteren Theil des Gewölbes gewährte. Ein älterer und zwei jüngere Herren schienen in heftigem Streit begriffen; jeder sprach, jeder focht mit den Händen; der eine stürzte endlich mit hochgerötheten Wangen aus dem Laden, die beiden andern, noch leuchtend vom Wortkampf, traten in das Gewölbe, wo die Freunde saßen.

„Herr Rath? was ist mit Ihnen vorgefallen!“ rief Dr. Zundler beim Anblick des älteren Mannes, der, ein gedrucktes Blatt in der Hand zertrennend, athemlos auf einen Stuhl sank. „Haben Sie denn nicht gelesen, Dr. Zundler?“ antwortete für den älteren der jüngere Mann, der unmutig und drohenden Schrittes im Zimmer auf- und abging, „nicht gelesen, wie wir blamirt sind, nicht gelesen, daß man aus Alle zusammen hier eine poetische Badegesellschaft, eine Bänkefängerbande nennt?“

„Lob und Teufel!“ fuhr der Doktor auf. „Wer wagt es, diese Sprache zu führen? Wer wagt die ersten Geister der Nation auf diese Art zu beneunen? Ich will nicht von mir sagen; was habe ich viel gethan, um auf einigen Ruhm Anspruch machen zu können? Aber was für andere Männer finden sich hier! Sind es nicht — die schönsten Bierden der Nation? So jung Sie sind, Professor, sind denn nicht alle Blätter voll Ihres Lobes wegen Ihrer Trauerspiele, und unser Rath —“

„Aber büßen sollen sie es mir, büßen,“ rief der Letztere, „so wahr ich lebe, und Zundler, Sie müssen mithelfen und Alle, die ins Freitagstränzchen kommen. Hab' ich es mir darum sauer werden lassen

zwanzig Jahre lang, daß man jetzt über mich herfällt, und wegen nichts, als wegen der Recension über den dummen Roman: „Die letzten Ritter von Marienburg“, sonst wegen nichts!“

„Die letzten Ritter von Marienburg,“ fragte der Buchhändler, der als Mann vom Fache mißsprechen zu müssen glaubte; „mich gehorsamt zu empfehlen, Herr Rath, aber ist es nicht bei Benz in Leipzig erschienen, 3 Bände Octav, Preis 4 Thaler netto?“

„Und ich will nun einmal diese Schule nicht ankommen lassen,“ fuhr der Erbooste fort, ohne auf Herrn Kaper zu hören; „woher kommt es, daß man keine Verse mehr lesen will, daß man die Lyrik verachtet, sei sie auch noch so duffig und gefeilt, daß man über die tiefstinnigsten Sonette weggeht wie über Lädenbäuser, woher, als von diesen Neuerungen?“

„Aber so zeigen Sie doch, ich bitte,“ flüsterte der Doktor, das zerknitterte Papier fassend; „ist es denn wirklich so arg, so nieder-schlagend?“

„Lesen Sie immer,“ erwiderte der Rath gefaßter, „lesen Sie meinetwegen laut, es ist doch in Jedermanns Händen; die Herren sind ja ohnedies Zeugen meines Schmerzes gewesen, und mögen auch Zeuge sein, wie man Redakteur und Mitarbeiter eines der gelesesten Blätter behandelt!“

Der junge Mann entrollte das Blatt. „Wie? in den Blättern für literarische Unterhaltung?“ Nein, das hätte ich mir nicht träumen lassen; die waren ja sonst immer so nachbarlich, so freundlich mit uns! Ist es die Kritik, die anfängt: „Ehe wir noch dieses Buch —“

„Eben diese, nur zu!“

„Die letzten Ritter von Marienburg,“ historischer Roman von Schön. 3 Bände. Leipzig. Fr. Benz.“

„Ehe wir noch dieses Buch in die Hände bekamen, lasen wir in den Blättern für belletristisches Vergnügen eine Kritik, welche uns beinahe den Muth benahm, diesen dreibändigen historischen Roman nur zu durchblättern. Man kann zwar gewöhnlich auf das Urtheil dieser Blätter

nicht viel halten. Es sind so wenige Männer von Gehalt dabei beschäftigt, daß der wissenschaftlich Gebildete von diesen Urtheilen sich nie bestimmen lassen kann; doch machte diese Kritik eine Ausnahme. Es ist nämlich eine Seltenheit, daß die Blätter für belletristisches Vergnügen etwas durchaus tadeln; selten ist ihnen etwas schlecht genug; aber diesmal hieben sie so unbarmherzig und gränlich ein, daß wir im ersten Augenblick, auf die kritische Ehrlichkeit solcher Leute traunend, glaubten, dieser Roman müsse die tiefste Saite der Schlechtigkeit berührt haben. Doch zu einer guten Stunde entschlossen wir uns, nachzusehen, wie tief man es in der deutschen Literatur dormalen gebracht habe. Wir lasen. Aber welch' ein Geist wehte aus diesen Blättern an! Welch' mächtiges, erhabenes Gebäude stieg vor unsern Blicken auf; ein Gebäude in so hohem, erhabenem Styl, wie die Marienburg selbst; wir fühlten uns fortgerissen, versetzt in ihre Hallen; der letzte Grottomthur und seine Ritter traten uns lebend entgegen, und noch einmal erkundte jene alte Feste vom Waffenspiel und den kräftigen Stimmen ihrer tapfern Bewohner. Wir wollen den Dichter nicht tadeln, daß ein Hauch von Melancholie über seinem Gemälde schwebt, der keine laute Freude, kein behagliches Vergnügen gestattet. Wo ein so großartiges Schicksal waltet, wo ein ganzes, großes Geschlecht untergeht, da muß ja wohl auch die zarte Liebe, die nur einen Frühling blühte, mit zu Grabe gehen. In diesem außerordentlichen Buche ist ein Geist unter uns getreten, so originell, so groß, so frei, daß er keine Vergleichung zuläßt. Er nennt sich Håon, zwar ein angenommener Name, aber gut gewählt; denn der Verfasser scheint uns nicht minder würdig, von Oberon mit Horn und Becher beschenkt zu werden, als jener tapfere Paladin Karls des Großen. Mit Vergnügen müssen einen solchen Jünger Meister wie Goethe und Lied willkommen heißen, und unsere Zeit darf sich glücklich preisen, einen Mann wie diesen geboren zu haben."

„Aber mit tiefer Indignation müssen wir hiebei einer Elque von Menschen gedenken, die diese edle Blume schon in ihrem Keim in den

Staub bräuen wollte. Freilich ist er auch zu groß, zu erhaben, ihr kleinen belletristischen Seelen; möge immer diese poetische Badegesellschaft in ihrem lauen Persewasser auf- und niedertauchen, nur besprizet sie nicht mit ihrem Schlammwasser den Wanderer, der am Ufer geht und sich verachtend abwendet. Ein Glück ist es übrigens, daß man anfängt, in der guten Gesellschaft auf reinere Melodien zu horchen, daß man diese Bänkelsänger dem Straßenpöbel überläßt.“

„190.“

Für den Stallmeister war es ein interessantes Schauspiel, die Geächter der Zuhörer zu mustern, während der Dichter mit schnarrendem Tone diese Kritik ablas. Der Buchhändler, der ihm zunächst saß, verdeckte schlecht seine Neugierde und eine gewisse Bezaglichkeit hinter einer unruhigen Miene. Vielleicht hatte ihm der Hofrath einmal ein Berlagswerk schlecht recensirt, oder der Theaterdichter hatte ihm nichts zum Berlegen gegeben, oder irgend einer der „Badegesellschaft“ hatte ihn beleidigt. Er dachte, wie so viele kleine Seelen im ähnlichen Falle: „Gottlob, es ist dafür gesorgt, daß die Recensenten sich immer selbst wieder recensiren.“ Der Rath hatte den Mund auf den Stocknosz gepreßt und seine Augen irrten auf dem Boden; der Theaterdichter zwang sich zu einer Art von vornehmer Ruhe, die ihm vorhin völlig gefehlt hatte. Sein „Ohe!“ oder „Ei!“ das er hin und wieder mit einem kurzen Lachen herauspreßte, klang unnatürlich. Am merkwürdigsten war dem jungen Kempen ein stiller Zuhörer, der scheinbar ohne Theilnahme in der Ecke saß, der Referendar Palvi. Als der Doktor zu lesen anhub, lanschte er mit niedergeschlagenen Augen, dann ergoß sich plötzlich eine brennende Röthe über seine Stirne und Wangen. Sie verschwand eben so schnell als der glänzende Blick seiner großen Augen, den er auf den Lesenden warf, und wer dieses Blick, dieses flüchtige Erdröthen nicht gesehen, konnte vor und nachher glauben, er schenke weder diesen Literatoren, noch der Ursache ihres Aufbrausens einige Aufmerksamkeit.

„Run, was sagen Sie dazu?“ fragte der Theaterdichter, nachdem Dr. Sundler geendigt hatte. „Sie sind ja auch mit gemeint, denn



zahlreiche Stangen, Sonette, Triollette und Kritiken finden sich von Ihrer Arbeit in den Blättern fürs belletristische Vergnügen."

„Schweigen kann man nicht," rief der Doktor entrüstet. „Ja, wir sehen Alle für einen, und Alle, die ins Freitagstränzchen kommen, müssen beleidigt sein, müssen sich rächen. Ich habe in Berlin einen Bekannten, in den Gesellschaften laß ich es rächen durch die dritte Hand, oder vielleicht nimmt es Dr. Saphir in die Schnellpost auf, ich kenn' ihn noch von Wien."

„In meinen Theaterkritiken mache ich Ausfälle," fuhr der Theaterdichter fort. „Ah! wenn nur Marienburg nicht preussisch wäre, ich wollte mich rächen, wollte, oh, aber so könnte man Alles für Anzüglichkeit nehmen. Und gegen die Blätter fürs literarische Unterhaltung kann ich nicht schimpfen, ich habe noch drei Trauerspiele dort liegen, die noch nicht recensirt sind. Aber wo ein Loch offen ist, will ich einen Ausfall machen!"

„Ich will untergehen," sagte der Rath pathetisch, indem er seinen Wein bezahlte und den Hut ergriff, „fallen will ich, oder siegreich hervorschreiten aus diesem Kampf. Die ganze Lyrik ist in mir beleidigt, auch alle Romantiker, denn wir haben auch Romane gemacht, und diese Hermaphroditen von Geschichte und Dichtung, diese Novellenprosaiker, die Scott-Lektianer, diese — genug, ich werde sie stürzen; und damit guten Morgen!"

Als dieser Rath nach seinem dixi mit vorgeschobenen Knien aus dem Zimmer ging, war er zwar nicht anzusehen wie ein Ritter, der zum Turnier schreitet, der Professor aber und der Doktor Zundler folgten ihm in schweigender Majestät; sie schienen als seine Knappen oder Pagen Schild und Lanze dem neuen Orlando furioso nachzutragen.

### 3.

Bei dem Stallmeister hatte diese Scene, nachdem das Komische, was sie enthielt, bald verfliegen war, einen ährenden, unangenehmen Eindruck hinterlassen. Er hatte sich mit der schönen Literatur von jeher

gerade nur so viel befaßt, als ihm nöthig schien, um nicht für ungebildet zu gelten; und auch hier war er mehr seiner Neigung, als dem herrschenden Geschmack gefolgt. Er wußte wohl, daß man ihn bemitleiden würde, wollte er öffentlich gestehen, daß er Smollets Peregrine Pickle für den besten Roman und einige sangbare Lieder von Kleist für die angenehmsten Gedichte halte; er behielt dieses Geheimniß für sich, brummte, wenn er Morgens aufbrach, sein Liedchen, ohne zu wissen, welcher Klasse der Lyrik es angehöre, und las, wenn er sich einmal ein literarisches Fest bereiten wollte, ausgesuchte Scenen im Peregrine Pickle. Ein Paar Almanache, ein Paar schöngeistige Zeitschriften durchslog er, um, wenn er darüber gefragt wurde, nicht erröthen zu müssen. So kam es, daß er vor Schriftstellern oder Leuten, „die etwas drucken ließen,“ große Ehrfurcht hatte; denn seine Seele war zu ehrlich, um ohne Gründe von Menschen schlecht zu denken, deren Beschäftigung ihm so fremd war, als der Hippogryph seinen Ställen. Um so verletzender wirkte auf ihn der Anblick dieser erbotenen Literatoren. „Man tadelt es an Schauspielern,“ sprach er zu sich, „daß sie außerhalb des Theaters oft roh und ungebildet sich zeigen, daß sie Tadel, auch den gerechten, nicht ertragen wollen, und öffentlich darüber schimpfen und schelten. Aber zeigten sich denn diese Leute besser? Ist es nicht an sich schon fatal, seinen Unmuth über seine Beschimpfung zu äußern? Muß man das Wirthshaus zum Schauplatz seiner Wuth machen und sich so weit vergessen, daß man wie ein Betrunkener sich geberdet? Und wie schön ließen diese Leute sich in die Karten sehen! Also weil sie beleidigt sind (vielleicht mit Recht), wollen sie wieder beleidigen, wollen ihre Privatfache zu einer öffentlichen machen? Das also sind die Leiter der Bildung, das die feinsühlenden Dichter, die, wie Freund Zundler sagt, Instrumente sind, die nie einen Miston von sich geben?“

Nicht ohne Kummer dachte er dabei an ein Wesen, das ihm vor allen theuer war. Der Buchhändler hatte nicht mit Unrecht geäußert, daß Elise Widlow ein sehr belesenes Frauenzimmer sei. Nach

Kempens Ansichten über die Stellung und den Werth der Frauen schien sie ihm beinahe zu gelehrt, in Stunden des Unmuths nannte er es wohl gar überbildet. Er hatte es Niemand, kaum sich selbst gestanden, daß sie seine stillen Huldigungen nicht unbemerkt ließ, daß sie ihm manchen gütigen Blick schenkte, aus dem er Vieles deuten konnte. Er war zu bescheiden, um zu glauben, daß dieses liebenswürdige Geschöpf ihn lieben könnte, und dennoch verletzte ihn ihr ungleiches, zweifelhaftes Betragen. Es war eine gewisse Koketterie des Geistes, die das liebenswürdige Mädchen in seinen Augen entstellte. Wenn er zuweilen in freundlichem Gepolander mit ihr war, wenn sie so traulich, so natürlich ihm von ihrem Handwesen, ihren Blumen, ihren Vergnügungen erzählte, wenn er sich ganz selig fühlte, daß sie so lange, so gerne zu ihm spreche, so führte gewiß ein feindlicher Dämon einen jener Literatoren oder Dichter herbei, deren diese gute Stadt zwei Duzende zählte, und Elise war wie ausgetauscht. Ihre schönen Augen schimmerten dann vor Vergnügen, ihr schlanker Hals bog sich vor, und ohne auf eine Frage des guten Stallmeisters zu achten, ohne seine Antwort abzuwarten, befand man sich mit Blitzesschnelle in einem kritischen oder literarischen Geplänkel, wo Kempens zwar die ungemeine Belesenheit, das schnelle Urtheil, den glänzenden Witz seiner Dame bewundern, sie selbst aber bedauern mußte, daß sie dieser Art von Gespräch, diesem gesuchten Vergnügen sichtbar entgegen kam, als es sich für ein Mädchen von achtzehn Jahren schickte.

Und an dieses Volk, an diesen literarischen Pöbel, wirft sie ihre glänzendsten Gedanken, ihre zartesten Empfindungen, wirft sie Blicke und Worte weg, die einen Andern als diese gedruckten Seelen überglücklich machen würden. Und fühlen sie es denn? Sind sie dadurch geehrt, entzückt? Nur mit ihnen spricht sie über das, was sie gelesen, als ob sonst Niemand lesen könnte, nur ihnen zeigt sie, was sie fühlt, als ob gerade diese Versmacher und Recensenten die gefühlvollsten Leute wären, und ein so schönes, liebenswürdiges Wesen zu würdigen verständen. Nein, diese Thoren sehen es überdies noch als einen schul-

bigen Tribut, als eine geringe Anerkennung ihrer eminenten Verdienste an, wenn die Krone aller Mädchen mit ihnen schwagt, wie mit ihresgleichen, während andere wackere Leute in der Ferne stehen. Und diese Menschen, die sich heute so niedrig geberdeten, bilden ihren Hoffaat; dies sind die genialen Männer, mit welchen sie so gerne spricht!

Diese Gedanken beschäftigten ihn den ganzen Tag. Sein Stallpersonal konnte sich heute gar nicht in ihn finden. Der gutmüthige, milde Herr war zu einem rauhen, murrischen Gebieter geworden. Die Stallknechte klagten es sich beim Füttern; acht Pferde hatte er hinausgejagt durch die und dünn, und jedes hatte einen andern Fehler gehabt. Die Bereiter hatte er zum erstenmal streng getabelt, und als es Abend wurde, war man im Stall darüber einig, dem Stallmeister von Kempen müsse etwas Außerordentliches begegnet sein, vielleicht sei er sogar in Ungnade gefallen. Man bedauerte ihn, denn sein leutseliges Wesen hatte ihn zum Liebling seiner Untergebenen gemacht.

Und wahrlich, der Abend dieses Tages war nicht dazu gemacht, diese düsteren Gedanken zu zerstreuen. Der Geheimrath von Kempen, sein Oheim, gab alle vierzehn Tage einen großen Clubb, in welchem er, das Unmögliche möglich zu machen, die getrenntesten Extreme zu vereinigen suchte. Dieser Clubb hatte sich früher in drei verschiedene Abtheilungen getrennt. Es war in jener Stadt eine literarische Societät, deren Mitglied der alte Kempen war; sie versammelte sich, um zu lesen, zu recensiren, gelehrt zu sprechen; an einem andern Tage war großer, unwechselnder Singthee, an einem dritten Abend Tanzunterhaltung. Tria juncta in uno, drei Köpfe unter einem Hut, sagte der alte Kempen und lud sie Alle zusammen ein. Der bunteste Wechsel schien ihm die interessanteste Unterhaltung, und darum preßte er wie ein Seelenverkäufer Literatoren, Soldaten, Justizleute, lese-, gesang- und tanzlustige Damen und packte sie in seinen Salon zusammen, zu Thee und Butterbrod, in der festen Ueberzeugung, die wahre Springwurzel der Unterhaltung gefunden zu haben. Für seinen Neffen aber vereinigten sich Himmel und Fegfeuer in diesem Clubb. Er hörte

Elisen fingen; seine nahe Verwandtschaft zu dem alten Kempen, der keinen Sohn hatte, machte es ihm möglich, wie ein Kind des Hauses, nicht wie ein Gast aufzutreten, und mit Elisen ungestört zu tanzen und zu plaudern. Aber seine Höllenqualen begannen, wenn er den Oheim, umgeben von einem Kreise älterer und jüngerer Herren, mit wichtiger Miene etwas erklären sah; wenn er endlich ein Buch aus der Tasche zog, durchblätterte, es im Kreise umher zeigte und die Herren vor Freude stöhnten: — „Ah — etwas Neues, schon gelesen? göttlich — vorlesen, bitte vorlesen, — Professor am besten lesen, — in den Saal und lesen.“ — „Lesen, vorlesen!“ tönte es dann von dem Munde älterer Damen und jener Herren, die nicht tanzen wollten, und Elise — nahm mit einer kurzen Verbeugung Abschied, drängte sich in den literarischen Kreis, wurde als Königin des guten Geschmacks begrüßt, hatte gewöhnlich das Buch schon gelesen, stimmte für die Vorlesung und war für den armen Stallmeister auf den ganzen Abend verloren.

Mit diesen trüben Erinnerungen gelangte er an das Haus seines Oheims. Er war eben im Begriff einzutreten, als das Gespräch zweier Männer, die sich diesem Hause näherten, seine Aufmerksamkeit auf sich zog. So viel der matte Schein einer fernen Laterne errathen ließ, war der eine ein ältlicher, dürftig gekleideter Mann, der andere jünger, höher und festlich gekleidet.

„Brüderchen! sprach der Ältere mit einem Accent, der nicht dieser Gegend angehörte. „Brüderchen, bleib' mir aus dem fatalen Haus. So oft Ihr wieder herauskommt, seid Ihr zwei, drei Tage ein geschlagerener Mann. Laßt die Bursche dort oben in Gott's Namen auf Stelzen gehen und Unstun schwätzen, bleibet aber nur Ihr hinweg, 's ist noch Euer Lob!“

„Ich muß sie sehen, Alter!“ sprach der Jüngere, „ich muß sie hören. Es gehört zu meinem Glück, sie gesehen zu haben.“

„Ihr seid ein Narr!“ erwiderte der Andere, „sie mag Euch nicht, sie will Euch nicht. Ihr seid ein armer Teufel und gehört nicht in diese Societät. Aber lassen kann ich Euch nicht! 's gehört ein Wort

dazu, nur ein Brötchen, ein Bißchen von einem Gefändniß, und Ihr thut vielleicht glücklich sein. Geh fort, geh fort; schwerwage in der nobelen Welt, werde ein Schuft wie Alle, und vergiß den alten, armen Bräuter, lebe wohl, will nichts mehr von Dir."

Er wollte nunmuthig weggehen, aber der junge Mann hielt ihn auf. „Sei vernünftig," bat er: „willst auch Du mich noch elend machen? Thu es immer, laß mich liegen wie einen Hund, wenn Du es über Dein Herz vermagst. Ich bin ja ohnedies unglücklich genug."

„Zammere nur nicht so!" sprach der Alte gerührt. „Geh hinauf, wenn Du es nicht lassen kannst. Aber bleibe nicht da, wenn sie vorlesen. Du ärgerst Dich! Komm zu mir!"

„Ich komme," erwiderte der Jüngere nach einigem Nachsinnen. „Um zehn Uhr will ich kommen. Wohin?"

„Heute in den Entenzapfen, im Rosmarin ist heillosos Volk, Schneider und Schuster und die Affen und Bären aus den Druckereien, es ist heute Montag. Aber Bräuderchen, im Entenzapfen ist Cerevis, man trinkt es in Augsburg nicht besser."

Ein Wagen mit hellglänzenden Laternen rollte in diesem Augenblick auf das Haus zu, der junge Mann sagte eilig zu, und der Alte schlich langsam die Straße hin. Der Stallmeister konnte sich kaum von seinem Erstaunen erholen. Wer konnte aus so sonderbarer Gesellschaft in den Tanzsaal seines Oheims kommen? Noch sonderbarer schien es ihm, daß man diesen glänzenden Clubb, der alle geistreiche und noble Welt der Stadt vereinigte, verlassen wollte, um in dem Entenzapfen Bier zu trinken, in einer Winkelkneipe, die er kaum dreimal von seinen Stallknechten hatte rühmen gehört. Er setzte dem sonderbaren Gast, der kühnlich die Treppe hinaueilte, nach, er holte ihn im hellerleuchteten Corridor ein, er ging an ihm vorüber, sah sich um, und erblickte das düstere Auge und die markirten Zähne des Referendärs Palsi.

Berworrene Gedanken flogen vor seiner Seele vorüber, als er ihn erkannte; seine Worte: „Ich muß sie sehen," der Wink des Buchhändlers, Palsi sei früher in einem Verhältniß zu Elisen gestanden,

Stannen über die sonderbaren Reden mit dem Alten, wunderliche Sagen, die er früher über diesen Palast vernommen, alle diese Gedanken wollten auf einmal zur Klarheit bringen, und machten, daß er sich vornahm, aber eines wenigstens sich diesen Abend Gewißheit zu verschaffen, über sein Verhältniß zu Elisen.

## 4.

Der größte Theil der Gesellschaft hatte sich schon versammelt, als die jungen Männer eintraten. Des Stallmeisters scharfes Auge durchirrte den Damenkreis, der an den Bänden hin sich ausbreitete; er fand endlich Elisen an einem fernem Fenster im Gespräch mit seiner Tante; aber ihr schönes Gesicht hatte nicht den Ausdruck von Heiterkeit und Laune, die er sonst so gerne sah, sie lächelte nicht, sie schien verstimmt. Es kostete ihn einige künstlich' angetrübte Gespräche, einige Neuigkeiten vom Hofe, im Vorübergehen erzählt, um sich an jenes Fenster durchzuwinden.

Die Tante sprach so eifrig, Elise hörte so aufmerksam zu, daß er endlich die herabhängende Hand der Tante erfassen und ehrerbietig fassen mußte, um sich bemerklich zu machen. Elisens Wangen glühten, als sie ihn erblickte, und die Tante rief staunend: „Wie gerufen, Julius! Ich sprach so eben mit dem Fräulein von Dir, Du kannst Dir etwas darauf einbilden, so gut wird es Dir nicht alle Tage.“

„Und was war der Inhalt Ihres Gespräches, wenn man fragen darf?“

„Deine Klagen von Isthin,“ erwiderte die Tante lachend. „Dein Kummer, daß Dich das Fräulein mitten in der Rede stehen gelassen habe, um mit irgend einem eminenten Dichter zu verkehren. Doch am besten machst Du dies mit Fräulein Elise selbst aus,“ setzte sie hinzu und ging weiter.

Elise schien sich wirklich einer kleinen Schuld bewußt, denn sie schlug die Augen nieder und zögerte zu sprechen; als aber Rempen bei seinem unnuthigen Schweigen verharrte, sagte sie halb lächelnd,

halb verlegen: „Ich gestehe, es war nicht artig, und sicher würde ich es mir gegen einen Fremden nicht erlaubt haben; aber daß Sie mir dergleichen übel nehmen, da Sie meine Weise doch kennen.“

„So stände ich Ihnen denn näher, als jene gelehrten und berühmten Herren?“ erwiderte er, freudig bewegt. „Darf es sogar als ein Zeichen Ihres Zutransens nehmen, wenn Sie mich so plötzlich verlassen, um zu jenen zu sprechen?“

„Sie sind zu schnell, Herr Stallmeister!“ sagte sie. „Ich meinte nur; weil Sie meine Eltern kennen, und ich viel zu Ihrer Taute komme, müsse man die Convenienz nicht so genau berechnen. Und muß man denn im Leben Alles so ängstlich berechnen?“

Sie bemerkte dies halb zerstreut, und es entging Kempfen nicht, daß ihr Auge eine andere Richtung genommen habe, als zu ihrer Rede passe, er verfolgte diesen Blick und traf auf Palvi, der mit einem ältlichen Herrn sprach und zugleich seine Blicke brennend und düster auf Elisen bestete. Ein tiefer Athemzug stahl sich aus ihrer Brust, als sie ihre Augen, die weder zärtlich noch freudig glänzten, von ihm abwandte. Sie erröthete, als sie bemerkte, wie ihr Nachbar die Richtung ihrer Blicke bemerkt habe, und halb verlegen, halb zerstreut flüsterte sie: „Wie kommt doch er hieher zu Ihrem Dunkel?“

Der Stallmeister war so boshaft, sie zu fragen, wen sie denn meine.

„Den Referendar Palvi,“ antwortete sie leicht hin, als wollte sie ihre vorige Frage verbessern, „er ist vielleicht mit Ihrem Hause bekannt?“

„Ich kenn' ihn nicht,“ erwiderte der Stallmeister etwas ernst; „doch warum sollte er nicht hier sein? Kennen Sie ihn vielleicht? Man sagt, es sei ein Mann von schönen Talenten, der —“

„Wie freut es mich, Dich wieder gesund zu sehen, Klotzbe!“ rief seine Nachbarin und häupfte auf ein Mädchen zu, das sechs Schritte von ihr entfernt stand; verblüfft, als hätte er einen dummen Streich begangen, stand der Stallmeister und sah ihr nach.



Man hatte indeffen um Ruhe und Stille gebeten; ein Fräulein von kleiner Gestalt, aber gewaltiger Stimme wollte sich hören lassen und stellte sich zu diesem Zweck auf ein gepolstertes Fußbänkchen hinter ein elegantes Notenpult. Die Männer setzten sich Stühle hinter den Frauen, die Frauen machten erwartungsvolle Mienen, und es war so tiefe Stille in dem großen Zimmer, daß man nur die Bedienten hin und wieder „ist's gefällig“ brummen hörte, wenn sie Thee anboten. Beim ersten Takt, den man zur Begleitung des kleinen Fräuleins auf dem Flügel anschlug, entwich der junge Kempen in ein Nebenzimmer, um ungeführt seinen Gedanken nachzuhängen; er zog weiter, wandelte einige Male im Salon auf- und ab, bog dann in die nächste Thüre, dem Ende der Enflade zu. Im letzten Zimmer saß ein Mann in einem Sopha, der die Stirne in die Hand gelegt hatte. Bei Kempens Nähertreten wendete er den Kopf, und den Stallmeister hatte seine schnelle Ahnung nicht betrogen, es war Palvi.

„Auch Sie scheinen die Musik nicht in der Nähe zu lieben,“ sagte Julius, indem er sich zu ihm auf das Ruhebett setzte; „kaum bis hierher bringen die zärteren Töne.“

„Es geht mir damit wie mit dem Geruch starkduftender Blumen,“ erwiderte Palvi mit angenehmer Stimme. „Mit diesen Dästen in einem verschlossenen Zimmer zu sein, macht mich krank und traurig, aber im Freien, so aus der Ferne athme ich ihren Balsam mit Wohlkust ein, ich unterscheide und errathe dann jede einzelne Nuance, ich möchte sagen, jede Schattirung, jeden Ton, jeden Uebergang des Geruches.“

„Sie haben Recht, jede Musik gewinnt durch Entfernung,“ bemerkte Kempen; aber das jammervollste ist mir, Jemand singen sehen zu müssen. Besonders ängstigt mich die kleine Person, die jetzt eben etwas vorträgt. Sie ist nett, beinahe zierlich gebaut, aber alle Gliederchen so miniature. Nun stellt man sie immer auf ein Fußbänkchen, damit sie gesehen wird. Hinter ihr steht der Musikdirektor mit der Violine. Von Anfang macht es sich ganz gut. Der Direktor spielt piano und

verzieht höchstens den Mund links und rechts nach dem Strich seines Fiedelbogens, nach und nach kömmt er ins Feuer; „Forte, piu forte,“ flüßert er und wackelt mit dem Kopf; jetzt fängt auch die Kleine an sich zu heben; anfänglich wigt sie sich auf den Beinen und bewegt die Ellbogen, als nähme sie einen kleinen Anlauf zum Fliegen; doch crescendo mit des Musikers Perpendikularbewegungen schreiten ihre Geberden vor, sie weht und rudert mit den Armen; sie hebt und senkt sich, bis sie im höchsten Ton auf den Beinhäupten ansphält und — wie leicht kann da die Fußbank umschlagen!“

Der Referendar lächelte flüchtig; „beinahe noch verschiedener als beim Lachen geberden sich die Menschen, wenn sie singen,“ sagte er. „Haben Sie nie in einer evangelischen Kirche die Mienen der Weiber unter dem Gesang betrachtet? Betrachten Sie ein zartes, schwärmerisches Kind von sechszehn Jahren, das mit rundgewölbten Lippen, Frieden und Andacht in den Zügen, die zarten Wimpern über die feuchten Augen herabsenkt, ihren Schöpfer lobt. Sie können aus den vielen Hunderten ihre Stimme nicht heraus finden, und doch sind Sie überzeugt, sie müsse weich, leise, melodisch sein. Setzen Sie neben das Kind zwei ältere Frauen, die eine wohlbeleibt, mit gutgenährten Wangen und Doppelsinn, die Augen gerade vor sich hinstarrend, die andere etwas vergelbt, mit runzligen, bärren Zügen und spitzigem Kinn, auf die gebogene Nase eine Brille geklemmt — und Sie werden errathen können, daß die Dicke einen hübschen Basson murmelt, die andere in die höchsten Nasentöne und Triller hinaufsteigt.“

„Sie scheinen genau zu beobachten,“ antwortete lachend der Stallmeister. „Es fehlt nur noch, daß Sie die dicke Frau mit dem murmelnden Basson für die Mutter der Kleinen, die spitzige aber für ihre lebige Tante ausgeben, eine alte Jungfer, die nicht sowohl von unserem Herrgott als von den Nachbarinnen gehört sein will. Was sagen Sie aber zu der sonderbaren Gewohnheit der Prima Donna unserer Oper? In den tiefen Tönen ist ihr hübsches Gesicht ernsthaft, beinahe melancholisch; wenn sie aber aufsteigt, klärt es sich auf, und hat sie nur

erst die oberen doppelgefchrhenen hinter sich, so schloß sie die Augen wie zu einem seligen Traum, sie lächelt freundlich und hold, und lächelt, bis sie wieder abwärts geht. Gleichgültig ist ihr dabei, was sie für Worte singt. Sie könnte in den tiefsten Tönen: „Ich liebe dich, meines Herzens Sonne,“ singen und ungemein ernsthaft dabei ansehn, und könnte eben so leicht: „Ich sterbe, Verräther!“ in den höchsten Konlaven schreien, und ganz hold und anmuthig dazu lächeln. Wie erklären Sie dies?“

„Es ist nicht schwer zu erklären,“ entgegnete Palvi nach einigem Nachsinnen; „die tiefen Töne fallen ihr etwas schwer; sie muß drücken, etwa wie man einen großen Bissen hinabwürgt, und unmöglich kann sie das mit heiterem Gesicht; mit den hohen Tönen geht es aber wohl folgendermaßen zu: Als sie noch jung war und die höheren Töne sich erst in ihrer ächten Kraft bildeten, mochte sie einen Lehrmeister haben, der ihr unerbittlich alle Lage die Scala bis oben hinauf vorgeigte. Für einen klaren höchsten Ton bekam sie wohl ein Stück Kuchen, ein Luch oder sonst dergleichen etwas; je höher sie es nun brachte, desto freundiger strahlte ihr Gesicht vor Vergnügen über ihre eigenen Töne, und so mochte sie sich angewöhnt haben, mit der freundlichsten Miene zu singen: „Ich verzweifle!““

In diesem Augenblick ertönte eine reine, volle Frauenstimme in so schmelzenden, süßen Tönen, daß die beiden Männer unwillkürlich ihre Rede unterbrachen und lauschten. Eine leichte Röthe flog über Kempens Gesicht, denn er erkannte diese Stimme. Sein Auge begegnete dem dunkeln Auge Palvi's, das wohl eine Weile prüfend auf seinen Zügen verweilt haben mochte.

„Kennen Sie die Stimme?“ fragte Kempen etwas besangen.

„Ich kenne sie,“ erwiderte Jener und stand auf.

„Und wollen Sie sich den Genuß vermindern und näher treten?“

„Ich möchte wohl auch die Worte des Textes hören,“ entschuldigte sich Jener nicht ohne Verlegenheit.

Der Stallmeister folgte ihm; Palvi schwebte schwebte, aber leisen

Schritt über den Boden hin und setzte sich unweit des Zimmers nieder, wo Elise sang, auf eine Banquette, indem er Kempfen durch einen stummen Bink einlad, sich neben ihn zu setzen. Sie lauschten; es war die bekannte Melodie einer jener alten französischen Romanzen, die, indem sie durch ihren ungelünstelten Wohlklang dem Ohre schmeicheln, in muthigen Tönen das Herz erheben; aber ein deutscher Text war untergelegt, Worte, von welchen die Sängerin selbst wunderbar ergriffen schien, denn sie trug sie mit einem Feuer vor, das ihre Zuhörer mit erfaßte.

Der junge Kempfen fühlte sein Herz von Liebe zu der Sängerin, wie von dem hohen Schwung ihres Gesanges mächtiger gehoben; aber mit Verwunderung und Neugierde sah er die tiefe Bewegung, die sich auf den Zügen seines Nachbarn ausdrückte. Seine Augen strahlten, sein Haupt hatte sich muthig und stolz aufgerichtet, und um Wangen und Stirne wogte eine dunkle Röthe auf und ab, jene Röthe, die ein erfülltes, von irgend einer mächtigen Freude überraschtes Herz verräth.

Mit gekrümmtem Rücken, auf den Lehensspitzen schlich jetzt der Oheim Kempfen heran. Schon von weitem drückte er seinem Neffen durch berebtes Mienspiel seinen Beifall über den herrlichen Gesang aus, und als er nahe genug war, flüsterte er: „Heute singt sie wieder wie die Paska, voll Blut, voll Blut; und der schöne Text, den sie untergelegt hat! — er ist aus einem neuen Roman, die letzten Ritter von Marienburg.“

Der junge Mann winkte seinem Oheim ungeduldig, stille zu sein; der Alte schlich weiter zu einer andern Gruppe, und die Beiden lauschten wieder ungehört, bis der Gesang geendet war.

## 5.

Rauschender Beifall füllte nun das Gemach, man drängte sich um die Sängerin, und auch Kempfen folgte seinem Herzen, das ihn zu Elisen zog. Aber schon war sie von einem halben Duzend jener Literatoren umlagert, die ihn immer verdrängten. „Welch' herrliches Lied!“

hörte er den Doktor Zundler sagen, „welche Kraft, welche Fülle von Muth, und wie zart gehalten!“ Doch dem Stallmeister entging nicht, daß der Hofrath, der ebenfalls bei der Gruppe stand, den jungen Doktor durch einen freundschaftlichen Rippenstoß aufmerksam zu machen schien, daß er etwas Ungeheures gesagt habe. Er erschrad, erröthete und fragte in befangener Verlegenheit, woher das Fräulein das schöne Lied habe?

„Es ist aus den letzten Rittern von Marienburg, von Hön.“ Ein Gemurmel des Stannens und Beifalls lief durch die dichten Massen, als man diesen Titel hörte. „Wie, ein neuer Roman? — Ah! derselbe, welchen die Blätter fürs belletristische Vergnügen so tüchtig ausg— Sie sind ja da, leise, leise. — — Wo kann man den Roman sehen?“ — So wogte das Gespräch und Geflüster auf und ab, bis der Wirth des Hauses mit triumphirendem Lächeln ein Damenbüchlein an seidenen Bändern in die Höhe hielt, es öffnete und ein Buch hervorzog. Er schlug den Titel auf, er zeigte ihn der gespannten Gesellschaft, und mit freudigem Staunen las man in großen gothischen Lettern: „Die letzten Ritter von Marienburg.“ — „Vorlesen, bitte, vorlesen,“ tönte es jetzt von dreißig, vierzig schönen Lippen, und selbst die jungen Männer, die sonst diese Unterhaltung weniger liebten, stimmten für die Vorlesung. Aber eine nicht geringe Schwierigkeit fand sich jetzt in der Wahl des Vorlesers; denn jene Literatoren, die sonst in diesem Zirkel dieses Amt bekleidet hatten, stimmten sich heute bestimmt dagegen; der eine war erkrankt, der andere hatte Katarrh, der dritte war heiser, und allen war die Unlust anzusehen, daß nicht ihre eigenen Produkte, sondern fremde Geschichten vorgelesen werden sollten.

„Ich wüßte keinen Besseren vorzuschlagen,“ sagte endlich ein Kriminalpräsident von großem Gewicht, „als dort meinen Referendar Walvi; wenigstens zengen seine Referate von sehr guter Lunge und geschmeidiger Kehle.“ Indem der Kriminalpräsident seinen eigenen Witz belachte und im Chorus sechs Juristen pflichtgemäß mit einstimmten, verbengte sich der junge Mann, an welchen die Rede ging, während eine lächtige

Röthe über sein Gesicht zog, und zur Verwunderung der Gesellschaft, die ihn sehr wenig kannte, ergriff er das Buch und die Tasche und fragte bescheiden, welcher von den Damen beides gehöre?

Dem Stallmeister, der hinter ihm stand, hatte dies längst sein scharfes Auge gesagt. Elise war flüchtig erröthet, als der Diener den Beutel emporgehoben und das Buch daraus hervorgeholt hatte. Als aber Palvi anfragte, als er mit seinem dunkeln Auge den Kreis der Damen überstreifte und bei ihr stille stand, da goß sich ein dunkler Karmin über Stirne, Wangen und den schönen Hals des Fräuleins; sie schien überrascht, verlegen, und als jene Röthe eben so schnell verfloß, schien sie sogar ängstlich zu sein. „Das Buch gehört mir, Herr von Palvi,“ sagte sie schnell und mit einem kurzen Blick auf ihn. „Und werden Sie erlauben, daß daraus vorgelesen wird? Daß ich daraus vorlese?“ fragte er weiter.

„Ich habe hier nichts zu bestimmen,“ erwiderte sie, ohne aufzusehen, „doch das Buch steht zu Diensten.“

„Nun, dann nicht gesäumt!“ rief der Oheim. „Sessel in den Kreis und ruhig sich gesetzt, und andächtig zugehört, denn ich denke, wir werden einen ganz angenehmen Genuß haben.“

Man that nach seinem Vorschlag; in buntem Kreis setzte sich die zahlreiche Gesellschaft, und sei es, daß man auch hier Fräulein Elise als literarische Königin ansah, oder war es eine sonderbare Fügung des Zufalls, der Vorleser kam so gerade ihr gegenüber zu sitzen, daß, so oft sie die Augen aufhob, diese schönen Augen auf ihn fallen mußten.

„Aber Freunde,“ bemerkte die Dame vom Hause, „dieser Roman hat, so viel ich weiß, drei Bände; wollen wir sie alle anhören, so kommt unsere junge Welt heute nicht mehr zum Tanzen, und wir andern nicht zum Spiel; ich denke, man wählt die schönsten Stellen aus.“

„Wer aber soll sie wählen?“ fiel ihr Gatte ein. „Das Ding ist nagelneu, Niemand hat es gelesen? doch Fräulein Bicklow wird uns helfen können. Können Sie nicht schöne Stellen andeuten und uns den Faden des Uebrigen geben?“

„Man hat so allgemein, so dringend, daß Elise nach eintigem Bödern nachgab. „Der Roman,“ sagte sie, „spielt, wenn ich mir die Jahrzahl richtig gemerkt habe, in den Jahren 1455 bis 1456 in und um Marienburg in Ostpreußen. Der deutsche Orden ist von seinen früheren, einfachen und reinen Sitten abgekommen; dies und innerer Zwiespalt, wie Neid und Anfeindungen von allen Seiten her, drohen einen baldigen Umsturz der Dinge herbeizuführen, wie denn auch durch den Verrath böhmischer Ordenssoldaten, gegen Ende des dritten Theils, Marienburg für den Orden auf immer verloren geht. Auf diesem geschichtlichen Hintergrund ist aber die interessante Geschichte eines Verhältnisses zwischen einem jungen deutschen Ritter und einem Edelknechtlein aufgetragen. Sie ist die Tochter des Kastellans von Marienburg, eines geheimen und furchtbaren Feindes des Ordens, der, anscheinend dem Deutschmeister befreundet, nur dazu in Marienburg lebt, um jede Blöße des Ordens den Polen zu verrathen. Der Roman beginnt in der Ordenskirche, wo die Ritter und viele Bewohner der Marienburg und der Umgegend bei einem feierlichen Hochamte versammelt sind, um den Tag zu feiern, an welchem vor vielen Jahren der erste Komthur mit seinem Convent in dieser Burg einzog. Der letzte Meister, Ulrich von Erlichshausen, ein Mann, der sich dem nahenden Verderben noch entgegenstemmen will, hält eine eindringliche Rede an die Ordensglieder. Der Gottesdienst endet mit einer feierlichen, lateinischen Hymne. Indem zwei der jüngsten Ritter, nach der Sitte bei solchen Gelegenheiten, den vornehmsten fremden Besuchern das Geleite bis in den Vorhof geben, bemerkt der eine von ihnen, daß der andere im Vorbeistreichen ein kleines Päckchen in die Hand einer verschleierten Dame gedrückt habe. Die Kirche ist leer, und im zweiten Kapitel fragt nun der erstere den zweiten um die Bedeutung dessen, was er gesehen. Er ist sein Waffenbruder, ein Bündniß, das nach der Sitte der Zeit fester als irgend ein Freundschaftsband galt, und Erlichshausen, der Neffe des Meisters, der Held des Romans, gesteht ihm endlich sein Verhältniß zu der Dame, erzählt ihm von seinem Leben, seinen trostlosen Ansichten.

„Der Freund rathet ab, Euno aber verschmäh't jede Warnung, und bittet Jenen, er möchte ihn an diesem Abend zu einer Zusammenkunft mit der Geliebten begleiten. Diese Zusammenkunft in einem verfallenen Theil des älteren Schlosses ist so schauerlich schön, daß ich möchte, sie würde ganz gelesen.“

Palvi las. Wer je ein Buch, das er sonst nicht kannte, in Gesellschaft vorgelesen, der weiß, daß etwas Beunruhigendes in dem Gedanken liegt, daß man mit gehaltener Sicherheit auf einem Felsenpfade gehen soll, den man noch nie betreten. Dieses bedängstige Gefühl wächst, wenn es ein Gespräch ist, das man vorträgt. Man kann den Athem, den Rhythmus, den Ausdruck der Empfindung nicht richtig abmessen und vertheilen, man weiß nicht, ob jetzt die höchste Höhe der Luft ausgedrückt ist, ob jetzt der Dichter die tiefste Saite der Behmutz berührt habe, ob er nicht noch tiefere Akkorde anschlagen werde; und der Zuhörer pflegt diese Unsicherheit störend mit zu empfinden. Aber wunderbar las dieser junge Mann, den ein zufälliger Scherz seines Vorgesetzten zum Vorleser gestempelt hatte. Es war, als lese er nicht mit den Augen, sondern mit der Seele ohne dieses Organ, als spreche er etwas längst Gedachtes, eine Erinnerung aus, als kenne er den Inhalt, den Geist dieser Blätter, und sein Gedächtniß habe das Buch nur wegen der zufälligen Wortstellung vonnöthen. Wenn das, was er las, nicht durch Inhalt und Form so großartig, dieses Gespräch zweier Liebenden so neu, so bedeutungsvoll gewesen wäre, diese Art, etwas vorzutragen, hätte zur Bewunderung hinreißen müssen.

Wir fürchten zu ermüden, wollten wir den Gang der Gefühle im Gespräch dieser Liebenden verfolgen. Wir bemerken nur, daß der jüngere Theil dieser Gesellschaft mächtig davon ergriffen wurde, daß Fräulein Elise, die Anfangs den Vorleser mit scheuen, stannenden Blicken angesehen hatte, in tiefer Rührung die Augen senkte und kaum so viel Fassung fand, ihre Erzählung weiter fortzusetzen.

„Die Liebenden,“ sagte sie, „so wenig Trost im Schluß dieser Scene lag, sind zufrieden in dem Gedanken an die Gegenwart. Je



dunkler aber die Zukunft vor ihnen liegt, desto angenehmer dünkt es ihnen, die Gegenwart mit schönen Träumen anzufüllen. Der Deutschmeister bekommt die Nachricht, daß der Kaiser, von den Einfückerungen Polens halb besetzt, dem Orden zürne, ihm namentlich innere Zügellosigkeit vorwerfe. Der Meister versammelt daher ein Kapitel, wo er die Ritter anredet. Diese Stelle ist eine der trefflichsten im Buche, denn der Verfasser befriedigt hier auf wunderbare Weise zwei Interessen. Indem der Meister die Verhältnisse des Ordens bis auf die zartesten Nuancen aufdeckt und berechnet, bekommt der Leser nicht nur ein schönes Bild von dem einsichtsvollen, umsichtigen Ulrich von Erlichshausen, von der erhabenen Würde eines Nachfolgers so großer Meister, von der gebietenden Stellung eines Herrschers auf Marienburg, sondern er bekommt auch auf ungezwungene und natürliche Weise eine Uebersicht über die historische Basis des Romans. Der Meister scharft die Haus- und Sittengesetze und schließt mit einer furchtbaren Drohung für den Uebertreter.

„Der Held des Romans, voll schönen Glaubens an alles Edle und Reine, sieht in seiner Freundschaft für Banda, so heißt das Fräulein, kein Unrecht. Er setzt, begleitet von seinem Freunde, die nächsten Zusammenkünfte fort. In eine derselben ist ein wunderschönes Märchen eingewoben, eine Sache, die man auch mir in meiner Kindheit oft erzählt haben muß, denn sie klang mir wie alte Erinnerungen.“

Sie hielt inne; mit einem Blick voll Liebe und Behntheit fragte Palvi, ob er das Märchen lesen solle? Sie nickte ein kurzes Ja, und er las. Der junge Kempen hatte während des Märchens sein Auge fest auf Elisen gerichtet. Er bemerkte, daß sie anfangs heiter zuhörte, mit einem Gesicht, wie man eine bekannte Lieblingsmelodie hört und die kommenden Wendungen zum voraus errathet; nach und nach wurde sie aufmerksamer; es kamen einige sonderbare Reime vor, die Palvi so rasch und mit so eigenem, singenden Tone vortrug, daß sie dadurch tief ergriffen schien; Erinnerungen schienen in ihr auf- und niederzutauschen,

ſie preßte die Lippen zuſammen, als unterdrückte ſie einen inneren Schmerz; er ſah, wie ſie bleich und immer bläſſer wurde, er ſah ſie endlich ihrer Nachbarin etwas zuſäſtern, ſie ſtanden beide auf, aber eben ſo ſchnell ſank Elſe wieder kraftlos auf ihren Stuhl zurück.

Die Beſtürzung der Geſellſchaft war allgemein. Die Damen ſprangen herzu, um zu helfen, aber ſei es, daß, wie es oft zu geſchehen pflegt, gerade das unangenehme Gefühl dieſer ſtörenden, geräuſchvollen Hülfe ſie wieder emporraſſte, oder war es wirklich nur etwas Vorübergehendes, ein kleiner Schwindel, der ſie befiel, ſie ſtand beinahe in demſelben Moment wieder aufrecht, bleich, aber lächelnd, und konnte ſich bei der Geſellſchaft entſchuldigen, dieſe Störung veranlaßt zu haben.

An Erzählen und Vorleſen war übrigens nach dieſem Vorfall heute Abend nicht wohl wieder zu denken, und man nahm mit Vergnügen den Vorſchlag an, ſich am übernächſten Nachmittage in einem öffentlichen Gartensalon zu verſammeln und die Ritter von Marienburg gemeinſchaftlich zu genießen.

## 6.

Der Stallmeiſter fühlte ſich von dieſer Scene auf mehr als eine Weiſe ergriffen; er konnte zwar Palvi nichts vorwerfen, er hatte zwei Worte mit Elſen, und dieſe öffentlich geſprochen; es war, wenn er ſelbſt auch wirklich Rechte auf das Fräulein gehabt hätte, kein Grund zur Eifersucht da, denn ſie ſchien Jenen ſogar zu ſchonen, zu fliehen; aber dennoch lag etwas ſo Räthſelhaftes in Palvi's Betragen, etwas ſo ſchmerzlich Rührendes in ſeinen Mienen, und doch wieder in ſeinem ganzen Weſen eine ſo gehaltene Würde, daß Kempen ſich vornahm, was es ihn auch koſten möge, Aufſchluß über ihn zu ſuchen. Der Oheim war bemüht, die frühere Ordnung und Freude herzuſtellen. Spieltiſche wurden aufgetragen, und aus dem Salon lud eine Violine und die lodenden Akkorde einer Harfe die junge Welt zum Tanzen ein.

Mit bewachenden Blicken folgte der Stallmeiſter Palvi, der, noch

immer das Buch in der Hand haltend, gedankenvoll umherging. In einer Vertiefung des Fensters saß Elise. Eben ging eine Freundin von ihr weg, und Kempfen nahm wahr, wie sich Palvi ihr zögernd nahte, wie er ihr mit einer tiefen Verbeugung das Buch überreichte. Schnell trat auch er hinzu, und nur die breite, dunkelrothe Gardine trennte ihn von den beiden.

„Elise,“ hörte er den jungen Mann sagen, „seit zehn Monaten zum erstenmal wird es mir möglich, so nahe zu stehen, nur eine Bitte habe ich —“

„Schweigen Sie,“ sagte sie in leisen, aber leidenschaftlichen Tönen, „ich will nichts hören, nichts sprechen, ich habe Ihnen schon einmal gesagt, ich verachte Sie.“

„Nur das Warum möchte ich wissen,“ bat er beinahe weinend; „nur ein Wörtchen, vielleicht möchten Sie mich doch verzeihen.“

„Ich kenne Sie zu gut,“ erwiderte sie nunmuthig, „einen so niedrigen gemeinen Menschen kann ich nur verabscheuen.“

„Gemein, niedrig?“ rief er bitter. „Und deunoch schwöre ich, daß ich Ihnen Achtung abzwingen will; diesen gemeinen, niedrigen Mann sollen Sie schätzen müssen! Wissen Sie, ich bin —“

„Daß Sie ein recht elender Mensch sind, weiß ich lange, darum bitte ich, entfernen Sie sich; diesen Birkel werde ich aber nie mehr besuchen, wenn es Ihnen noch einmal einfallen sollte, mich anzureden.“

Bei diesen Worten stand sie rasch auf und entfernte sich mit einer kurzen Verbeugung gegen den unglücklichen jungen Mann.

So wichtig diese Worte, so bedeutungsvoll diese Scene war, konnte sie doch dem Stallmeister kein deutlicheres Licht geben. Palvi durfte wagen, sie mit „Elise“ anzureden, sie behauptete ihn ganz zu kennen, sie sprach so heftig ihre Gefühle aus, daß ihren Haß nothwendig Liebe geboren haben mußte. — Er sah Palvi, nachdem er noch eine Weile in der Vertiefung des Fensters verweilt hatte, nach der Thüre des Vorsaals gehen. Er folgte ihm dahin, wie zufällig nahm er zugleich mit Jenem seinen Mantel um.

„Auch Sie scheinen kein Freund des Tanzes zu sein,“ redete er den Referendar an.

„Ich habe es längst aufgegeben,“ antwortete er, „aber Sie, Sie ein Glücklicher, und nicht tanzen?“

„Ein Glücklicher?“ erwiderte der Stallmeister freundlich. „Davon möchte ich mir doch noch eine nähere Definition erbitten. Ueberhaupt, hier wird mir so langweilig zu Muthe, und zu Hause geht mir die Tanzmusik im Kopfe herum; gehen wir, wenn Sie nichts Besseres vorhaben, nicht irgend wohin zusammen?“

Palvi schien in einiger Verlegenheit zu sein. „Ich weiß nicht, was mir Ihre Gesellschaft so wünschenswerth macht,“ antwortete er; „ich möchte die Hälfte der Nacht mit Ihnen verplaudern, und dennoch, werden Sie es glauben? — ich rechnete darauf, früh diese Gesellschaft zu verlassen, und habe einem Freunde den übrigen Theil des Abends zugefagt.“

„Wohlan!“ fuhr der Stallmeister fort. „Wenn Sie nichts gar zu Wichtiges zu besprechen haben, so folge ich Ihnen dahin.“

Der junge Mann erröthete. „Das Haus ist abgelegen,“ sagte er, „und für solche Gäste nicht ganz passend.“

„Und wenn es der Entenzapfen wäre,“ rief Kempen; „es soll ja vortreffliches Cerevis dort geben.“

Mit einer Mischung von Staunen und Freude blickte ihn der Referendar an, doch ehe er noch fragen konnte, sprach Kempen weiter: „Verzeihen Sie meiner Kenglerde, die diesmal die Discretion überwog. Der Zufall machte mich zum Zeugen, als ein wunderlicher alter Herr Sie einlud, und schon damals wünschte ich, mit von der Partie zu sein, um so mehr,“ setzte er verbindlich hinzu, „da ich diesen Abend so manchen Point de reunion zwischen uns fand.“

„Gut, so folgen Sie mir. — Sie werden ein Original kennen lernen, das aber mehr unsere Aufmerksamkeit verdient, als die schwachen Copien dort oben, die doch immer für Originale gelten möchten, ja sich selbst dafür halten. Ich meine jene Poeten und Literatoren, die uns heute morgen ein so wunderbares Schauspiel gegeben haben.“

„In seiner Art diesen Abend ein nicht minder sonderbares,“ entgegnete Kempen; „oder sollte Ihnen entgangen sein, wie ungezogen sie sich benahmen, als man verlangte, dieser Roman sollte vorgelesen werden; schien es nicht, als wollten sie durch stilles, höhnisches Lächeln, durch ihre kalte Entschuldigung, zum Vorlesen nicht bei Stimme zu sein, durch so manche Zeichen ihres Mißfallens der Gesellschaft die Uebezugung aufdringen, als sei das Buch schlecht und unwürdig? Man kann nicht verlangen, daß sie sich — wollen sie einmal ungesittet sein — im Keller eines Italieners Fesseln anlegen; sie bezahlten dort und ihre Rede ist frei; aber in einer Gesellschaft wie diese mußten sie sich den Gesetzen des Anstandes fügen.“

„Ich wollte Vieles wetten,“ bemerkte Palvi, „der Mann, zu dem ich Sie jetzt führe, ob er gleich in seinen Gewohnheiten und Sitten wenig gesellschaftliche Bildung verräth, würde sich weniger unschicklich benommen haben.“

„Und wer ist er denn?“ fragte der Stallmeister.

„Er gehört einem Schlag von Leuten an, die man in unsern Ländern jetzt weniger, oder nicht so auffallend und originell sieht, als früher, ein sogenannter württembergischer Magister. Bitte zum Voraus, glauben Sie nicht, daß in diesem Begriffe etwas Lächerliches liege, denn eine nicht geringe Zahl würdiger, gelehrter Männer unserer Zeit gehören diesem Stande an. Es gab in früherer Zeit, ob jetzt noch, weiß ich nicht, in jenem Lande eine Pflanzschule für tiefe Gelehrsamkeit. Es gingen Philologen, Philosophen, Astronomen, Mathematiker in Menge daraus hervor; zum Beispiel ein Keppler, ein Schelling, Hegel und dergleichen. Vor zwanzig Jahren soll man allenthalben in Deutschland Leute aus dieser Schule gesehen haben; den Titel Magister bekommen sie als Seleitsbrief mit. Sie waren gewöhnlich mit tiefen Kenntnissen ausgerüstet, aber vernachlässigt in äußeren Formen, in Sprache und Ausdruck sonderbar, und spielten eine um so auffallendere Figur, als sie gewöhnlich, ihrer Stellung nach, als Lehrer an Universitäten, als Erzieher in brillanten Häusern, in der Gesellschaft durch ihr Aeußeres

den Rang nicht ausfüllten, den ihnen ihre Gelehrsamkeit gab. Eine solche Figur aus alter Zeit ist mein Freund. Er ging schon vor dreißig Jahren aus seinem Vaterlande, hat aber weder in Aurland, noch in Sachsen seine Eigenheiten abgelegt. Er lebt hier, abgetrieben von der Welt, in einem Dachstäbchen; ich halte ihn für einen der tiefsten Denker des Zeitalters, dabei ist er ein liebenswürdiger Dichter, und dennoch ist sein Name gänzlich unbekannt. Die gelehrtesten Recensionen in den Leipziger und Haller Blättern sind von seiner Hand; manche Entdeckung, mancher tiefgedachte Satz, womit jetzt die neuen Philosophen ihre Werte aufspitzen, sind von ihm, er hat sie spielend hingeworfen.“

„Also ein literarischer Eremit,“ rief Kempen aus, indem er, nicht ohne kleinen Schander, an der Seite des Referendärs durch enge, schmutzige Gäßchen ging. „Eine Nachtenke der Minerva in bester Form?“

„Wenn es heutzutage wieder einen Diogenes geben könnte,“ erwiderte Jener, „ich glaube, er müßte im Costüm meines Magisters erscheinen. Dieses ehrliche, kluge, ein wenig ernste Gesicht, die kunklos um den Kopf hängenden Haare, das verschoffene Hütchen, der abgetragene Rock, den er mit keinem andern vertauschen mag, die sonderbare, beinahe zärtliche Neigung zu einer alten, schwarzgerauchten Pfeife, dazu ein dunkelbraunes Meerrohr mit silbernem Knopfe, und diese ganze Gestalt in der düstern, schwärzlichen Spelunke, in welche wir eben treten wollen — nehmen Sie dies Alles zusammen, und Sie werden finden; das Urbild eines modernen cynischen Philosophen ist fertig, nur würde er einen Alexander nicht um ein wenig Sonne, sondern um ein bißchen Jener für seine Pfeife bitten.“

Durch einen Vorplatz, wo das trübe Licht einer schmutzigen Laterne einen zweifelhaften Schein auf Kornsäcke und umgestürzte Bierstäbchen warf, traten jetzt die beiden jungen Männer in das größere Schenkgzimmer des Entenzapfen. Der Wirth, dick und angeschwollen von dem Kosten seines eigenen Getränkes, schlief in einem Lehnstuhle hinter dem Ofen; einige abgerissene Gestalten spielten bei einem stämpfchen Licht

mit schmutzigen Karten und sahen die Vorkübergehenden mit matten, schläfrigen Augen an.

Palvi ging vorüber in ein zweites kleineres Gemach, das für bessere Gäste eingerichtet schien. Derselbe Alte, den Kempen diesen Abend flüchtig gesehen, saß dort allein hinter einer Kanne Bier. Auf den Tisch hatte er mit Kreide einen mathematischen Satz gemalt. Er schaute, die Stirne in die Hand geküßt, aufmerksam auf seine Berechnung nieder, und nur große Tabakswolken, die er hin und wieder ausstieß, zeigten, daß er lebe und athme. Erst auf den Abendgruß seines jungen Freundes richtete er sich auf und zeigte ein ernstes, gleichgültiges Gesicht, dem nur das glänzende, ungemein interessante Auge einiges Leben verlieh.

Die Gegenwart eines Fremden schien ihm unangenehm aufzufallen. Kurz abgebrochen, indem er hastig mit dem Rockärmel die Figuren von dem Tische abwischte, sagte er: „Seid lange ausgeblieben.“

„Dafür bringe ich aber einen seltenen Saft mit,“ erwiderte der junge Mann, der das Entenzapfen versuchen will.“

„Literator?“ fragte der Alte etwas mürrisch.

„Wo denkst Du hin, Magister: ein hiesiger Literator und der Entenzapfen! Nein, er ist nicht von diesen, sondern heißt Herr von Kempen und ist Stallmeister.“

„Da haben der Herr die ächte Quelle gefunden,“ sprach der Alte freundlich und mit einer Herzlichkeit, die ihn sogar angenehm machte. „Der Entenzapfen hat solid Getränke. Setzt Euch, da bringt die Kellnerin schon die Kannen.“

Der Stallmeister erschrad vor der großen Kanne, die ihm das niedliche Kellermädchen mit den rothen Lippen kredenzte; aber die Neugierde nach dem Magister, der Drang, von Palvi nähere Aufschlüsse über Elifens Betragen zu erhalten, milderten seinen Schauer vor dem Entenzapfen.

„Es hat einen eigenen Reiz für mich,“ sagte er, um die Anekdote des Alten zu erwidern, „so aus einer glänzenden Gesellschaft, wo Alles

voll Glanz und Ruh, voll Berechnung und eiteln Benehmens ist, mich in die Einsamkeit einer solchen Schwerte zu begeben. Man wird so leicht verführt, jenes schimmernde Wesen für wahres Leben, für ein Ideal der Gesellschaft zu nehmen, und nur ein plötzlicher, recht greller Tausch kann von diesem Wahne retten, besonders wenn man das Glück hat, Männer zu finden, die zu vernünftigem Gespräch bereitwillig sind.“

„Ich kann mir's denken aus früherer Zeit,“ entgegnete der Alte mit ironischem Lächeln. „Nun hat man wieder anständig geschnattert und gezwitschert, Thee getrunken und göttlichem Gesange gelauscht, und als man gar ästhetisch zu werden, vorzulesen anfing, seid Ihr aus Angst davongelaufen?“

„Nein,“ antwortete Kempfen, „so lange gelesen wurde, blieben wir.“

„Wie?“ rief der Magister. „Und Ihr habt es über Euch vermocht, Herr Referendar, allerlei rosenfarbene Poesie anzuhören?“

„Man las die letzten Ritter von Marienburg,“ belehrte ihn der Stallmeister.

„Ei, der Tausend!“ sagte der Alte, mit einem sonderbaren Seitenblick auf Palvi, „konnte man doch solche Speisen vertragen, ohne den ästhetischen Gaumen und Magen zu verderben? Hat sich denn die Welt gedreht, oder waren unsere hiesigen Schöngeistler nicht angezogen?“

„Doch, sie waren dabei,“ erwiderte Kempfen, „sie wagten es nicht, sich dagegen zu setzen, obgleich der Zorn aus ihren Augen sprühte, denn noch diesen Morgen hatten sie sich bändig und deutlich erklärt.“ Und nun erzählte er den Austritt im Keller des Italieners mit einer Geläufigkeit, über welche er sich selbst wundern mußte. Mehrmals wurde er von einem schnellen, kurzen Lachen des Alten unterbrochen, als er aber mit dem fürchtbaren Bündnisse des literarischen Trios endete, brach der alte Mann in ein so herzliches Gelächter aus, daß der Wirth vom Entenzapfen mit einem tiefen Gesöhnne erwachte und sich im Sessel umwälzte.

„Der Herr Stallmeister erzählen gut,“ sprach dann der Magister,



indem er Thränen, die das Lachen hervorgelockt hatte, verwischte. „Ich kenne sie, diese Putsch, diesen Chorus von Halbwissern. Sie sind geachteter beim Stadtpublikum und auf dem Landstüß, als der wahre Gelehrte, sie sind die Vornehmen unter den Musensöhnen und machen ungebeten die Honneurs auf dem Paruaß, als wären sie Prinzen des Hauses oder zum mindesten Kammerjunker; um so weniger können sie es verschmerzen, wenn ihre Blöße aufgedeckt und ihre Schande ans Licht gestellt wird. Sie fühlen ihr Nichts, Sie sehen es einander ab, aber sie wollen es sich nicht merken lassen.“

„Am sonderbarsten und unerklärlichsten scheint mir ihre Wuth gegen das, was man jetzt historischen Roman nennt,“ bemerkte der Stallmeister. „Ich bin zu wenig im Getriebe der Literatur bewandert, um es mir erklären zu können.“

„Danken Sie Gott,“ erwiderte der Alte, „daß Sie ein heiteres, rüstiges Handwerk erlernt haben, und von diesem unseligen, peinlichen Treiben nichts wissen. Kommt mir doch diese schöne Literatur jetzt vor wie scharfer Essig. Mit gehöriger Zuthat vom Del des Lebens, Philosophie, ist sie die Würze eurer Tage; aber kostet sie gesondert, so ist sie scharf, abstoßend. Betrachtet sie genau, etwa durch ein tüchtiges Glas, so sehet ihr das Acidum aufgelöst in eine Welt von kleinen Wärmern, die sich wälzen und einander anfallen, über einander wegkriechen.“

„Pfui! aber ihr Verhältniß zum historischen Roman?“

„Sie geberden sich,“ antwortete Bunker, „als ob sie gegen irgend eine Erscheinung des Zeitgeistes ankämpfen könnten, wie Pigmen gegen einen Riesen. Als ob nicht schon die Ilias so gut historisch gewesen wäre, als irgend ein Roman des Verfassers von Baverley. Und ist nicht Don Quixote der erste aller historischen Romane? Doch nehmen Sie nähere Beispiele bei uns. Spricht sich nicht in Wilhelm Meister das Element eines historischen Romans geheimnißvoll ans? Müssen wir nicht den Begebenheiten, in die der Held verwickelt ist, eine gewisse Zeitgeschichte unwillkürlich unterlegen? Müssen wir nicht das Lager des Prinzen als eine notwendige historische Dekoration damaliger Zeit

aussehen? Und die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, sind sie nicht eine historische Novelle? Wir betreten also zum mindesten keinen neuen Boden, kein neues zweifelhaftes Gebiet.“

„Und welch' kleiner Schritt,“ bemerkte Palvi; „welch' natürlicher Uebergang ist vom historischen Drama, wie wir es bei Goethe finden, zum mod. -nen, geschichtlichen Romane. Sie sind ihm schon um vieles näher als die historischen Schauspiele Shakespeare's. Wie im Romane sprechen dort die Helden nicht großartige Gefühle aus. Sie halten nicht gebedute Reden, sondern ihre Reden erzählen von den schlummernden Entschlüssen ihrer Seele, und wir erblicken in einer einzelnen Wendung Motive, ahnen Handlungen, die sich nachher verwirklichen.“

„Die Völker scheinen sich in unsern Tagen zu scheiden und scharf abzugrenzen. Doch diese Scheidung ist nur scheinbar, denn die Menschheit ist durch so viele Erfindungen sich näher gerückt worden. Wir gehören mehr und mehr der Welt an. Wir sprechen von entfernten Polarländern oder von Amerika mit einer Bestimmtheit, einem Gefühle der Nähe, wie unsere Großväter von Frankreich sprachen. Wir sind jetzt erst Europäer geworden. Darnum ist uns nichts mehr fremd, was in diesem alten Welttheile geschieht. Der Unterschied der Sprache hat aufgehört, denn, Dank sei es unsern gewandten Uebersetzern, es ist, als ob Scott und Irving in Frankfurt oder Leipzig lebten.“

„Gewiß!“ fiel Kompen ein, „auch in der Gesellschaft sind sich die verschiedenartigsten Elemente näher getreten. Unsere jungen Männer erzählen jetzt von einer Reise nach London oder Rom mit mehr Bescheidenheit oder Gleichgültigkeit, als sonst einer von einer Reise an einen zwanzig Meilen entfernten Hof erzählte. Aber ist uns durch alles dies, da wir in einer so breiten Gegenwart leben, die Geschichte nicht viel mehr fern, als nahe gerückt?“

„Ich gebe zu,“ sagte der Alte, „das ernste Studium der Historie, aber nicht das rein menschliche Interesse daran. Die Geschichte war sonst die Geschichte der Könige, und an ihre oft unbedeutende Person knüpfte sich das Leben unsterblicher Männer. Die neuere Zeit, so große Veränderungen um uns her, haben uns anders denken gelehrt.

Es ist die Geschichte der Meinungen, es sind die Schicksale gewisser Prinzipien, die wir kennen lernen möchten. Ihr Kampf erscheint in jedem Zeitalter mehr oder minder und unter der verschiedensten Gestalt, und dieser Kampf der Meinung ist es, was jeder Periode ihr Interesse gibt, er ist es, der, dem Romane zum Grunde gelegt, unsere Theilnahme auf unbeschreibliche Weise anzieht."

"Ich ahne, daß Sie Recht haben," erwiderte der Stallmeister. „Gleichwohl kann ich diese Idee meinen bisherigen Ansichten noch nicht recht anpassen. Denn, wie vertragen sich zum Beispiel mit dieser welt-historischen Ansicht jene sonderbaren Figuren Walter Scotts, die bald als rohe Hochländer, bald als Räuber, als Fischer in die Geschichte unmittelbar eingreifen und so anziehend erscheinen?"

„Das ist es ja gerade, was ich sagte," antwortete der Magister. „Wir ahnen in der Geschichte des Landes und des Volkes, die uns Professoren auf Kathedern vortragen, daß es nicht immer die Könige und ihre Minister waren, die Großes, Wunderbares, Unerwartetes herbeiführten. Da oder dort hat die Tradition den Schatten, den Namen eines Mannes aufbehalten, von dem die Sage geht, er habe großen und geheimnißvollen Antheil an wichtigen Ereignissen gehabt. Solche Schatten, solche fabelhafte Wesen schafft die Phantasie des Dichters zu etwas Wirklichem um. In den Mund eines solchen Menschen, in sein und seiner Verbündeten geheimnißvolles Treiben legt er die Idee, legt er den Keim zu Thaten und Geschichten, die man im Handbuch nur als geschehen nachliest, vergebens nach ihren Ursachen forschend. Indem solche Figuren die Ideen persönlich vorstellen, bereiten sie dem Leser hohen Genuß, und oft ein um so romantischeres Interesse, je unscheinbarer sie durch Bildung und die Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft anfänglich erscheinen.“

„Und so hielten Sie es für möglich, daß auch die deutsche Geschichte interessante Stoffe für historische Romane bieten könnte?" fragte Kempen. „Mir schien sie immer zu zerrissen, zu flach, zu wenig romantisch und großartig.“

„Das Letztere glaube ich nicht," erwiderte Palvi. „Und muß

denn gerade der Hintergrund, das historische Faktum das Erhabene sein? Ist es nicht der Zweck des Romans, Charaktere in ihren verschiedenen Nuancen, Menschen in ihren wechselseitigen Beziehungen zu schildern? Und kann sich nicht ein großartiger Charakter in einer That, einem Zwiste erproben, der für die allgemeine Geschichte von geringerer Bedeutung ist? Oder glauben Sie, weil Lief in die Ebenen flüchtete, um einen historischen Hintergrund zu holen, er habe damit sagen wollen, unsere Geschichte biete keinen Stoff, der seines hohen Genius würdig wäre?"

„Diese Ritter von Marienburg,“ nahm der Alte das Wort, „beschäftigen sich mit keinem großartigen historischen Ereignisse. Schon fünfzig Jahre, ehe das Unglück des Ordens in Ostpreußen wirklich hereinbricht, gewahrt man: daß er sich nie mehr zu seinem alten Glanze erheben, daß früher oder später die Elemente selbst, die seine Größe beförderten, seinen Sturz bereiten werden. Er fällt, denn er hat seinen Beruf erfüllt. Aber an die geschichtliche Figur des Großmeisters, an die Thäler der Rogat, an die Mauern der erhabenen Burg weiß jener Hahn Fäden anzuknüpfen, woraus er ein erhabenes Gewebe schafft. Ich möchte sagen, er baut aus den Trümmern jenes gestrandeten Schiffes eine Hütte, worin sich bequem wohnen läßt.“

„Nun verstehe ich Sie,“ rief der Stallmeister, „und weil sie diesen Standpunkt nicht erreichten, weil sie diese höhere Ansicht nicht erfassen mögen, kämpften jene Leute gegen diesen historischen Roman. Es ist Brodneid, sie wollen ihn nicht aufkommen lassen, weil er die Kunden an sich ziehen könnte.“

„Hat er nicht Recht, der Herr Stallmeister?“ wandte sich der Magister lächelnd an seinen Nachbar. „Sie schimpfen Alle auf einander und zusammen auf jedes Größere, diese Kleinmeister. Mich freut es nur, daß mein Doktor Zundler auch bei der fürchtbaren Freitags-Trias ist.“

„Ihr Doktor Zundler?“ fragte Kempen bekremdet. „Kennen Sie ihn?“

„Ob ich ihn kenne?“ erwiderte der Alte lachend.

„Der Herr Stallmeister macht keinen schlimmen Gebrauch davon,“ sagte Paloi zu dem Magister, „und zu größerem Verständnis der Poesie ist es ihm nützlich, wenn er es weiß. Bist Du es zufrieden, Albert?“

„Es sei; aber der Herr Stallmeister wird diskret sein,“ antwortete der Alte.

„Was werde ich erfahren?“ fragte Kempfen. „Wie geheimnißvoll werden Sie auf einmal?“

„Sie kennen den Doktor Zundler, einen der ersten Lyriker dieser Stadt,“ sprach Palvi, „sein Ruhm war früher gerade nicht so groß, doch etwa seit einem halben Jahre regt er die Flügel mächtig. Hier flüht der Dädalus, der sie ihm gemacht hat.“

„Wie soll ich dies verstehen?“ erwiderte der Stallmeister.

„Unser Magister hier ist ein sonderbarer Kauz,“ fuhr Jener fort, „einer seiner bedeutendsten Fehler ist Aengstlichkeit, sonderbar verschwistert mit Gleichgültigkeit. Er hätte es weit bringen können auf dem deutschen Parnas, aber er war zu ängstlich, um etwas drucken zu lassen. Doch wie vermüchte ein dichterischer Genius von diesem Hindernisse sich belegen zu lassen; er dichtete fort, für sich.“

„Ich machte Verse,“ fiel der Alte gleichgültig ein.

„Du hast gedichtet!“ sagte Palvi. „Aber seine besten Arbeiten, seine gründlichsten Forschungen hat er um acht Groschen den Bogen in Journale verzettelt, weil er sich schente, seinen Namen auf ein Titelblatt zu setzen. Und von den glänzendsten Poeten seiner Jugend fand ich die einzigen Spuren in halboverbrannten Fibibus. In meinen Augen bist Du entschuldigt, guter Magister, durch Deine Erziehung und die Art und Weise Deines Vaterlandes. Wer hat sich dort zu Deiner Zeit um einen Geist, wie der Deine war, bekümmert? Was hat man für einen Mann gethan, der nicht in die vier Kardinaltugenden, in die vier Himmelsgegenden der Brodwissenschaft, in die vier Fakultäten paßte? Haben sie ja sogar Schiller zwingen wollen, Pflaster zu streichen, und Wieland floh das Land der Abderiten, weil es dort keinen Raum für ihn gab, als den Posten eines Stadtschreibers, den er freilich so schlecht als möglich ausgefüllt haben mochte.“

„Mensch, nichts Bitteres gegen mein schönes Vaterland,“ sagte der Alte mit sehr ernstem Blick. „Es war die Wiege großer Männer.“

„Du sagst es,“ erwiderte Palvi, „die Wiege, aber nicht das Grab. Und dieser Umstand mag seine eigenen Ursachen haben. Zum

mindeſten findet man in Odeſſa wie am Nilfluff, in Polen und in Rio-Sanctro, und überdies noch auf den Kathedern aller bekannten Univerſitäten Deine Landsleute. Doktor Zundler nun, um von dieſem zu reden, hatte das Glück, eines Tages eine Wohnung zu beziehen, in deren Giebel unſer Magiſter ein Freiloggis bewohnt, weil er den Knaben des Hausherrn zum Gelehrten bilden ſoll. Doktor Zundler hat, um ſich zum Dichter zu bilden, viel geſeſen, und hat den großen Menſchekennern bald abgemerkt, daß ſie auf Originale Jagd machen. Er ſtellt ſich daher alle Tage zwei Stunden mit ſeinem Glas unter das Fenſter, und ſtellt Betrachtungen über die Menſchen an, wie der ſelige Hofmann in Betters Eckfenſter, nur, behauptet man, mit verſchiedenem Erfolg. Denn der ſelige Kammergerichtsrath guckte durch das Kaleidokop, das ihm eine Fee geſchenkt, der Doktor Zundler aber durch ein ganz gewöhnliches Opernglas. Da ſah er einigemal den Magiſter und — nun, Bunterchen, erzähle.“

Ein behagliches Lächeln verbreitete ſich über das Geſicht des Alten; er trank in längeren Zügen aus ſeinem Glas und erzählte dann: „Eines Tages ſagte mir meine Aufwärterin, daß ſich der wunderſchöne reiche Herr in der Bel-Etage nach mir erkundigt habe, wer ich wäre, was ich treibe und dergleichen. Bald darauf kam ein ſchön gepuſter Herr in mein Stübchen, beguckte mich von allen Seiten, fragte mich allerlei und wunderte ſich ungemein, daß ich ein Gelehrter ſei. Er hatte mich, meiner Phyſiognomie nach, für einen unglücklichen Muſter gehalten. Sein Staunen wuchs, als er einige poetiſche Verſuche, die am Boden lagen, aufnahm und las. Er wollte nicht glauben, daß ſie von mir herrühren, und nahm ſie endlich aus reinem Intereſſe, wie er ſagte, mit. Den folgenden Tag ſchickte er mir ein Paar Flaſchen Wein. Es freute mich, ich hatte gehört, daß er reich ſei; ich bin arm und trank den Wein. Als ich die erſte Flaſche hinunter hatte und warnu war, ging die Thür auf und mein Doktorchen trat herein. Ein Wort gab das andere; man kam auf Poeſie, ich machte wenig daraus, er viel; er ſchwatzte mir etwas vor von einer Erbfchaft, die er gewinnen könne von ſeinem Oheim, einem portirten Verehrer der Muſen. Seine biſherigen Verſuche haben aber nur den Unwillen des Erblassers erregt.

So machte es sich von selbst, daß ich ihm meinen ganzen Kram von Poesien andot; mich selbst amüßten diese Verse nur, so lang ich sie entwarf und ansarbeitete; ob sie das Publikum lese, ob es mich dabei kenne, war ja so gleichgültig! Im Scherz ging ich einen Akkord ein, daß ich ihm auch eine Novelle und später einen Roman schriebe. Er gibt mir dafür Wein, Knaster, zuweilen Geld, und ich habe das Bequeme, daß Niemand, weder in Lob noch Tadel, meinen Namen nennt, was mir unansprechlich ist; und daß ich mich mit keinem Journalredakteur, mit keinem Buchhändler, keinem Recensenten herumbeißen muß."

„Ist dies nicht köstlich, Stallmeister?“ fragte Palvi lachend. „Was halten Sie von diesem trefflichen Lyriker, von diesem Junber, der ohne fremden Stahl und Stein kein Feuer gibt?“

„Ist es möglich!“ rief der junge Kempen staunend aus. „Ist eine solche lächerliche Niederträchtigkeit jemals erhdrt worden! Und diesen Menschen konnte auch ich für einen Dichter halten, konnte den Genius bewundern, der auf einmal über ihn gekommen? Und auch sie, auch sie,“ fuhr er in Gedanken versunken fort, „auch sie ehrt und achtet ihn darum, zeichnet ihn aus, spricht mit ihm über seine neuesten Werke. Es ist um rasend zu werden!“

Palvi sah den jungen Mann bei diesen Worten theilnehmend, beinahe gerührt an; er schien mit Mühe eine tiefe Behmuth zu bekämpfen, aber der Alte fuhr fort: „Solch' belletristisches Ungeziefer, das sich vom Marke Anderer nährt, hätte ich schon längst gern in der Nähe geschaut, und so studirte ich diesen Hohlkopf. Wenn allerlei Mittel von Außen her einen Dichter machen könnten, er müßte es längst sein. Denken Sie sich, er trägt, wenn er sich zum Dichten niederfest, einen Schlafrock, dessen Unterfutter aus einem Schlafrock gefertigt ist, den einst Wieland trug. Hofmanns Dintengefäß hat er in Berlin erstanden, von einem Sattler in Weimar aber den ledernen Ueberzug eines Fantenil's, in welchem Spethe oft gefessen. Mit diesem hat er seinen Stuhl beschlagen lassen, und so will er seine Phantasie gleichsam a posteriori erwärmen. Auch liegt auf seinem Tisch eine heilige Feder, Schiller soll damit geschrieben haben. Er hat gehört, daß solche

Dichter gern trinken, darum geht er Morgens ins Weinhaus und zwingt sich zu einer Flasche Rheinwein; Abends aber, wenn er schon ganz dumm und schläfrig ist, trinkt er schwarzen Kaffee mit Rum und liegt dann in schrecklichen Geburtschmerzen und ist gewärtig, irgend eine neue Maria Stuart oder Jungfrau von Orleans hervorzubringen.“

## 7.

Während der Magister Bunker also sprach, schlug es elf Uhr, und nicht sobald hatte er den ersten dumpfen Ton der Glocke vernommen, als er hastig sein Glas anstrank, einige Groschen auf den Tisch legte, dem erstaunten Stallmeister mit einer gewissen freundlichen Rührung die Hand bot, und sie ihm und Palvi herzlich drückte. Dann aber rannte er so eilends aus dem Entenzapfen, daß Kempfen nicht einmal sein freundliches „Gute Nacht“ erwidern konnte.

„Sie staunen,“ sprach der Referendar, „daß uns der sonderbare Mensch so plötzlich und verwirrt verläßt. Er wohnt bei einem strengen Mann, der immer fünf Minuten nach elf Uhr die Handthüre schließt. Weil nun der arme Magister eigentlich als Almosen sein Freiloß genießt, darf er keinen Hausschlüssel führen, wie Leute, die ordentlich bezahlen, und so jagt er wie ein Gespenst, das mit dem Fahnenkreuz in sein Grab entweicht.“

„Ist dieser Mensch glücklich oder unglücklich zu nennen?“ fragte Kempfen nicht ohne Bewegung.

„Ich denke glücklich,“ erwiderte Palvi sehr ernst; „wer wenig hofft, hat nichts zu fürchten; er ist ruhig. Die Zeit mildert ja Alles, und für die Erinnerung ist er kalt geworden.“

„Hat er je geliebt?“

„Er hat geliebt, die Tochter jenes Hauses in Kurland, wo er Erzieher war. Er muß sehr liebenswürdig gewesen sein, denn die junge Gräfin starb nachher aus Kummer. Er selbst aber brachte zwei Jahre tiefer Schwermuth in einem Irrenhause zu.“

„Gott, welch' ein Schicksal!“ rief der junge Mann gerührt. „Wer hätte dies ahnen können? Er hat uns eine so heitere Aeußerung gezeigt.“



„Wozu soll er seinen Schmerz zur Schau tragen?“ entgegnete Balvi. „Er gehört nur sein und er verschließt ihn mit den Trümmern besserer Tage in seiner Brust. Ich denke, es ist dies die einzige Art, wie Männer leiden müssen.“

„Es müßte mich Alles täuschen,“ sagte Kempen nach einer Pause, „oder auch Sie lieben nicht glücklich. Nennen Sie mich nicht unbescheiden. Sie haben mir zu viel Interesse eingefloßt, als daß nicht meine wärmste Theilnahme bei dieser Frage wäre.“

Der Referendar sah ihn überrascht, doch nicht gerade verwundert an; sein ernstes, dunkles Auge schien die Züge des Fragenden noch einmal zu prüfen. „Es gibt wenige Menschen,“ antwortete er, „die diese Frage an mich gerichtet hätten. Doch an Ihnen freut mich gerade diese Offenheit. Ich weiß, Sie meinen Elise Widlow; ich liebe sie.“

„Und werden wieder geliebt?“ fragte Kempen erröthend.

„Ich zweifle; doch möchte ich von Ihnen nicht verkannt werden, darum will ich Ihnen die kurze Geschichte dieser Liebe geben. Meine Eltern, sie sind beide todt, lebten in dieser Stadt. Unser Hans war mit den Widlows sehr befreundet, denn mein und Elisens Großvater sind aus demselben Lande hier eingewandert. Ich bin um so viel älter denn Elise, daß uns unsere Kinderspiele nicht zusammenführten. Wohl aber durfte ich, als auch meine Mutter starb, das Hans hin und wieder besuchen, und ich faßte in einem noch sehr jungen Herzen eine glühende Neigung für das schöne Kind. Nach den ersten Jahren meines Universitätslebens kam ich hieher. Sie war herrlich herangeblüht und gestand mir, daß sie mir recht gut sei. Elise war damals fünfzehn Jahre alt. Ich kam in rohe Gesellschaften. Mein Vermögen und mein Stipendium reichten nur das erste Mal hin, meine Schulden zu decken. Das zweite Mal drückte mich eine bei weitem geringere Verlegenheit bei weitem unangenehmer, weil ich keinen Rath wußte. Sie hatte es erfahren, und durch fremde Hand wurden meine Schulden getilgt. Mädchen in guten Ständen, in einem soliden Hause aufgewachsen, wissen nicht, wie leicht ein armer Teufel in solche Verlegenheit kommt. Sie schmälte mich in den Ferien und hielt mich für einen schlechten Menschen.

Ich versprach Fleiß und solides Leben. Das Unglück eines meiner Freunde, der einen Andern erschoss, riß mich mit fort und wieder ins Kleid. Auch da hat sie mir wieder geholfen und mich zu Ehren gebracht. Bei so vielen Wohlthaten konnte mich vor mir selbst nur der Gedanke entschuldigen, daß es die Hand der Geliebten sei, die mich gerettet, daß ich diese Hand einst auf immer in die meinige legen werde.

„Ich raffte mich zusammen, und bald darauf gelang es mir durch Fleiß, hier angestellt zu werden. Meine Stellung zu Elisen war aber eine ganz andere geworden. Der alte Willow hatte erfahren, wie mich seine Tochter unterstützt hatte, und verbot mir schon beim ersten Besuch sein Haus, aus dem einfachen Grunde, weil ich arm und leichtsinnig sei.

„Elise selbst lebte in großen, glänzenden Birkeln, wo ich keinen Zutritt hatte, verkehrte mit allerlei schönen Geistern und galt für die Krone der jungen Damen. Ich konnte sie höchstens in öffentlichen Gärten, auf Bällen und Concerten, im Theater sehen. Und nur ihr freundlicher Blick konnte mich für so viel Entsagung trösten, konnte mich von dem beinahe Unbegreiflichen überzeugen, daß dieses allgemein angebetete Geschöpf — mich liebe.“

Der Stallmeister suchte vergebens seine Bewegung zu verbergen. Eine hohe Röthe lag auf seinem Gesicht, und sein Auge hing voll Erwartung an den Lippen Palvi's.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte Dieser, als er den unangenehmen Eindruck bemerkte, den seine Erzählung auf den jungen Mann machte. „Fürchten Sie nichts, ich werde bald zu Ende sein. Ich war glücklich und zufrieden; ich kannte ihre Vorliebe für Poesie, und die Liebe ermunterte mich, einen Versuch zu wagen, der mich ihr noch werthter machen sollte. Ich strengte alle meine Kräfte an, um sie mit etwas Selangemem zu überraschen. Da brachte man mir eines Tages einen Brief. Ich erkannte ihrezüge, ich riß ihn auf und — sie schrieb mit kurzen, aber heftigen Worten, daß sie sich auf ewig von mir lossage, daß sie mich in tiefer Seele verachte; warum? werde mir mein eigenes Gewissen sagen. Ich versuchte mancherlei Wege, um mich ihr zu nähern; mein Gewissen sprach mich von irgend einem Fehler gegen

die Geliebte frei, darum wollte ich mir Gewißheit über das Warum verschaffen. Sie wich überall aus, und noch heute — heute Abend in jenem Zirkel hat sie alle meine Hoffnungen zertrümmert.“

In dem edelmüthigen Herzen des jungen Kempen siegte Mitleiden über jedes andere Gefühl. Er faßte die Hand des unglücklichen, ihm so interessanten Mannes; er gelobte ihm, bei Elisen für ihn zu sprechen, sie um die Ursache ihres Betragens zu befragen.

Aber Jener erwiderte mit dem Stolze, den unverdiente Kränkung gibt: „Vertrauen ist die erste Bedingung der Liebe. Wo Vertrauen fehlt, da war nie Liebe, oder sie ist jedem Zufalle ausgesetzt. Ich habe Elise auf immer verloren, selbst wenn sie mich wieder lieben würde.“

„Und in diesem Zustand wollen Sie hier fortleben?“ fragte Kempen, seine Hand ergreifend. „Wollen Elisen sehen und dabei immer fühlen, daß Sie verachtet sind?“

„Nein, gewiß nicht,“ erwiderte Jener mit härterem Lächeln; „mein Geschäft in dieser Stadt ist zu Ende. Es bleibt mir nur noch übrig, die Geliebte vor Menschen zu warnen, die ihrer nicht werth sind. Diesen literarischen Pöbel, der ihr so unendlich werth scheint, will ich noch vor ihren Augen entlarven; und ich glaube ihr damit nützlich zu sein, denn die Stellung, die Elise jetzt eingenommen, würde sie später nimmer glücklich machen. Sie selbst werden mir dazu helfen, mein Freund; schlagen Sie ein; wir wollen unsere Penelope von diesen Freiern erretten.“

„Wohlan!“ rief der Stallmeister, indem er aufbrach, vielleicht findet sich morgen schon Gelegenheit, wenn uns die letzten Ritter von Marienburg versammeln; aber dann,“ setzte er entschlossen hinzu, „noch einen Versuch, um auch Sie glücklich zu machen!“

## 8.

Der schöne Frühlingstag und die Furcht, für ungebildet zu gelten, wenigstens durch ihr Nichterscheinen geringes Interesse an der schönen Literatur zu verrathen, vereinigte den größten Theil des Kempen'schen Clubs in dem Gartensaal, den man zum Sammelplatz bestimmt

hatte. Der junge Kempen war zu Pferd herausgekommen, geraume Zeit vor den übrigen Gästen; gedankenvoll setzte er sich auf den Altan des Hauses und schaute in den Fluß hinab. Wie so gern hätte er sich schon heute am frühen Morgen Gewißheit verschafft, warum Elise so plötzlich mit Balvi gebrochen, auf eine Weise gebrochen, die nothwendig, er gestand es sich mit Schmerz, auf den Charakter des jungen Mannes einen düstern Schatten werfen mußte. Oft verwünschte er den gestrigen Tag, und daß er diesen Menschen kennen gelernt habe, nur um ihn unaussprechlich zu achten, und vielleicht morgen zu verlieren, zu — bedauern; denn verachten? Nein, es konnte keinen Fall geben, der ihm diesen Mann hätte verächtlich machen können. War es denn möglich, daß eine so großartige Seele etwas Gemeinem, Niedrigem sich hingeben konnte? „Er ist arm,“ sagte der gutmüthige Kempen zu sich, „er muß dürftig sein, denn seine Stelle kann ihn nicht erudiren; vielleicht hat er wieder Schulden gemacht, sie hat es erfahren, und deutet als Leichtsinns, was vielleicht Noth ist? Aber kann, selbst wenn es Leichtsinns wäre, dieser den Geliebten in ihren Augen verächtlich, elend machen?“ Wie ergrimmete er in seiner Gedankenfolge über jene Schranken, welche das Herkommen und die „gute Sitte“ um vornehme Häuser und ihre Töchter gezogen, wie unnatürlich erschien es ihm, daß der Geliebte die Zürnende nicht in ihrem Hause, auf dem Wege, überall befragen, vielleicht veröhnen konnte, daß vielleicht ein kleines, aber sichtbares Ausweichen, eine scharfe und laut gesprochene Rede dazu gehörte, ihn, nach den Sitten der Gesellschaft, auf immer von sich zu entfernen! Oder wie? Sollte sie ihn vielleicht nie geliebt haben?“ setzte er getrübketer hinzu. — „Es wäre möglich, daß ihm diese Gewißheit weniger schmerzlich wäre, als ihr Haß; aber — darf sie ihn deswegen hassen?“

Ein großer Zug von Damen und Herren hatte während dieser Gedanken des jungen Kempen den Berg erstiegen, und war jetzt in den Gartensaal getreten.

Noch fehlte Elise, aber man konnte nur um so ungezwungener ihren Geschmack und ihre Belesenheit bewundern. Auch Balvi wurde

gebührendes Lob gesendet; man hatte selten mit dieser Gewandtheit, mit diesem Ausdruck etwas vorlesen gehört, und die Bewunderung stieg, als man sich sagte, daß er wahrscheinlich diesen Roman nicht zuvor gelesen habe. Elise kam mit Onkel und Tante Kempen angefahren, und Julius vergaß so ganz seine vorigen Gedanken, seine Vorsätze, daß er vor Freude erröthend herbeisprang, sie aus dem Wagen zu heben, daß er halb unbewußt ihre Hand drückte, und dies erst erkannte, als er diesen Druck erwidert fühlte. Alle jene düstern Bilder, die auf dem Altan vor seiner Seele vorübergezogen, verschwanden vor dem Glanz ihrer Schönheit. Er hatte sie nie so reizend, so wundervoll gesehen, wenigstens so huldreich war sie nie gegen ihn gewesen. Den Grund davon gestand ihm in einer Ecke des Saals die Tante. Er hatte den Birkel gestern Abend so bald verlassen, daß Elise glaubte, sie habe ihn getränkt. Dieser Gedanke erfüllte ihn jetzt so ganz, daß er in ihre Nähe eilte, daß er mit ihr sprach und scherzte, und erst durch die wiederholte Mahnung seines Onkels darauf aufmerksam gemacht werden konnte, daß die Gesellschaft sich bereits im Kreise gesetzt habe und die Erzählung des Fräuleins Bidlow erwarte.

„Mein Unfall,“ sprach sie mit leichtem Erröthen, „hat mich gestern, wenn ich nicht irre, gerade bei der Zusammenkunft der Ritter mit dem Fräulein getroffen. Des Fräuleins Vater, der nicht nur von außen, sondern auch im Innern dem Bund durch Zwischenträgerel und Uneinigkeit zu Schaden sucht, hat überall Spione, Erwünscht ist ihm, daß ihm einer die Anzeige von jenem nächtlichen Rendezvous macht. Er denkt keinen Augenblick daran, daß es seine Tochter sein könnte, sondern schleicht sich mit Knechten in jene Ruinen und überfällt zuerst den Freund; die Dame und ihre Amme, die immer zugegen war, entfliehen; es kommt zum Gefecht, die Knechte werden in die Flucht geschlagen, und auch der Alte zieht sich zurück, doch nicht, ohne sich vorher mit einem Zeichen von seinem Segner versehen zu haben.

„Den andern Tag versammelt der Großmeister ein Kapitel. Er entdeckt den Rittern diesen Vorfall und beschwört die Schuldigen, sich zu nennen. Sie schweigen. Noch einmal fordert er sie vergebens auf

und zeigt dann der Versammlung eine goldene Kette, woran ein Siegelring befestigt ist. Das Wappen wird erkannt, und der Freund sieht sich genöthigt, zu gestehen. Er übersteht mit klarem Blick seine Lage; die geschärften Befehle müssen ihn schuldig sprechen, darum ist für ihn keine Rettung. Doch glaubt er, da er selbst verloren ist, seinen Freund retten zu können. Er gesteht, in den Künsten, mit einer Dame gesprochen zu haben. Der Meister ist tief ergriffen von diesem Geständniß; es ist ein tapferer, junger Mann, den das Urtheil trifft, er wurde von Vielen geliebt. Peinlich ist die Lage des Helden selbst, und treffend die Beschreibung, wie die Furcht vor Entehrung, die Hoffnung, der Freund könne gerettet werden, ihn bald zur Entdeckung antreiben, bald davon zurückhalten. Das Urtheil der Ritter wird gesammelt. Es lautet: 'Entehrender Ausschluß aus dem Orden.' Jetzt aber erzählt der Meister, daß noch ein zweiter Johanniter diesen Fehltritt getheilt habe; er verspricht, die Strafe in Entlassung zu mildern, wenn der Schuldige den Mitschuldigen entdecke. Jener schweigt und verräthet ihn nicht. Da stürzt der Nefte des Meisters hervor und bekennet seine ganze Schuld. Diese Scene, der Schmerz des alten Ulrich von Ulrichshausen und der Bettstreit der Freunde, von welchen jeder der Schuldige sein will, ist so treffend, daß man sie hören muß."

Jetzt erst sah man sich nach dem Vorleser um. Doktor Zundler sprang nach dem Buch, das auf dem Tische lag, um zu lesen, und hatte sich schon mit freundlichem, zuversichtlichem Lächeln Elisen genähert, als der alte Kempen plötzlich aus den dichten Reihen der Männer Palvi herbeiführte. „Nein, nein,“ sagte er, „hier steht der Mann, der uns gestern gezeigt hat, wie gut er einen Roman vorlese; ich denke, besser Doktor. Ihre Stimme paßt mehr zum Leichten, Lyrischen. Mit spöttischem, halb verlegenem Lächeln reichte der Doktor das Buch hin, und Palvi las, wenn es möglich war, noch schöner als am gestrigen Abend. Diese erhabene und so unglückliche Freundschaft, die Ceremonien ihrer Ausstoßung aus dem Orden, ihre letzten Worte, als sie das Schloß verlassen, lodten in manchen Auge Thränen der Wehmuth, und Elise selbst schien so gerührt, daß Palvi mehrere Kapitel

weiter las, um ihr Fassung zu geben. Unfern Lesern ist dieser Roman zu bekannt, als daß wir nicht besorgen müßten, sie durch längere Auseinandersetzung zu ermüden. Sene interessanten Abtheilungen, wo die beiden verflohenen Ritter an den romantischen Ufern der Rogat umherstreifen, jene glücklichen Schilderungen eines schönen Landes, die Nachrichten über die alten Preußen, in deren Mitte der Orden zwei Jahrhunderte zuvor den Samen der Kultur getragen hatte; ihre alterthümlichen Gebräuche, die unverkennbaren Spuren heidnischer Sitten, auf sonderbare Weise mit christlichem Ritus vermischt, dies Alles, getragen und veredelt von der tiefen Melancholie Euno's, von seines Freundes Seelenstärke und heiterem, unverzagtem Muth, spannte die Zuhörer und riß sie hin.

Elise hatte sich bald wieder so weit gefaßt, daß sie mit Ruhe weiter erzählen konnte. Sie erzählte, wie die beiden Vertriebenen die Berrätherei des Ordenskastellans entdecken, der die Polen heimlich nach Marienburg rief; wie sie unter Gefahr und Beschwerden sich durch die aufrührerischen Preußen nach Marienburg durchschlagen, den Meister warnen und verborgen auf Gelegenheit harren, dem Orden zu nähern. Mit großer Begeisterung las Palvi jene Schlachtszenen, worin der Meister bei einem Anfall auf die Polen, von seinem Neffen gerettet wird, wo der Freund die heilige Fahne des Ordens, der ihn verflohen, aus dem dichtesten Haufen der Feinde zurüchbringt, und diese erhabene That mit einer tödtlichen Wunde zahlt. Diese Rührung brachte jene Scene hervor, wo der Sterbende seinem Freund so manches Räthselhafte in seinem Betragen aufklärt, und ihm gesteht, daß auch er selbst Banda ans Innigste geliebt habe. Der Schmerz um den Sterbenden bewegt Euno zu dem romantischen Entschluß, seiner Liebe auf immer zu entsagen, besonders da ein Verdacht in ihm keimt, daß sie ihn weniger geliebt, als den Freund. Die unächliche Bekattung dieses edeln Menschen, die Wiederaufnahme Euno's in den Orden waren von ergreifender Wirkung, nicht minder rührend Banda's Versuche, den Geliebten noch einmal zu sprechen, und als sie sich vergessen glaubt, ihr schnelles Hinwelken.

Der Kastellan ist von dem Ezirwenta, dem Hauptmann der böhmischen Besatzung, der dessen Geständniß fürchtet, selbst getödtet worden;

verlassen, verwaist, auch von der Liebe verlassen, will sie nur so lange noch in der Nähe des Geliebten weilen, bis der Frühling heraufkommt; doch nicht nur diese zarte Blume, auch der Orden trägt den Tod im Herzen, und beide sollten den letzten Frühling in Marienburg sehen.

Der Großmeister Ulrich von Erlichshausen kann sich mit seinen Rittern nicht mehr gegen den Aufstand der Preußen und gegen seine eigenen Söldner halten. Er will den Orden nach Deutschland führen und bedingt sich von den Verräthern freien Abzug. Schon sind die Pferde gerüstet, der Zug will aufbrechen, und die Ritter nehmen mit blutenden Herzen von den Hallen dieser Burg Abschied. Und als alle noch einmal ihr Eheuerthes mustern, was sie verlassen sollen, kann Euno dem letzten Ruf der Geliebten nicht widerstehen; er will zu ihr und — findet sie sterbend. Sie schien nur noch so viel Leben in sich zu tragen, um ihn von ihrer Treue, ihrer Liebe zu versichern. Indessen hat Czirwenka die Thore geöffnet. Sechshundert Polen ziehen ein, und statt dem Orden freien Abzug zu gönnen, wird der Großmeister vom Pferde gerissen, verspottet und verhöhnt. Euno verläßt die sterbende Geliebte, um ihm beizuspringen; ein heftiges Gefecht entspinnt sich in den Höfen; einem großen Theil der Ritter, den Meister in der Mitte, gelingt es, zu entkommen, aber Euno mit sechs andern tapfern Ordensbrüdern, welche die Fahnenwache bildeten, werden von den Uebrigen abgeschnitten; kämpfend ziehen sie sich über die breiten Stufen bis in der großen Kempter zurück, wo sonst die Ordensfahne stand. Der Entschluß, sie lebend nicht zu übergeben, befeelt sie, sie pflanzen das Banner an seinem alten Standpunkt auf und umgeben es. Lange gelingt es ihnen, das Siegeszeichen so vieler Schlachten zu verteidigen. Aber die Polen bringen immer heftiger ein; Uebermacht und Verrath regnen, und über die Fahne gebreitet, sterben die letzten Ritter von Marienburg.

Es entstand eine Pause, als Palvi geendet hatte; es schien Niemand zuerst jene Stille stören zu wollen; die unter zwei oder drei heilig und rührend, in größeren Gesellschaften peinlich ist. Doch je erhabener das Gefühl ist, welches zu einer solchen Ruhe zwingt, desto



anglicker sind die Menschen, mit etwas Gemeinem diese Nachklänge tieferer Empfindungen zu unterbrechen. Sie rennen dann auf allen Bieren durch die Speisefammer ihrer Erinnerung, um etwas Feines, Eingemachtes, Candirtes vorzusetzen, statt ihre frischen natürlichen Gefühle sprechen zu lassen.

„Dieser ganze Roman,“ lispelte endlich eine Dame, deren Blässe und feuchte Augen auf zarte Nerven schließen ließen, kommt mir vor wie jener Ausspruch Jean Pauls: ‚Wie manche stille Brust ist nichts, als der gesunkene Sarg eines erblaßten, geliebten Bildes.‘ Dieser Hahn liebt gewiß unglücklich, und darum gefällt er sich in diesem tragischen Geschid.“

„Gerade dies kommt mir überaus komisch vor,“ bemerkte der Hofrath, dem Reiz und Verdruß um die Nasenflügel spielten; „dieser Mensch hat zu wenig Tiefe, zu wenig Empfindung, um die Behmuth, das Unglück zu zeichnen, doch ich habe mich an einem andern Ort hindänglich darüber ausgesprochen. Gewiß, es ist so, wie ich sage. Es steht ja gedruckt, mein Urtheil,“ setzte er hinzu, indem er sich vornehm in den Stuhl zurücklehnte.

„Doch glaube ich, auch gegen ein gedrucktes findet noch Appellation statt,“ sagte der junge Kempen mit gleichgültiger Miene.

„Wie so?“ rief der Hofrath erröthend.

Kempen war etwas betroffen, aber die muntern Augen seines Oheims, der hinter dem Stuhl des Hofraths stand, winkten ihm, fortzufahren. „Ich meine, ich habe so etwas gelesen, das Ihr Urtheil, besser Hofrath, völlig umstieß,“ entgegnete er; „übrigens ist ein gedrucktes Urtheil immer nur das Urtheil eines Einzelnen, und dem Einzelnen muß erlaubt sein, dagegen zu streiten. Ich zum Beispiel finde diesen Roman besser, als Sie ihn gemacht haben. Auch glaube ich, Tiefe des Gefühls müsse dem abgehen, der dies in den letzten Ritttern von Marienburg nicht findet.“

Der Oheim hatte solches wohl nicht geahnet, denn er und die ganze Gesellschaft schienen erkannt über die Kühnheit des Stallmeisters.

„Solche historische Romane,“ nahm der Professor das Wort, „sind nur Fabrikarbeiten. Die Form ist gegeben, und wie leicht, wie sicher läßt sich diese Form von Jedem handhaben! Nehmen Sie irgend einen Lappen der Weltgeschichte, zerreißen ihn in kleine Fetzen und kleiden die hergebrachten Personen von A bis Z darein, so haben Sie einen historischen Roman. Die weitere Entwicklung ist leicht, besonders wenn man es sich so leicht macht, wie dieser Hahn, und nur genugsam Floskeln eingestreut sind; wenn das Thränenstück häufig als Panier aufgepflanzt wird, so kann der Eindruck nicht verfehlt werden.“

„Und doch dünkt mir,“ erwiderte Palvi, „es ist bei weitem schwerer, einen Roman zu dichten, der den Forderungen einer wahren, vernünftigen und billigen Kritik entspricht, als ein Drama zu schreiben.“

„Und was nennen Sie denn eine vernünftige und billige Kritik, Herr Referendarius?“ fragte Doktor Zundler mit ungemein klugem und spöttischem Gesicht.

„Man muß ein Buch,“ erwiderte Palvi mit großer Ruhe, „man muß besonders ein Gedicht zuerst nach den Empfindungen beurtheilen, die es in uns hervorrufft, denn auf Gefühl ist ja ein solches Werk berechnet; es soll angenehm unterhalten, durch den Wechsel freundiger und wehmüthiger Scenen befriedigen. Und dann erst, wenn unser Herz darüber entschieden hat, daß das Buch ein solches sei, das unsere Gefühle erhoben, befriedigt hat, dann erst erlaube man dem Verstand, sein Urtheil darüber zu fällen, und ihm bleibt es übrig, nachzuweisen, was in Anordnung oder Styl gefehlt ist.“

„Da müßte man am Ende alle Herzen abstimmen lassen,“ sagte der Hofrath mitleidig lächelnd, „müßte man fragen: hat's gefallen oder nicht? ehe man ein öffentliches Urtheil fällt. Aber dem ist nicht so; unsere Journale waren es von jeher, denen zu loben oder zu verdammen zu stand, und der gebildete, gekläuerte Geschmack ist es, der dort richtet.“

„Ueberhaupt dünkte ich,“ setzte Doktor Zundler mit zärtlichem Seitenblick auf Elisen hinzu, „man kann über Dinge dieser Art in Gesellschaft eine gebildete Dame mit Vergnügen hören, wie schon Goethe

im Lasso sagt, aber ein öffentliches Urtheil müssen nur Leute vom Fach fällen, und nur Leute vom Fach können dagegen opponiren."

"Und halten Sie sich etwa für einen Mann vom Fach?" fragte Balvi mit großem Nachdruck.

Der Doktor verbarg seinen Unmuth über diese Frage nur mühsam hinter einem lächelnden Gesicht. „Ich denke, die Welt zählt mich zu Deutschlands Dichtern.“ sagte er.

„Die Welt,“ antwortete der Referendär, „die betrogene Welt, aber nicht ich; so wenig als ich meinen Dekopisten für ein Genie halte.“

Die Gesellschaft fiel aus ihrer Spannung in eine sonderbare Bewegung. Die Damen sahen unmutig auf Balvi, ein Theil der Männer lachte über des Doktors auffallenden Mangel an Fassung, ein anderer Theil mißbilligte laut solche Reden in einer guten Gesellschaft.

„Herr von Balvi,“ rief endlich Zundler bebend, man wußte nicht, ob vor Wuth oder Schrecken, „wie soll ich Ihre sonderbaren Reden verstehen?“

„Ja, ja, Doktor,“ sagte der Stallmeister laut lachend, „auch mit meiner Bewunderung hat es ein Ende; man sagt, Sie haben sich Ihre Gedichte und sonstigen schönen Sachen machen lassen.“

„Machen lassen?“ fragte der Chorus der Literatoren mit Bestürzung.

„Hat sie machen lassen?“ rief die Gesellschaft.

„Wer wagt dies zu sagen?“ schrie der Doktor, indem er bleich und athemlos aufsprang.

„Nun, leider derjenige selbst, der sie Ihnen verkfertigt hat,“ antwortete Kempfen mit großer Ruhe, „der Magister Bunker; er logirt oben in Ihrem Hause.“

Der entlarvte Dichter versuchte noch einige Worte zu sprechen; er war anzusehen, wie der Kopf eines Enthaupteten; die Augen drehen sich noch, die Lippen scheinen Worte zu sprechen, aber der Geist ist entflohen, der diesen Organen Leben gab. Eilig drängte er sich dann durch den Kreis, stürzte nach seinem Hut und verließ den Saal und die vor Verwunderung verstummte Gesellschaft.

„Ist es denn wahr?“ sprach endlich die von Angst und Sorge erbleichte Elise, indem sie den Stallmeister sehr ernst ansah.

„Gewiß, mein Fräulein!“ erwiderte dieser lächelnd. „Ich würde der Gesellschaft diese Scene erspart haben, aber ich war zu tief über die freche Stirne erbittert, womit dieser Mensch mich und Sie alle hinterging. Doch hören Sie von dem wunderlichen Mann, der ihm Alles dichtete.“

Man setzte sich schweigend, und Kempen erzählte; während seiner Erzählung schlich sich der Redakteur der Blätter für belletristisches Vergnügen aus dem Saal, ihm folgten seine Genossen, beschämt und ergrimmt über sich, den Doktor und die ganze Welt. Der Gesellschaft aber gereichte die Erzählung des Stallmeisters zu nicht geringem Vergnügen. Die gute Stimmung war wieder hergestellt, der Punsch, den der alte Kempen als Nachsatz von gestern gab, löste die Zungen, man fühlte sich weniger beengt, seit die öffentlichen Schiedsrichter hinweggegangen waren, man sprach allgemein das Lob des vorgelesenen Romans aus. Auch die Toasts wurden nicht vergessen, und als Julius von Kempen die Gesundheit aller wahrhaftigen Dichter und ihrer gründlichen Kritiker ausgebracht hatte, wagte es Elise mit glänzenden Augen, aber tief erröthenden Wangen, die Gesellschaft aufzufordern, auf das Wohl des neuen Hön und der letzten Ritter von Marienburg zu trinken.

## 9.

Elise hatte dem Stallmeister, als er beim Nachhausefahren neben dem Wagen ritt, erlaubt, sie den andern Tag zu besuchen; er kam, er fand sie allein und gütiger gegen ihn gesinnt, als je. Sie neckte ihn über seine Eingriffe in die literarische Welt und rieth ihm, nie etwas drucken zu lassen, denn er habe alle Recensenten gegen sich aufgebracht.

„Und sind denn nicht auch Sie mir einige Minuten gram gewesen,“ fragte er lächelnd, „weil es einer Ihrer Freier war, den ich entlarvte?“

„Einer meiner Freier?“ fragte sie hocherröthend. „Zundler? Sie irren sich.“

„O, Sie schenken ihm oft ein geneigtes Ohr,“ fuhr er fort,

„verabschiedeten mich oft mitten im Gespräch, um auf die Worte dieses großen Dichters zu lauschen!“

„Gewiß nicht, Kempen!“ antwortete sie verlegen. „Und einer meiner Freier, sagten Sie, als ob ich deren viele hätte!“

„Ich kenne wenigstens einige,“ erwiderte er mit lauerndem Blick. „Und wen?“

„Zum Beispiel Palvi.“

„Palvi!“ rief sie erblickend. „Was wollen Sie mit Palvi? Ich kenne ihn nicht.“

„Elise,“ erwiderte der Stallmeister sehr ernst, „Sie kennen ihn. Der Zufall ließ mich vorgestern hören, daß Sie ihm selbst sagten, wie gut Sie ihn kennen. Sie lieben ihn.“

„Nimmermehr!“ rief sie mit glühendem Gesicht. „Er ist ein Abscheulicher! Glauben Sie, ich werde einen Elenden lieben, der — mein Kammermädchen anbetet?“

„Elise! Palvi?“

„Ja, ich gestehe es,“ flüsterte sie, in Thränen ausbrechend, „Ihnen gestehe ich es, es gab eine Zeit, wo ich für diesen Menschen Alles hätte thun können. Ich kannte ihn noch aus meiner Kindheit und auch später, er war mir werth. Aber hören Sie: Schon oft hatte mir mein eingebildetes Kammermädchen von einem schönen Herrn erzählt, der sie immer anrede, ihr von Liebe vorschwätze, und dem sie recht herzlich angethan sei. Eines Tages stand sie dort am Fenster; auf einmal schlägt sie die Hände zusammen vor Freude, bittet mich, ans Fenster zu treten und ruft: ‚Sehen Sie, der dort in der Thüre des Buchladens steht, der ist der schöne Herr.‘ Sie macht mir Platz, ich trete arglos hin, und aus dem Laden tritt in diesem Augenblick —“

„Wie, doch nicht Palvi?“ rief der Stallmeister, ergrimmt über das schlechte Betragen eines Mannes, den er geachtet hatte.

„Er selbst,“ flüsterte Elise und drückte ihre weinenden Augen in ihr Tuch.

Der Stallmeister überließ das unglückliche Mädchen einige Minuten der Erinnerung an einen tiefen Kummer, hatte er ja doch selbst diese Pause nöthig, um sich zu sammeln. Liebe, Mitleiden, so viele andere

Empfindungen stürzten auf ihn ein, rissen ihn hin, Elises Hand zu ergreifen und sie an seine brennenden Lippen zu ziehen. Erschreckt, überrascht blickte sie ihn an; doch schien ein günstiges Gefühl für ihn ihren strafenden Blick zu mildern.

„Und darf ein Mann,“ sprach er bewegt, „zu Ihnen von Liebe reden, nachdem Sie so Bitteres von uns erfahren? Darf er sagen, er würde tren sein bis in den Tod, wenn Sie ihm nur einen Theil jener Liebe schenken könnten, die Jener ganz besaß?“

„Julius, was fällt Ihnen ein?“ rief sie mit bebenden Lippen, doch ohne ihm ihre Hand zu entziehen. „Wozu —“

„Elise,“ fuhr er fort, „ich kann einem so großen und schönen Herzen, wie das Ihrige ist, wenig Trost geben; aber die Zeit mildert, und kann nicht treue und aufmerksame Liebe selbst schönere Vorgänge ersetzen?“

Sie wollte antworten, sie erröthete und schwieg, aber ihren Blick voll Liebe und Begehren durfte er günstig für sich deuten; er schloß sie in seine Arme und küßte ihren schönen Mund.

„Aber mein Gott, Rempen,“ sagte sie, indem sie sich sanft von ihm loszumachen suchte, „was machen Sie doch?“

„Ich habe Dich ja längst geliebt,“ fuhr er fort, „hatte nur einen Wunsch, ich glaubte Dein Herz nicht mehr frei und zögerte; jetzt, da ich weiß, daß nur Gram, aber keine fremde Liebe in diesem Herzen wohnt, jetzt mußte ich dieses lästige Geheimniß von mir werfen. Aber wie? — zürnen Sie mir vielleicht über Alles dieses?“

„Julius?“ rief sie erschreckt von dem wehmüthigen Ton, womit er die letzten Worte sagte. Dieser Name, so sanft und wohlwollend ausgesprochen, ihr ängstlicher, zärtlicher Blick sagten ihm mehr als alle Worte. „Und darf ich mit dem Vater reden, Elise? Darf ich?“ setzte er hinzu.

Sie erröthete und erbleichte eben so schnell wieder, sie sah ihn eine kleine Weile prüfend an, eine Thräne trat in ihre schönen Augen, aber um ihren Mund zog ein süßliches, feines Lächeln; sie drückte seine Hand; eine kleine Bewegung des Hauptes und die hohe Röthe, die wieder über ihre Wangen ging, sagten ja, und schnell, wie vom Wind hinweggetragen, war sie in ein anderes Zimmer entschlüpft.

Der Stallmeister war in jeder Hinsicht eine so gute und anständige Partie, daß der alte Bicklow, als der Geheimrath von Kempen für seinen Neffen warb, keinen Anstand nahm, seine Zusage zu geben. Der junge Mann selbst war so von seinem süßen Glück erfüllt, daß er lange nicht an die Begebenheiten dachte, die diesem wichtigen Schritt vorangegangen waren. Endlich erinnerte ihn ein Zufall an Palvi; so unangenehm diese Erinnerung war, so fühlte er doch als Mann und als künftiger Gatte Elifens, daß er diesem Menschen, mochte er sich auch wirklich schlecht gezeigt haben, Erklärung schuldig sei. Und wie bebte seine Hand, als er ihm in wenigen Zeilen sagte, daß Elifens Widerwille unüberwindlich sei, daß er ihn versichern könne, daß sie niemals einen Mann mehr lieben werde, welchen sie anzugeben nicht Unrecht gehabt, daß er selbst versuchen wolle, Palvi's Stelle bei ihr zu ersetzen. Ja seine Hand, sein Herz bebte, als er diese Buchstaben niederschrieb; es konnte ihn nicht beruhigen, daß er sich ins Gedächtniß recht lebhaft zurückrief, wie niedrig und elend dieser Mensch an einer so garten, heiligen Liebe, wie sie Elise gab, gestrevelt habe. Die edeln Züge, das Auge dieses Mannes standen vor ihm; sein so hoher und liebenswürdiger Geist, so fein in Urtheil und Benehmen, und dennoch so wenig firtliche Würde? Die Erinnerung an jenen Abend, wo sich ihm dieser Mann so ernst und doch so herzlich genähert hatte, wo er ihm sein inneres Leben aufschloß, und ein verarmtes Herz bei solchem Reichthum der Gedanken, eine tief verwundete Seele bei solcher Gesundheit des Geistes zeigte, machte ihn so wehmüthig, daß er nahe daran war, die kaum geschriebenen Zeilen zu zerreißen; aber der Gedanke an Elise, die Vermuthung, daß dieser Palvi so schöne Empfindung, so tiefe Nährung nur geheuchelt haben müsse, erkälteten schnell seine warme Theilnahme. Entschlossen schickte er den Brief ab, und doch dächte es ihm, als er seinen Boten verschwinden sah, er habe einen Todespfeil auf ein edles Herz entsendet.

## 10.

Der alte Herr von Kempen erinnerte sich mehrerer Fälle, wo die

Empfindungen stürzten auf ihn ein, rissen ihn hin, Elifens Hand zu ergreifen und sie an seine brennenden Lippen zu ziehen. Erschreckt, überrascht blickte sie ihn an; doch schien ein günstiges Gefühl für ihn ihren strafenden Blick zu mildern.

„Und darf ein Mann,“ sprach er bewegt, „zu Ihnen von Liebe reden, nachdem Sie so Bitteres von uns erfahren? Darf er sagen, er würde treu sein bis in den Tod, wenn Sie ihm nur einen Theil jener Liebe schenken könnten, die Jener ganz besaß?“

„Julius, was fällt Ihnen ein?“ rief sie mit bebenden Lippen, doch ohne ihm ihre Hand zu entziehen. „Wozu —“

„Elise,“ fuhr er fort, „ich kann einem so großen und schönen Herzen, wie das Ihrige ist, wenig Trost geben; aber die Zeit mildert, und kann nicht treue und aufmerksame Liebe selbst schönere Vorgänge ersetzen?“

Sie wollte antworten, sie erröthete und schwieg, aber ihren Blick voll Liebe und Behmuth durfte er günstig für sich deuten; er schloß sie in seine Arme und küßte ihren schönen Mund.

„Aber mein Gott, Rempen,“ sagte sie, indem sie sich sanft von ihm loszumachen suchte, „was machen Sie doch?“

„Ich habe Dich ja längst geliebt,“ fuhr er fort, „hatte nur einen Wunsch, ich glaubte Dein Herz nicht mehr frei und zögerte; jetzt, da ich weiß, daß nur Gram, aber keine fremde Liebe in diesem Herzen wohnt, jetzt mußte ich dieses lästige Geheimniß von mir werfen. Aber wie? — zürnen Sie mir vielleicht über Alles dieses?“

„Julius?“ rief sie erschreckt von dem wehmüthigen Ton, womit er die letzten Worte sagte. Dieser Name, so sanft und wohlwollend ausgesprochen, ihr ängstlicher, zärtlicher Blick sagten ihm mehr als alle Worte. „Und darf ich mit dem Vater reden, Elise? Darf ich?“ setzte er hinzu.

Sie erröthete und erbleichte eben so schnell wieder, sie sah ihn eine kleine Weile prüfend an, eine Thräne trat in ihre schönen Augen, aber um ihren Mund zog ein lächliges, feines Lächeln; sie drückte seine Hand; eine kleine Bewegung des Hauptes und die hohe Röthe, die wieder über ihre Wangen ging, sagten ja, und schnell, wie vom Wind hinweggetragen, war sie in ein anderes Zimmer entschläft.



Der Stallmeister war in jeder Hinsicht eine so gute und anständige Partie, daß der alte Bicklow, als der Geheimrath von Kempen für seinen Neffen warb, keinen Anstand nahm, seine Zusage zu geben. Der junge Mann selbst war so von seinem süßen Glück erfüllt, daß er lange nicht an die Begebenheiten dachte, die diesem wichtigen Schritt vorangegangen waren. Endlich erinnerte ihn ein Zufall an Palvi; so unangenehm diese Erinnerung war, so fühlte er doch als Mann und als künftiger Gatte Elifens, daß er diesem Menschen, mochte er sich auch wirklich schlecht gezeigt haben, Erklärung schuldig sei. Und wie bebte seine Hand, als er ihm in wenigen Zeilen sagte, daß Elifens Widerwille unüberwindlich sei, daß er ihn versichern könne, daß sie niemals einen Mann mehr lieben werde, welchen sie anzugeben nicht Unrecht gehabt, daß er selbst versuchen wolle, Palvi's Stelle bei ihr zu ersetzen. In seine Hand, sein Herz bebte, als er diese Buchstaben niederschrieb; es konnte ihn nicht beruhigen, daß er sich ins Gedächtniß recht lebhaft zurückrief, wie niedrig und elend dieser Mensch an einer so garten, heiligen Liebe, wie sie Elise gab, gestrevelt habe. Die edeln Züge, das Auge dieses Mannes standen vor ihm; sein so hoher und liebenswürdiger Geist, so fein in Urtheil und Benehmen, und dennoch so wenig sitzliche Würde? Die Erinnerung an jenen Abend, wo sich ihm dieser Mann so ernst und doch so herzlich genähert hatte, wo er ihm sein inneres Leben aufschloß, und ein verarmtes Herz bei solchem Reichthum der Gedanken, eine tief verwundete Seele bei solcher Gesundheit des Geistes zeigte, machte ihn so wehmüthig, daß er nahe daran war, die kaum geschriebenen Zeilen zu zerreißen; aber der Gedanke an Elise, die Vermuthung, daß dieser Palvi so schöne Empfindung, so tiefe Nährung nur geüchelt haben müsse, erläteten schnell seine warme Theilnahme. Entschlossen schickte er den Brief ab, und doch dächte es ihm, als er seinen Boten verschwinden sah, er habe einen Todespfell auf ein edles Herz entsendet.

## 10.

Der alte Herr von Kempen erinnerte sich mehrerer Fälle, wo die

feierliche Verlobung gräßlicher, sogar fürklicher Paare gleich den andern oder dritten Tag, nachdem die Werbung angenommen worden, vor sich gegangen war. Er stand daher um so weniger an, seinen Neffen und Eifens Vater zu gleicher Eifertigkeit zu treiben, als er selbst gleich nach dieser Scene, wobei, seiner Meinung nach, sein Segen notwendig war, auf mehrere Wochen auf das Land gehen wollte. So kam es, daß sich der Stallmeister durch den verhängnißvollen Zug der Umstände in die ruhige Bucht eines schönen, häuslichen Glückes versetzt sah, als er sich kaum noch auf hoher See glaubte, oder wenigstens von Klippen träumte, an welchen seine Hoffnung auf immer scheitern konnte. Am Morgen jenes festlichen Tages, der zu seiner Verlobung angesetzt war, brachte ihm ein Knabe einen Brief. Die Hand, die ihn überscrieben, war ihm unbekannt. Er öffnete und fand den Namen des Magister Bunker unterzeichnet. So unangenehm auch die Erinnerungen sein mochten, mit welchen dieser Name in Verbindung stand, so machte doch das Andenken an diesen alten Mann und die wenigen rührenden Worte des Briefes tiefen Eindruck auf ihn. Er bat, der Stallmeister möchte dem Knaben zu ihm folgen. Er habe ihm notwendig etwas zu eröffnen und sei selbst zu schwach und angegriffen, als daß er über die Straße gehen könnte. Kempen fürchtete anfangs ein Zusammentreffen mit Palvi. Als aber der Knabe auf seine Frage, ob Herr von Palvi bei dem Alten sei, antwortete: „Ach nein! der ist ganz schnell weggeriist und kommt nimmer wieder, und der alte Herr Magister hat geweint wie ein Kind,“ nahm er eileuds seinen Hut und folgte.

Der Knabe führte ihn durch mehrere Seitenstraßen in einen abgelegenen Theil der Stadt, wo arme Leute und Handwerker wohnten, bis vor ein kleines, aber reinliches Haus. Dort stieg er eine Treppe hinan und öffnete dem Stallmeister eine Thüre. Es war ein Zimmer voll Verwirrung und Unordnung, in das sie traten. Papiere und Bücher lagen am Boden zerstreut, und die Trümmer einer Guitarre mischten sich mit ausgeleerten Flaschen und alten Schuhen. Auf den Stühlen lagen Kleidungsstücke, auf dem schlechten Canapé aber saß, den Kopf in die Hand geküßt, ein Mann, in welchem Kempen den Alten er-

kannte. Beim Geruch, das ihr Eintritt verursachte, wandte er den Kopf um und hatte Thränen in den alten Augen.

„Vergeben Sie mir!“ sagte er, indem er mit Nähe sich anstraffte. „Meine Füße trugen mich nicht mehr zu Ihnen, und meine Hand zittert — ich mußte meine Botschaft mündlich geben.“

„Was ist vorgegangen!“ rief der junge Mann bekräftigt. „Sie sind krank, Sie weinen, um wen? Und von wem eine so feierliche Botschaft?“

Der Alte trocknete sich die Augen. „Er hat viel auf Sie gehalten,“ sprach er, „noch gestern und vorgestern hat er immer von Ihnen gesprochen, und innig bedauert, daß er Sie so spät erst kennen gelernt hat. Sie hätten können herzliche Freunde werden, denn Sie sind keiner von den schuftigen Gefellen, die er verabscheute.“

„Mein Gott, Sie sprechen von Palvi? Wo ist er?“

„Röge ihn ein gütiger Arm vor den Wellen des Flusses bewahrt haben!“ erwiderte der Alte sehr ernst; „doch, nicht wahr, junger Mann, es gehet größere Kraft dazu, einen Kummer zu tragen, als sich von ihm zerbrechen zu lassen? Nicht wahr? Ich glaube es wenigstens, und er ist eine kräftige Seele, er kann nicht zum Selbstmörder werden.“

Kempen verhällte sein Gesicht, er konnte den tiefen Gram des Alten nicht länger sehen. Aber dieser zog ihm ängstlich die Hand von den Augen. „O lesen Sie doch,“ sagte er; „lesen Sie genau, prüfen Sie jedes Wort, nicht wahr, es steht nichts darin, daß er sich tödten wolle?“

Kempen nahm das Blatt; es war in wenigen Worten ein kurzer, aber ergreifender Abschied an den Alten. Er müsse ihn und diese Stadt verlassen, schrieb er. Als Grund gab er nur flüchtig sein unglückliches Verhältniß zu Elisen an, von welchem der Alte völlig unterrichtet schien.

Kempen suchte den Alten zu trösten; es sei so natürlich, sagte er, daß Palvi sich zerstreuen wolle, daß er vielleicht nur eine kleine Reise mache —

Aber der Alte schüttelte mit bitterem Lächeln den Kopf. „Er kommt nicht wieder; und ach! ich habe keine Freude und keinen Freund mehr! Er hat alle seine kleinen Rechnungen bezahlt, und mir,“ setzte er weinend hinzu, „mir hat er seine Bücher und Alles hinterlassen. — Doch mein Auftrag. Sie sehen, wie sehr er Sie schätzte, hier ist ein

Baquet mit Bäckern an Sie, die Adresse schrieb er noch heute Morgen, und in einem kleinen Zettelchen, das er darauf gelegt hat, bittet er mich, Sie bei Allem, was heilig sei, zu versichern, daß er kein schlechter Mensch gewesen sei, daß er Sie liebe und in Ihrem Glük sein eigenes finde.“

Indem der Magister noch diese Worte sprach, hörte man ein Geräusch auf der Treppe, eilende Schritte nahten dem Zimmer, die Thüre ging auf, und ein Zeitungsblatt in der Hand, stürzte der Buchhändler Kaper in das Zimmer. „Wo ist er?“ rief er erhitzt und athemlos. „Wo ist der große und unvergleichliche Hön, unser Scott, unser letzter Ritter! Wo ist Blüthe und Kern unserer Literatur? Ich meine den Herrn Referendar von Palvi, der hier logirt, wenn ich nicht irre,“ setzte er hinzu, als er den Gesuchten nicht im Zimmer fand.

„Er ist verreist,“ antwortete der Alte.

„Himmel! komme ich zu spät?“ fuhr Kaper fort, „wissen Sie nicht, hat Hön schon einen Verleger zum nächsten Historischen? Das wir es erst heute erfahren müssen. — Ei! ei! gratulire, Herr Stallmeister, zu meiner schönen Nachbarin — aber wer hätte das gedacht, daß wir den göttlichen Hön in den eigenen Manern hätten, und daß es dieser Herr von Palvi wäre!“

„Wie!“ rief der Stallmeister, indem er den Alten staunend anblickte. — „Er wäre Hön?“

„Da steht's, da steht's gedruckt im Conversationsblatt,“ schrieb der Buchhändler, seine Zeitung dem jungen Kempen überreichend.

„Hön,“ sagte der Alte, „er war Hön. Wohl hat er den Ungläubigen die Backenzähne ausgezogen, und vergebens kämpften sie gegen meinen edeln, jugendlichen Palatin, aber sein Geschick wollte, er sollte Hön ohne Regia sein.“

Noch einmal öffnete sich die Thüre und spie, wie das Thor im Löwengarten des Königs Franz, zwei Leoparden auf einmal aus. Es waren der Hofrath und der dramatische Professor, die hereinströmten. „Wo ist er?“ riefen sie. „Vergessen sei alle Fehde! Wir hatten ja einen ganz Andern im Verdacht, der Autor dieses Romans zu sein;

darum, gewiß nur darum haben wir ihn gehaßt. Ins Freitagsstrüßchen soll er kommen, Mitarbeiter soll er werden am belletristischen Vergnügen! Den Zundler soll er uns ersetzen, der treffliche Hön.“ So schrien sie durcheinander, aber mit Hohn und Verachtung blickte sie der Alte an. „Ihr findet ihn nicht mehr,“ sagte er. „Er ist hinweg für immer.“

„Hat er etwa einen Ruf bekommen?“ rief der Professor.

„Ha!“ rief ihm der Hofrath nach, „das ist ja wohl Zundlers räthselhafter Magister. Herrlicher Fund! Wir zahlen zehn Thaler per Bogen, Werthgeschätzter. Arbeiten Sie mit an unserem Blatt, was Sie wollen. Gedichte, Novellen, Recensionen, Kunstgefühle, wir nehmen Alles auf!“

„Zurück!“ entgegnete der alte Mann mit mehr Hoheit, als ihm Kempten zugetraut hatte. „Ich habe einen Freund verloren, eine große schöne Seele, und bin nicht gesonnen, ihn mit Euch und Euern Thälern zu ersetzen. Dort am Boden liegen Palvi's Papiere — theilt Euch in seinen poetischen Nachlaß.“

Er sprach es, nahm den Stallmeister unter den Arm und verließ mit ihm langsam das Zimmer. Rayer, der Hofrath und der Professor stürzten wie Drachen auf den Boden und über die Papiere her, und mitten in seinem Kummer mußte der Stallmeister lächeln, als ihm der Alte auf der Treppe entdeckte, jene werden nur Fragmente von juristischen Relationen und unbedeutende Kriminalakten finden. Als aber der Alte an der Thüre des Hauses mühsam und auf seinen Stab gestützt, an den Häusern herschleichen wollte, ergriff Kempten seinen Arm von Neuem und führte ihn trotz seiner Widerrede bis zu seiner Wohnung. Dort setzte sich der Magister auf einen Stein, um Kräfte zu gewinnen, denn sein Stäbchen lag fünf Stockwerke hoch.

## 11.

Elise saß zu derselben Stunde vor der Toilette. Gedankenvoll sah sie vor sich hin, indem das Kammermädchen ihre Haare ordnete. Bieleicht hatte der tägliche Anblick dieser Jose den Stachel entheiligter

Liebe nur immer noch tiefer in das Herz gedrückt; und dennoch vermochte sie es nicht über sich, dieses Mädchen wegzuschicken. Es war der Stolz einer erhabenen Seele, was sie von diesem Schritt abhielt, der vielleicht auch von ihren Eltern getadelt worden wäre, denn das Mädchen diene treu und geschickt. Doch so tief diese Wunde sein mochte, Elise suchte in diesem Augenblick ihren Schmerz zu überdauern. Wenn nach den Gesetzen der Natur das Wesen in uns zu derselben Zeit verschiedentlich beschäftigt sein könnte, wenn es möglich wäre, in dem nämlichen Moment in dem Herzen so ganz anders zu fühlen, als man oben, hinter den Augen denkt, so müßte Elises Seele in dieser Stunde nach verschiedenen Richtungen sich getheilt haben. Im Hintergrund ihres Herzens flüsteren tiefe, wehmüthige Töne die Erinnerung einer Zeit, sie sangen in klagenden Weisen jene Tage, wo Elise auf der ersten Stufe der Jugend das Auge des Geliebten verstand. In volleren Akkorden rauschten diese Erinnerungen; als sie von Stunden seliger Liebe, von Trennung und der Wonne des Wiederfindens sprachen. „Verloren, verloren durch seine eigene Schuld!“ weinte dann ihre Seele. „Untergegangen ein so großer, schöner Geist, in Leichtsin und Niedrigkeit!“ Doch diese Gefühle schlichen nur gleich Schatten vorbei. Sie suchte mit aller Gewalt des Geistes den Blick von diesen Erinnerungen abzuwenden, sie dachte an das ruhige, klare Wesen ihres zukünftigen Gatten. Sein bescheidenes und doch so würdiges Betragen, seine reine Herzensgüte. Sie rief sich dies Alles hervor, ja sie versuchte zu lächeln, um freundlichere Gefühle dadurch zu erringen, aber — es gelang ihr, ruhig, doch nicht heiter zu werden.

Der Fuß war vollendet, sie richtete sich vor dem hohen Spiegel auf, und die Freude an ihrer eigenen hübschen Gestalt verdrängte auf Augenblicke jene düsteren, wehmüthigen Bilder. „Nein, und wenn er noch so proper angethan wäre,“ sagte in diesem Augenblick das Kammermädchen, „mich soll er nicht mehr anreden dürfen!“

„Ich habe Dir gesagt, Du sollst nicht mehr von solchen Dingen reden,“ rief Elise mit der Röthe des Unmuthes auf den Wangen.

„Ach Gott! gnddiges Fräulein, ich will ja auch gar nichts mehr

von dem schlechten Menschen wissen, aber ich sagte nur so, weil er wieder in Herrn Kapers Laden steht.“

Elise zitterte, sie wollte von dem Spiegel hinweggehen, aber unwiderstehlich zog es sie an das Fenster. Sie warf einen Blick hindüber, und unter jener Thüre stand Zundler.

„Wie!“ rief sie, kaum ihrer Worte mächtig, der Jose zu, „ist es denn dieser?“

„Ja, freilich! aber werden Sie mir nur nicht böse?“

„Und dieser auch, den Du damals meintest?“ fuhr sie mit bebenden Lippen fort.

„Wer denn anders?“ entgegnete Jene ruhig; „aber ich weiß jetzt, er ist ein schlechter Mensch, und jetzt weiß ich auch, wie er heißt, Doktor Zundler.“

„Geh, geh, bringe die Kleider weg,“ flüsterte Elise, indem sie ihr glühendes Gesicht halb bewußtlos in die Kissen des Sophas drückte; das Mädchen eilte erschrocken hinweg, und die unglückliche Braut war mit ihrem Gram allein. Welche Gefühle stürmten auf sie ein! Beschämung, Liebe, Unmuth über sich selbst. Sie sprang auf; ein Gang durch das Zimmer machte sie muthiger. Sie wollte Rempen Alles gesehen, sie war einen Augenblick überzeugt, er werde so edel sein, zurückzutreten, Palvi werde leicht zu versöhnen sein. Aber die Stadt wußte, daß heute ihre Verlobung sei. Ihr Vater hat dem Geliebten sogar das Haus verboten, würde er jemals einwilligen, sie glücklich zu machen? Nein! — Scham vor der Welt, Reue, Angst, warfen sie nieder. Bleich, erschöpft und zitternd fand sie der Stallmeister, als er bald darauf ernsther, als zu diesem frühlichen Tag sich schickte, in Elisens Zimmer trat.

„Ich muß Ihnen eine sonderbare Nachricht geben,“ sagte er bewegt, indem er sich zu ihr setzte, und beschäftigt mit seinen Gedanken, ihre Verwirrung nicht bemerkte. „Palvi ist weggereist, und zwar auf immer.“

„Er ist todt!“ rief sie. „Gewiß, schnell, sagen Sie es nur heraus, er hat sich getödtet!“

„Nein,“ erwiderte Rempen, „er hat mir einen Brief zurückgelassen, worin er Sie und mich zum letztenmal begrüßt. Er ist nach

Frankreich gegangen. Dorthin lautet auch sein Paß, wie mir so eben mein Onkel erzählte.“

Elise schweig. Sie fühlte, daß sie in diesem Augenblick erst ihn ganz verloren habe; aber sie hatte Kraft genug, jeden Laut des Kummers zu unterdrücken.

„Doch, was Sie noch mehr befremden wird,“ fuhr er fort, „jenen Roman, den Sie uns leztthin erzählt haben, hat uns der Autor selbst vorgelesen.“

„Palvi!“ rief sie in so eigenem Ton, daß der Stallmeister erschrad. „Er wäre —“

„Gut, der Autor der lezten Ritter von Marienburg. Er steht schon in öffentlichen Blättern, und hier schickt er mir und Ihnen dieses Werk.“ Der Stallmeister öffnete ein Paket und gab Elisen die Bücher. Sie öffnete eines derselben. Ihr Blick fiel auf das Märchen, woraus Palvi mit so sonderbarem Accent einige Worte gelesen, und jetzt erst stieg eine längst verblichene Erinnerung in ihr auf. Es war ein Märchen, das Palvi's Vater den Kindern so oft erzählt hatte. Eine große Thräne schwamm in ihrem schönen Auge und fiel herab auf diese Zeilen.

In diesem Augenblick öffneten sich die Flügelthüren. Mit feierlichem Gesicht und überladen mit seinen Orden, trat der Geheimerath von Kempen herein. Mit Anstand trat er vor das Fräulein, ihr den Arm zu bieten. „Die Familien sind im Salon versammelt,“ sprach er. „Ist es gefällig, die Ringe zu wechseln? Doch wie! Sind Sie so sehr in unsere Literatur verliebt, daß Sie sogar gerade vor der Verlobung Lesestunden mit meinem Neffen halten? Was lesen Sie denn, wenn man fragen darf?“

Mit einem schmerzlichen Lächeln stand Elise auf und nahm seinen Arm. „Etwas Altes in neuer Form,“ erwiderte sie, „ein Märchen von untergegangener Liebe!“

„Ei! ei!“ setzte der Oheim lächelnd und mit dem Finger drohend hinzu. „Etwas Solches vor der Verlobung; und wie heißt denn der Titel?“ fragte er, indem er sie in den Saal führte. „Die lezten Ritter von Marienburg.“



## Des Verfassers eigene Kritik über vorstehende Novelle.

W. Hauff lieferte im Literaturblatt des Morgenblatts (Jahrgang 1827, Nr. 92 u. ff.) als letzte durch seinen Tod unterbrochene Arbeit eine Recension der Taschenbücher auf 1828. In derselben fällt er über die in diesem Bändchen enthaltene Novelle folgendes Urtheil:

„Die letzten Ritter von Marienburg, Novelle von W. Hauff. Auch wieder einmal eine Novelle, doch Gottlob keine historische, wie wir beim ersten Anblick gergewohnt hatten. Lieber wäre es uns gewesen, wenn Herr Hauff seinen Stoff, wie es im ersten Kapitel geschieht, durchaus zu einer Satire der historischen Romane, nicht aber zu einer ziemlich unnötigen Belobung derselben benützt hätte. Auch ist es nicht sehr bescheiden, daß der Herr Verfasser den Roman, die letzten Ritter von Marienburg, so oft als trefflich und unvergleichlich schildert, da er doch selbst es ist, der die Skizze davon entworfen hat.

Die letzten Partien der Novelle sind abgerissener und eilender, als die ersten, und verfehlen dadurch den Charakter der besonnenen Ruhe und Rundung, den die Novelle haben soll. Herr Hauff scheint sich zwar diesmal in Hinsicht auf Sprache und Anordnung mehr Nähe gegeben zu haben, als im vorjährigen Frauentaschenbuch; aber auch hier sind die Figuren nur skizzirt, flüchtig angedeutet, und gelangen somit nicht zu ächterem, farbigerem Leben. Das Motiv, aus welchem Fräulein Elise den Dichter Palvi aufgibt, ist, wenn ein natürliches, doch jedenfalls kein poetisches.



# Inhalt.

	Seite
<b>Gaußs Leben</b>	5
<b>I. Gedichte zu W. Gaußs Andenken.</b>	
1. Im Namen der Freunde von G. Schwab	21
2. Auf W. Gaußs frühes Hinscheiden von F. Uhlank	23
<b>II. Rede nach W. Gaußs Beerdigung von Hofkaplan Gräneisen</b>	25
<b>Gedichte.</b>	
Der Schwester Traum	33
Mutterliebe	36
An die Freiheit	38
1. Zur Feier des 18. Junius	40
2. " " " " 1823	42
3. " " " " 1824	43
4. " " " " 1824 (?)	45
Turnerlust	46
Das Durschenthum	48
Trinklieb	50
Reiters Morgengesang	52
Soldatenmuth	53
Prinz Wilhelm	55
Soldatentreue	57
Soldatenliebe	59
Gans Guttens Ende	60
Entschuldigang	62
Jesuitenbeichte	64
Regel für Kranke	63
Schriftsteller	69
Lehre aus Erfahrung	70
Amor der Räuber	71
Stille Liebe	78
Trost	73
Sehnsucht	74
Ihr Auge	76
Serenade	77
Die Freundinnen an der Freundin Hochzeittag	78
An Emilie	80
Der Kranke	82
Grabgesang	84
Aus dem Stammbuche eines Freundes	85
Logogryph	86
Räthsel, drei	87
Charade	90
<b>Novellen</b>	
Vertrauliches Schreiben an Spöttlich	93
Jud Sus	99
Die Bettlerin vom Pont des Arts	177
Die Sängerin	293
Die septen Ritter von Marienburg	349







